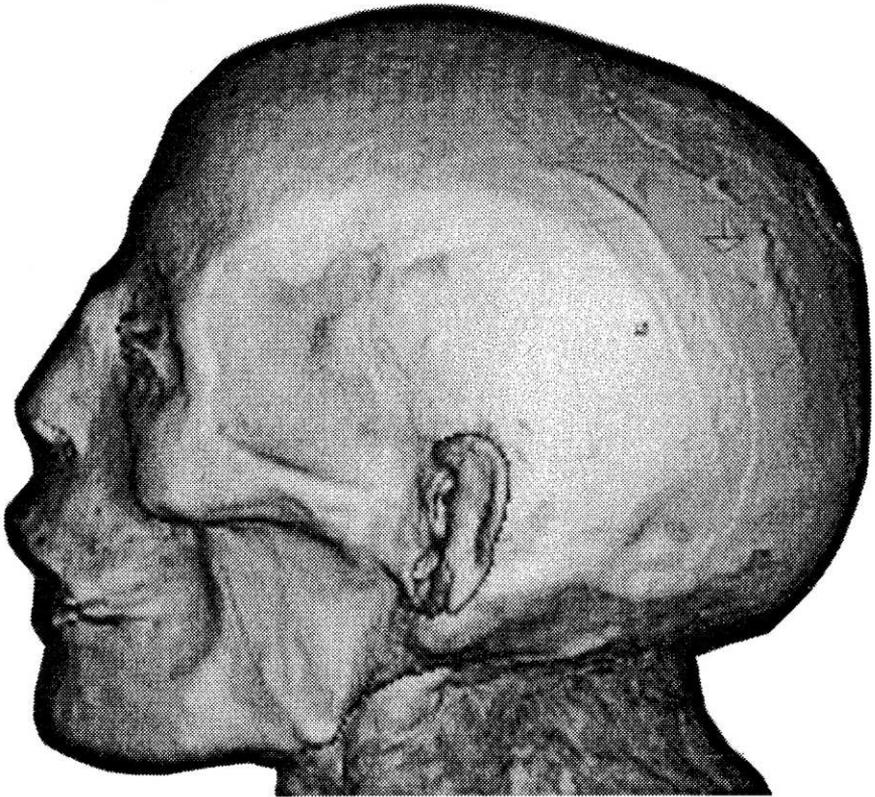


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2001



Jahrg. 13, Heft 3, September 2001



ISSN 0947-7233

Titelbild: CT-präparierter Schädel von „Ramses I.“ (vgl. S. 374), Quelle:
www.archaeology.org/0101/newsbriefs/atlanta.html

Impressum:

Zeitungssprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge www.mantis-verlag.de

Das **Gesamtregister** der *Zeitungssprünge* findet sich auf der Home-page.

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 75,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 80,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2001 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge: 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997- 1998 = 65,-, 1999 - 2000 = 70,-**. Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

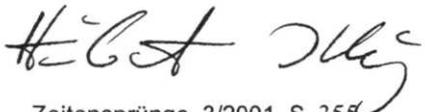
Jg. 13, Heft 3
September 2001

Editorial

Auch Hefte haben ihr Schicksal. Der Herausgeber sitzt normalerweise erwartungsfroh am Schreibtisch und sieht zu, wie mählich Manuskripte eintreffen. Heute sind sie natürlich nicht mehr handgeschrieben, sondern in Diskettenform, sauber zum Druck vorbereitet. Dem Lektor bleibt nichts mehr zu tun, der Setzer fügt die Dateien zusammen, und schon kann die Druckerei aktiv werden, während der Herausgeber den erhofften Verdienst addiert.

Seltsamerweise geschieht es zuweilen, dass zu viele Manuskripte eintreffen. Noch erstaunlicher ist es, wenn z.B. das bislang nie behandelte Ingelheim gleich von drei Autoren wissenschaftlich traktiert wird. Da bleibt nichts anderes übrig, als die voneinander unabhängig entstandenen Beiträge nebeneinander zu stellen. Es gibt aber auch Artikel, die stetig wachsen, als ob es gar kein Ende mehr haben wolle. Diesmal war das vor allem der Beitrag über die amerikanische Mumie. Er erscheint, eine weitere Seltenheit für die *Zeitensprünge*, topaktuell zur Eröffnung ihres neuen Museums. Doch dieser Anlass zeugt im Internet lawinenartig immer weitere web-sites modernster Präsentation. Hier muss der Autor permanent am Ball bleiben, um nicht zu versäumen, wenn ein weiterer endoskopischer Flug durch Kopf oder Rumpf der uralten Mumie angeboten wird, mit Simulationsprogrammen Haut und Fleisch von ihrem Schädel geschält oder ihr Inneres präpariert wird, wie es nie zuvor zu sehen war. Hier muss dann doch einmal der Herausgeber aktiv werden, indem er kategorisch an den dräuenden Redaktionsschluss erinnert.

Es kann aber auch passieren, dass kurz vor Torschluss noch eine kritische Stimme in der Mittelalterdebatte zu hören ist. Selbstverständlich trifft das fällige Belegexemplar nicht ein, sondern nur ein fast unleserliches Fax, abgeschickt von einer aufmerksamen Abonnentin. Und wohin soll jetzt die Antwort gedruckt werden? So wächst das Heft, obwohl immer mehr Artikel zurückgestellt werden, zu ungewolltem Umfang, vielleicht auch unerwarteter Größe. So erwarten Sie diesmal volle 200 Seiten. Es wünscht Ihnen spannende Lektüre Ihr

 7.9.

Pharaonisches Geblüt in Amerika

„Meine Mumie im Keller“

Meinhard Hoffmann

Vom Lichtsatz zum *Niagara Falls Museum*

Nichts scheint weiter auseinander zu liegen als das wasserlose Tal der Könige in Theben-West und die donnernden Wasser der Niagarafälle. Aber manchmal verbinden sich die Dinge in einer Weise, die unvorhersehbar ist. So standen die Produktionsstätten einer Weltfirma für Fotosetzmaschinen in der Kleinstadt Wellsboro, Pennsylvania. Als ich dorthin flog, lockte mich auch eine Weltsehenswürdigkeit, und so fuhren wir am 29. 3. 1966 zu den Niagarafällen. Unser Hotel stand auf der kanadischen Seite. Die Hauptstraße der „City of Niagara Falls“ ähnelte einem Rummelplatz, auf dem man auch Graf Dracula und Frankenstein begegnen konnte. Selbstverständlich besichtigten wir die „Hufeisenfälle“ und ließe es uns nicht nehmen, unter die Fälle zu gehen. Näher kann man den stürzenden Wassern nicht kommen, die so laut sind, dass man buchstäblich sein eigenes Wort nicht versteht. Am Nachmittag schlenderten wir zur Rainbow Bridge. Von ihr sieht man das *Niagara Falls Museum*, dem wir bald einen Besuch abstatteten.

Erwartungsgemäß empfängt einen die „Daredevil Hall of Fame“, also die Ruhmeshalle für all jene tollkühnen Menschen, die in einem Fass oder einem ausgeklügelten ‚Fahrzeug‘ die Fälle bezwingen wollten. 1901 überlebte als erste Anna Edson Taylor den Sturz über 60 m, bei dem zur Fallhöhe neben Klippen und Stromschnellen auch jene Wasserwalze hinzukommt, die einen Gegenstand manchmal erst nach Stunden oder Tagen freigibt. Erinnerung wird nicht nur an Abenteurer und viele Tote, sondern auch an Roger Woodward, der am 9. 7. 1960 als Siebenjähriger nach einer Bootspanne hinabstürzte und – nur von einer Schwimmweste geschützt – überlebte.

Aber das Museum enthält noch viel mehr. Von Anfang an – seit 1827 – sah es sein Begründer, Thomas Barnett, als ein überdimensionales Kunst- und Kuriositätenkabinett. So enthält es 26 Sammlungen und Ausstellungen. Neben Unvermeidlichkeiten wie dem doppelköpfigen Kalb und dem fünfbeinigen Ferkel finden sich umfangreiche Tiersammlungen, waren doch die Barnetts gelernte Tierpräparatoren, aber auch die Muschel- und Korallenkollektion des berühmten Eiszeitforschers Louis Agassiz.

Zwischen alten Waffen, indianischen Artefakten und orientalischen Kuriositäten durfte ein ägyptisches Kabinett nicht fehlen. 1854 fuhr Colonel



Die Mumie „Nofretete“, „Ex-Nofretete“, „Ramses I.“ nach Aufdeckung ihrer beiden Arme und Hände, im März 1985 [Foto: Meinhard Hoffmann]

Sidney Barnett als Sohn des Museumsgründers erstmals an den Nil, um Mumien und Särge zu erwerben. 1860 traf seine Kollektion vor Ort ein; niemand weiß, inwieweit sie auf offiziellen Wegen erworben worden ist. Ein Jahr später, 1861, ist das Ägyptische Museum in Kairo gegründet worden. Ab da achtete Auguste Mariette als sein erster Direktor darauf, dass keine privaten Erwerbungen mehr Ägypten verließen. Im selben Jahr begann übrigens auch der amerikanische Bürgerkrieg, der im *Niagara Falls Museum* mit einer eigenen Sammlung repräsentiert ist.

Im Museum konnte ein Mr. Luther A. Marsh auf einer Tafel verkünden, dass hier die beste und wertvollste Kollektion ägyptischer Mumien zu sehen sei, auch wenn es nur um neun menschliche Mumien gehe. Die Toten lagen in neun Särgen und Sarkophagen, geschützt durch einen übergestülpten Glasschrein. In der Tat befand sich das erste Exponat in einem hervorragenden Zustand: General Ossipumhnoferu, im damaligen Katalog bereits als „Ossi“ vorgestellt [Grigoroff 13], präsentiert sich völlig unversehrt mit Kopf- und Barthaaren samt der Narbe, die er sich einhandelte, als er seinen König Tuthmosis III. bei der Elefantenjagd schützte. Aufgebahrt in seinem Sarkophag, unter dem Glasschrein, wirkte er wie das männliche Pendant zu Dornröschen. Bei der nächsten Mumie durchfuhr es mich wie ein elektrischer Schlag, als ich las:

„SEPTHNESTP

Wife of Amen Hotep. IV. This Mummy was placed in the tomb of Thottemes. III. about 1500 years. B.C. She was accidently deprived of life by inhaling poison from a golden flake which she supposed to be only perfume. Brought from Egypt by Dr. J. Douglas. of Quebec 1860.“

Septhnestp, die Frau von Amenophis IV., liege hier in einem Sarg von Thutmosis III., weil einst ihr Riechfläschchen Gift enthalten habe. Ihr Name war mir unbekannt, aber der ihres Gatten Amenophis IV., also Echnaton, umso mehr. Ging es hier um eine wenig bekannte Nebenfrau? Aber nein, der Museumsführer [Grigoroff 16] bekräftigte, dass sie dem König sechs Töchter, aber keinen Sohn geboren habe. Also doch Nofretete! Nofretete in der City of Niagara Falls, Canada!?! Zur Schau gestellt in einem Panoptikum!

Ihre Büste ist 1912 von Ludwig Borchardt in Amarna aufgefunden, 1925 dann dem *Staatlichen Museum Preußischer Kulturbesitz* vermacht und in Berlin ausgestellt worden. In kürzester Zeit war sie weltberühmt. Die „Große Königliche Gemahlin“ selbst ist aus Amarna und aus den dortigen Aufzeichnungen verschwunden, ohne dass wir einen Grund dafür wüssten. Und nun lag sie hier? Die vielleicht berühmteste Frau der Welt, mit dem Namen „Die Schöne ist gekommen“, bot keinen schönen Anblick. Sie war bis zum Brustkorb ausgewickelt, ihr rechter Arm war über dem Bauch angewinkelt, das

Gesicht zeigte Spuren starken Verfalls bis hin zur Skelettierung. Die Frage nach der Identität von Mumie und ägyptischer Königin beschäftigte mich ab diesem Augenblick.

„Nofretete“

Als Laie kannte ich gerade mal *Sinuhe der Ägypter* von Nika Waltari und eine Schilderung von Philip Vandenberg. So hatte ich einiges zu lernen, wobei ich die Leser nicht mit allen Stationen dieses Lernprozesses behellige und auch aktuelle Literatur als Beleg anführe.

Als erstes erfuhr ich, dass die Identität der Königsmumien nur an dünnen Papyrusstreifen hing. 1881 sind die Ägyptologen endlich auf ein lang gesuchtes Grab gestoßen, hatten doch Verkäufe königlicher Funde darauf hingewiesen, dass die Einheimischen Zugriff auf ein Königsgrab hatten. Das Versteck von Deir el-Bahari (DB320) wurde unter dramatischen Umständen von Émile Brugsch-Bey geräumt, der rund 40 Mumien – Könige, Königinnen, Würdenträger – und viele Sarkophage mit Grabbeigaben nach Kairo retten konnte. Die weiteren Recherchen zeigten, dass es sich eigentlich um die Familiengruft des Hohenpriesters Pinodjem II. handelte, in dem die Mumien erst nach dem 11. Jahr Scheschonks I. (22. Dyn.) gesammelt worden sein konnten [Reeves/Wilkinson 194-197].

1898 entdeckte dann Victor Loret ein zweites Versteck königlicher Mumien im Grab von Amenophis II., im Tal der Könige selbst (KV35). Hier scheint es sich um 14 Pharaonenmumien und einige anonyme Funde zu handeln. Das „scheint“ bezieht sich darauf, dass in beiden Fällen die Mumien neu gewickelt und buchstäblich etikettiert worden waren: ihre Identität geht aus mit Tinte in hieratischer Schrift geschriebenen Etiketten hervor, die sich auf Sarkophagen und verschiedenen Bandagenschichten der Mumien fanden. Bereits 1881 musste man feststellen, dass Mumien gelegentlich in Behältnissen lagen, die nicht für sie bestimmt waren. Noch weiter ging Gaston Maspero, der den Beweis führen wollte, dass bei Totalverlust einer Mumie auch ein Ersatzleichnam an die Stelle des ursprünglichen getreten sein konnte. Das ist zwar von Elliot Smith 1912 widerlegt worden [bis hier vgl. Reeves/Wilkinson 194-204], gab aber gleichwohl Raum für die seitdem nicht abreißen Versuche, den Identitätsbeweis auch über anatomische Ähnlichkeit und in Zukunft wohl auch mit DNA-Untersuchungen abzusichern.

Kommen wir zurück auf den großen Glassarkophag, in dem ich soeben vielleicht der Mumie der Nofretete begegnet war. Auch sie war etikettiert: Bei der späteren Aufdeckung trug ein Zettel die Aufschrift „Afrikanischer Kriegspeer“. Zu Füßen der „Nofretete“ lagen noch Prinzessin Amenhotep, ausgege-

ben als Tochter von Amenophis III., ein Priester von Thutmosis I. und drei weitere Mumien ohne Zuordnungen. Es blieb die große Frage, ob die Mumie der schönen Nofretete tatsächlich in Kanada und nicht irgendwo in Ägypten liegt. Eine Antwort war vorläufig nicht möglich, denn wir mussten weiter: über Wilmington nach Washington und zurück nach Europa.

Im Rückblick wirkte alles bizarr. Nofretete auf einem Rummelplatz? Ja, etwas anderes war es auch nicht. Niagara Falls ist ein Rummelplatz, „the Honeymoon Capital of the World“ [Gibson], und das dortige, nach eigener Aussage „Älteste Museum von Nordamerika“ [Grigoroff, Rückseite] ist nur ein Kuriositätenkabinett in schlechtem Zustand. Die großartige Insektenammlung präsentierte ihre Präparate unansehnlich, verdeckt und schmutzlig. Auf allen Exponaten lag der Staub von Jahrzehnten; die Mumien waren mehr schlecht als recht gegen ihren Verfall geschützt. Die Beschriftungen nahm offensichtlich niemand ernst, sonst hätte doch manch einer unter Millionen Besuchern erkennen müssen, wer sich unter der Chiffre „Septhestp“ verbarg. Auch Ägyptologen mussten hier achtlos passiert sein. War das vorstellbar?

Ich prüfte, was ich eigentlich wusste. Das Museum ist in Entstehung und im Bestehen gut dokumentiert: Es wird 1827 von Thomas Barnett (1799-1890) am Kopfende der Hufeisenfälle gegründet, das damalige Museumsgebäude wird 1860 eingeweiht. In diesem Jahr kommen die elf Mumien respektive Mumienteile ins Haus, vermittelt durch jenen Dr. James Douglas, dessen Namen die Bibliothek der Queen's University in Ontario trägt. Als die Barnetts Bankrott machen, geht das Museum 1877 in die Hände von Mr. Saul Davis über, der 1888 die Sammlungen in einem neuen Haus auf der US-amerikanischen Seite der Fälle unterbringt. 1952 übernimmt Jacob Sherman und später seine Familie die Museumsleitung, worauf 1958 die Sammlungen neuerlich den Fluss queren und seitdem wieder im kanadischen Niagara Falls besichtigt werden können, diesmal im Gebäude einer ehemaligen Korsettfabrik. Heute kann nachgetragen werden, dass das Museum 1999 geschlossen und die ägyptische Kollektion an das Emory-Museum in Atlanta verkauft worden ist.

Die Existenz eines Pharaos Echnaton ist seit 1843 bekannt, als Lepsius die Grabreliefs in Amarna kopiert hat. Allerdings hielt er Echnaton entsprechend seinen Reliefdarstellungen anfänglich für eine Frau, wie er Alexander von Humboldt im November desselben Jahre mitteilte. Als solche steht der Pharao 1845 noch im Standardwerk von Christian Bunsen. Erst im vierten Band von Bunsens *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte* taucht 1856 Echnaton als Mann auf, wobei nun auch die Identität von Echnaton und Amenophis IV.

geklärt war [vgl. Hornung 10 f.]. Altertümlich wie die Beschriftung der „Septhnestp“ war, könnte sie noch auf das Jahr 1860 zurückgehen, als die Mumie ins Haus kam. Damals dürfte zumindest in Amerika noch niemand den Namen „Nofretete“ gekannt haben.

Damit hätte meine Geschichte zu Ende sein können. Der erste Kontakt war beendet, für einen Laien schien hier nichts klärbar, und so dauerte es fast 10 Jahre, bis ich zu der Thematik zurückfand. Im zweiten Anlauf wollte ich als erstes Auskünfte über den Namen Septhnestp, doch das Museum beantwortete meine Anfrage nicht, das *Bibliographische Institut* in Mannheim konnte es auch mit ägyptologischem Beistand nicht. So blieb die Frage, ob 1860 tatsächlich die Beschreibung einer Mumie in einem öffentlich zugänglichen Museum übersehen werden konnte, weil der korrekte Name Nofretete (Nefertiti) erst 1925 dank der Büste ins allgemeine Bewusstsein trat!

Ich legte mir nun einen Weg zurecht, um die Mumie als Nofretete zu bestimmen. Da der Amarna-Stil nicht nur als höchst eigentümlich, sondern auch als sehr naturalistisch eingeschätzt wird, sollte die berühmte Nofretete-Büste, gefunden in der Werkstatt des Bildhauers Thutmose in Amarna, eine äußerst naturgetreue Wiedergabe ihres Kopfes sein. Ein gutes Replikat der Büste ließ sich leicht beschaffen, nicht aber Fotografien der Mumie. Da vom Museum keine Aufnahmen zu erhalten waren, flog ich 1979 nach Buffalo, um selbst vor Ort zu fotografieren. 120 meiner Aufnahmen dokumentierten den Sarkophag und die der Nofretete zugeschriebene Mumie. Nunmehr ließen sich zwischen Büste und Mumie Vergleiche anstellen.

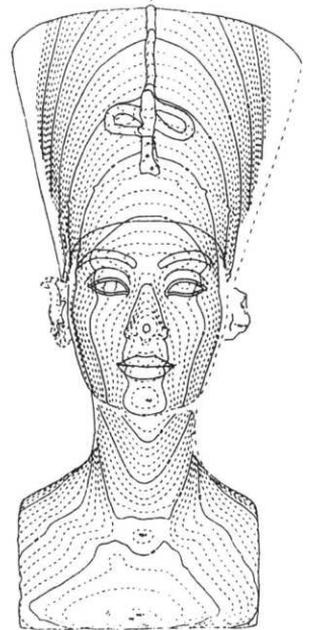
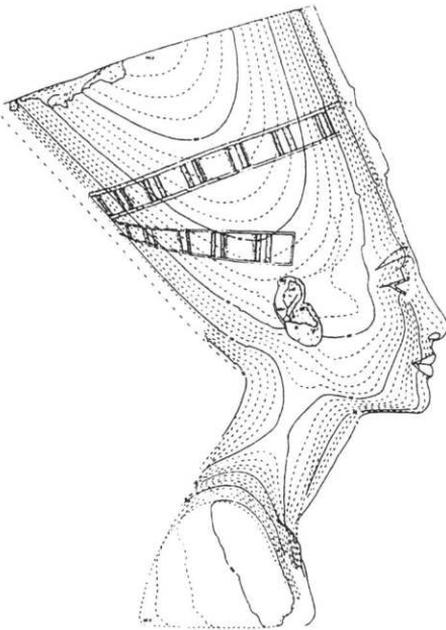
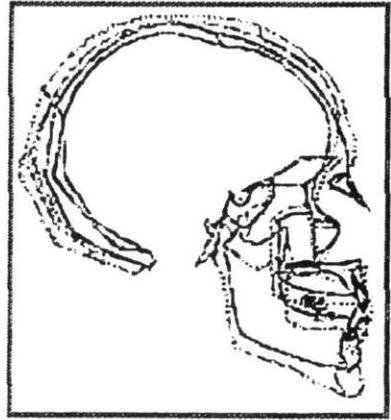
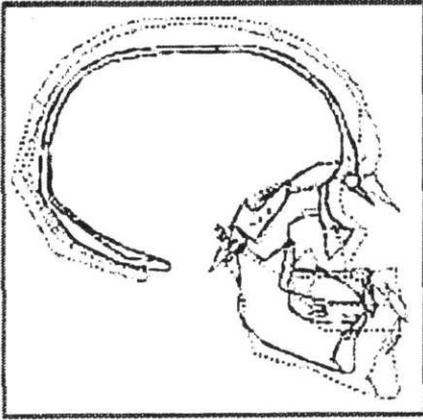
Ich tat das im Bewusstsein, dass die Identität eher unwahrscheinlich wäre. So hatte der STERN 1976 [Nr. 19] berichtet, dass eine seit 70 Jahren unbeachtet im Keller des Ägyptischen Museums deponierte Mumie als Königin Hatschepsut erkannt worden sei.

„Das Profil entspricht dem ihrer Statuen, die Armhaltung war Königsmumien vorbehalten, die Hand umfaßte Zepter oder Geißel“ [STERN 1976, Nr. 19].

So rückte das Individuum CCC 61/70 in königliche Ränge auf. Dagegen wissen heutige Spezialisten [Reeves/Wilkinson 186] nichts von diesem Ergebnis, sondern berichten nur von einer korpulenten, einst langhaarigen Mumie aus dem Grab KV60 (KV = Kings Valley), bei der es sich laut Elizabeth Thomas „durchaus um Hatschepsut selbst handeln [könne] – eine Möglichkeit, der die Position des Arms ganz gewiß nicht widerspricht“. Der Arm lag „in der Pose einer Königin quer über die Brust“.



Der erste Vergleich: Der Schatten der Nofretete-Büste neben dem Profil der Mumie. Von ihr war damals nur eine Hand, waren nicht die gekreuzten Arme zu sehen [Foto: Meinhard Hoffmann].



Oben: Cephalometrische Studien von E. Wente. Links die Unähnlichkeit der Schädel der Mumien von Amenophis III. und Tutanchamun, rechts die Unähnlichkeit der Mumien von Amenophis III. und Tuthmosis IV. [Wente].
Unten: Photogrammetrie der Nofretete-Büste [Wölpert 275]

Ein halbes Jahr später wurde auch Mumie Nr. CG 61070 nobilitiert, wobei ich mutmaße, dass der Stern die erste Nummer ver(schlimm)bessert hat, um eine ersichtlich andere Mumie zu identifizieren. Diese Leiche stammte aus dem Notgrab in der Gruft von Amenophis II., war aber nicht ‚etikettiert‘ und firmierte deshalb unter der unauffälligen Bezeichnung „ältere Dame“.

„Vor wenigen Jahren erst fiel dem amerikanischen Ägyptologen Edward Wente auf, was andere Forscher übersehen hatten. Die ältere Dame trug den linken Arm über der Brust angewinkelt, als habe sie zu Lebzeiten ein Zepter gehalten. Wente folgerte, daß die ältere Dame eine der Königinnen sein könne, von denen noch jede Spur fehlte“ [STERN 1976, Nr. 49].

Was folgte, schien fast Routine. Schädelvermessungen und Abgleiche mit den Mumien ihrer Eltern machten eine nahe Verwandtschaft sehr wahrscheinlich. Weil sich auch ein Haarbüschel in einem mit „Teje“ beschrifteten Behältnis erhalten hatte, konnte eine Elektronen-Spektralanalyse gemacht werden, der zufolge die separate Locke von demselben Kopf stammt wie das Mumienhaar. Die Indizienkette schien schlüssig und stimmig. Gleichwohl vermerken Reeves und Wilkinson [121] lakonisch: „aber die Gleichsetzung fand keine allgemeine Zustimmung“.

In den 70er Jahren wusste ich naturgemäß nichts von den späteren Zurückweisungen, sondern nur von den vielfältigen Möglichkeiten bei der Bestimmung von Mumien. Eine war also der Profil-Abgleich zwischen Mumie und Statuen. Eine andere war bei königlichen Mumien die Armhaltung. Beschrieben war, dass bei Frauen der linke Arm vor der Brust gekreuzt war, damit die entsprechend geöffnete Hand ein Zepter halten konnte. Die Pharaonen sind im Neuen Reich mit gekreuzten Armen präpariert worden und hielten Geißel und Krummstab in ihren Händen. Das sind vom Ursprung her Hirtenstab und Dreschflegel, also die Symbole für den Nomaden und für den Ackerbauer und damit auch für die beiden Ägypten, worauf mich H. Illig später hinwies. Offiziell waren die Pharaonen Könige vom fruchtbaren Unterägypten und von Oberägypten.

Beim Fotografieren hatte ich besonders auf diese Armhaltung geachtet. Bei der Auswertung musste ich feststellen, dass bei der unter dem Namen Septhnestp ausgestellten Mumie der rechte Arm nicht schräg über der Brust lag, sondern im Ellbogen einen rechten Winkel bildete und die Haltung der Finger nicht eindeutig zu identifizieren war. Mein Zwischenergebnis war ernüchternd, geradezu deprimierend: Der erkennbare rechte Arm passte genau so wenig zu einer Königin wie das Profil zur Büste. Auch die Benennung des Sarkophags als der von Thutmosis III. ließ sich durch keine Kartusche belegen.

Das hinderte mich nicht, noch einmal sämtliche Dias durchzumustern. Nun entdeckte ich bei einem anderen Sarkophag am inneren Kopfteil eine Königskartusche. Das Foto zielte aber auf ein anderes Detail, so dass die Kartusche nicht lesbar abgebildet war. Aber damit war die Möglichkeit eröffnet, dass die Sarkophage keineswegs den alten Beschriftungen entsprachen. Und für die Mumien konnte dasselbe gelten!

Nun brauchte es nur noch ‚Kommissar Zufall‘ in Gestalt meiner Frau. Sie bestand darauf, sich mit mir die Schlüsselfotos noch einmal anzusehen. Ich erklärte ihr die Bedeutung der Kartuschen in dem Sarg, hatte aber gar nicht darauf geachtet, dass dahinter ein einfacher Holzsarg ohne Bemalung zu erkennen war, aus dem das Profil einer Mumie, wenn auch nur oberhalb der Ohren, herauschaute. Meine Frau aber sagte plötzlich: „Sieh doch auf die Hand!“ Irritiert folgte ich ihrem Hinweis. Und nun sah ich, dass der linke Arm der hinteren Mumie über der Brust gekreuzt war, der Daumen gestreckt, die Hand leicht geöffnet, als hätte sie ein Zepter gehalten. Wir hatten eine wirkliche, königliche Mumie entdeckt!

Jetzt erst fiel mir auf, dass das so deutlich sichtbare Profil des Mumienkopfes von schöner Ebenmäßigkeit war. Ich holte die Büste der Nofretete, brachte sie in die gleiche Stellung, wie der Kopf der Mumie gebettet war und projizierte einen Schatten in gleicher Größe des Mumienprofils auf die Leinwand. Es ergab sich eine absolute Identität mit dem Profil der Amarna-Büste. Eine solche Deckungsgleichheit bis ins Detail, zusammen mit dem angewinkelten Arm, mit seiner Handstellung wie für ein Königszepter und dem Umstand, dass im selben Raum ein altes Hinweisschild von der Frau des Pharaos Amenophis IV. sprach – das wog schwer.

Nun waren vielleicht neue Antworten auf alte Rätsel möglich: War Nofretete tatsächlich eine Prinzessin aus der Ferne, gar aus der Ägäis, wie in der Wissenschaft gerätselt wurde, oder stammte sie aus der Nähe des Hofes? Wurde sie verstoßen, starb sie früh oder kehrte sie Amarna und der Residenz des Echnaton den Rücken? Hat sie ihren Gatten überlebt oder wurde sie als große Königsgemahlin durch ihre Tochter Meritaton ersetzt, die ihren Vater heiratete? War sie verwandt mit dem späteren Pharao Eje? [Wolf 129]

Mit diesen Befunden, mit diesen Fragestellungen mussten nun die Spezialisten konfrontiert werden. Doch wie ihre Aufmerksamkeit gewinnen?

An dieser Stelle hätte meine Geschichte zum zweiten Mal zu Ende sein können. Es dauerte noch einmal Jahre, bis ich eine Präsentation beisammen hatte, die Aussicht auf Beachtung hatte. Ich wählte die Videodarstellung, bei der ich meine Fotos einsetzen konnte, und bot saubere Rekonstruktionen der beiden Umrisslinien, für die ich auf ein neues Verfahren zurückgriff, die foto-

grammetrische Nachbildung [Wölpert]. In meinem Heimstudio ließ sich dies für eine überzeugende Demonstration verwenden. Am 26. Februar 1985 um ca. 9 Uhr morgens zeigte ich sie einem gerade anwesenden Bekannten, der sich über CB-Funk mit dem ZDF-Reporter Günter Alt (heute Stellv. Redaktionsleiter Wiso) in Verbindung setzte. Der rückte nur zwei Stunden später mit einem ZDF-Aufnahmeteam an, schaute sich meine Demo an und zeichnete sofort ein Interview mit eingespielter Demo auf.

19 Jahre nach meiner ersten Begegnung mit dem Mumien-Mysterium von Niagara Falls sollte „Nofi“ in Deutschland ins Fernsehen kommen. Noch am Nachmittag desselben Tage wurde ich in die *Tele-Illustrierte* eingeladen, wo ich live von der ZDF-Moderatorin Ilona Christens interviewt wurde und auch einige Dias von der Mumie zeigen konnte. Der Erfolg war durchschlagend. Noch am Abend wurde die Meldung „Nofretete gefunden“ im *heute-journal* verbreitet und löste in den Medien einen Aufschrei der Empörung aus.

Am 28. 2. kam eine Einladung in die NDR-Talkshow *drei nach neun*, die von Alida Gundlach moderiert wird. Man lockte mich mit so berühmten Namen wie Nadja Tiller, die ihr Erscheinen bereits zugesagt hatte. Doch zwischenzeitlich hatte sich das ZDF die Rechte an der Auffindungsgeschichte der Mumie der „Nofretete“ bereits gesichert. So konnte Frau Gundlach nur mit Dr. Arne Eggebrecht, dem Direktor des Roemer- u. Pelizaeus-Museum in Hildesheim, diskutieren, was natürlich nicht ohne herbe Kritik an meiner Beweisführung abgehen konnte. Diese Technik wird übrigens heute unter Einsatz von Computer-Tomographie von weltweit anerkannten Fachleuten wie Prof. Dr. Edward Wente und Prof. Dr. James E. Harris, Autoren und Herausgeber des *X-Ray Atlas of the Royal Mummies* eingesetzt. Frau Gundlach schien jedoch durch meine Beweisführung sehr beeindruckt und forderte mich ‚coram publico‘ auf, mich mit Herrn Dr. Eggebrecht in Verbindung zu setzen, um so wissenschaftlichen Beistand zu erlangen. Dr. Eggebrecht seinerseits bot mir übers Fernsehen an, der Sache wissenschaftlich auf den Grund zu gehen. Das war von Frau Gundlach sehr mutig und hat im Endeffekt dazu beigetragen, eine vergessene Mumie, die nach heutigem Wissensstand wahrscheinlich ein Pharaon ist, ins Licht der Weltöffentlichkeit zu bringen.

In großer Eile wurde ein Vertrag zwischen dem ZDF und mir abgeschlossen. Die Fernsehanstalt verpflichtete sich, eine Reise zum Museum von Niagara Falls zu finanzieren. Teilnehmen sollte der Ägyptologe Eggebrecht, der Regisseur Günter Alt mit einem Fernsehteam, meine Frau und ich. Nach einem weiteren Vertrag zwischen ZDF und Eggebrecht konnte das „Unternehmen Nofi“ starten.

Wir flogen am 7. 3. 1985 nach Toronto. Auf dem Flug sprachen wir zunächst über die Sarkophage. Vier von ihnen waren in gleicher Manier bemalt,

die laut Einschätzung des Experten der 18. oder 19. Dynastie zuzuordnen sei, so dass nun auch Dr. Eggebrecht davon überzeugt war, es handle sich um den Inhalt eines jener Sammelgräber, wie sie seit 1881 und 1898 bekannt waren.

Folgendes Drehbuch wurde abgesprochen. Mit Öffnung des Museums um 11.00 sollte das Fernsehteam zusammen mit Dr. Eggebrecht das Museum betreten, während meine Frau und ich eine Stunde später dazustoßen würden. Wir sollten wie zufällig eintreffen, beim Zwischenhalt auf unserer (tatsächlichen) Silberhochzeitsreise. Die Kamera wurde so justiert, dass man meinen Gesichtsausdruck aufnehmen konnte, wenn ich mich dem Glasschrein näherte und einen Blick auf „Nofretete“, wie ich zu diesem Zeitpunkt noch glaubte, werfen würde.

Dieser ‚erste Blick‘ war tatsächlich eine Überraschung. Denn die Mumie war jetzt so weit aufgedeckt, dass auch der rechte Arm sichtbar war. Auch er war gekreuzt, weshalb ich sofort erkannte, dass es sich nicht um eine Königin, sondern um einen der Könige handeln musste. Nur diese hielten Geißel und Krummstab, während die uns bekannten Königinnenmumien offenbar nur ein Zepter hielten. Auf meinen Aufnahmen war nur der linke Arm sichtbar gewesen.. So durchzuckten mich mehrere Empfindungen: Die Bestattungssituation war zwischenzeitlich verändert worden; es konnte sich nicht um eine Königin und damit nicht um Nofretete handeln; dafür durfte ich jetzt annehmen, vor den sterblichen Überresten eines Pharaos zu stehen.

Nach den Dreharbeiten setzte sich das Team in einem nahe gelegenen Restaurant zusammen. Als Dr. Eggebrecht hinzustieß, sagte er: „Herr Hoffmann, Sie haben die Meinung vertreten, dass alles ganz einfach sein würde. Es ist wirklich ganz einfach: Nofretete ist ein Mann.“ Ich war weniger von dieser ‚Diagnose‘ überrascht als von der Sicherheit, mit der ein anerkannter Wissenschaftler sie vertrat. Er erzählte mir dann, wie er das Abdecktuch weggezogen hatte und die nackte Mumie unverkennbar ihr Geschlecht demonstrierte. Ein definitiver Beweis. So wäre meine Geschichte zum dritten Mal beendet gewesen – durchaus mit einem Schock für mich.

„Ex-Nofretete“

Aber die Geschichte ging weiter, blieb doch die Haltung der Arme und Hände. Und die beschäftigte weiterhin die Wissenschaftler genau so wie mich. Schließlich beruhte die ganze Unternehmung auf zwei Indizien: der aufgezeigten Profilähnlichkeit von Mumie und Nofretete-Büste, sowie der Arm- und Handhaltung der ursprünglich allein sichtbaren Extremität.

Die Gespräche von Alt, Eggebrecht und mir kreisten nun um diesen Punkt. Eggebrecht, keineswegs ein Spezialist für Mumien, konzedierte, dass die

Haltung mit einer hohen Wahrscheinlichkeit auf königliches Blut hinweise. Und damit wären wir der einzigen Königsmumie außerhalb Ägyptens begegnet. Aus der fraglichen Zeit, also 18. und frühe 19. Dynastie, fehlten noch vier Königsmumien: Echnaton, Eje, Haremhab und Ramses I. Eje, der schon hohe Ämter unter Amenophis III. und Echnaton ausgeübt hatte, um dann Nachfolger von Tutanchamun zu werden, musste seine vier Regierungsjahre als alter Mann angetreten haben. Seine Bezeichnung „Gottvater“ könnte allerdings dahingehend interpretiert werden, dass er der Vater von Nofretete war – und das hätte die Profilähnlichkeit am leichtesten erklären können. Aber der optische Mumienbefund der „Ex-Nofretete“ sprach damals nicht für einen alten Mann. Echnatons Tod und Begräbnis ist so geheimnisumrankt, dass keiner von uns für ihn plädierte. Auch Haremhab als Nachfolger Ejes kam in Frage, doch auch Ramses I. erschien ‚irgendwie‘ plausibel. So protokollierte ich am 13. 3. 1985 bei einem Frankfurter Notar, dass für Dr. Eggebrecht die Pharaonen Eje, Haremhab und Ramses I. die wahrscheinlichsten ‚Kandidaten‘ für die kanadische Mumie seien.

Die Frage beschäftigte bald auch andere Gehirne. Im Protokoll dieser ersten, ‚oberflächlichen‘ Untersuchung durch Dr. Eggebrecht [1985] stand, dass auch nach Meinung des befragten Spezialisten Dr. Wolfgang Pahl die Mumifizierungstechnik in die Epoche des Neuen Reiches weise, weshalb die Frage offen bleibe, ob nicht ein Pharaon vom Ende der 18., Anfang der 19. Dynastie mit der fraglichen Mumie identifiziert werden könne. Schließlich seien laut Museumstradition diese Mumien aus Theben gekommen. Dies wäre durch eine Röntgenuntersuchung zu klären, seien doch die Mumien der nachfolgenden Könige – Sohn Sethos I., dessen Sohn Ramses II. und dessen Sohn Merneptah – erhalten. Darüber hinaus könnten Gewebe- und Haarproben entnommen werden, um Blutgruppen- und Gentests durchzuführen. So seien Verwandtschaftsverhältnisse am sichersten zu belegen.

Dies ermunterte das ZDF, bereits im April 1985 eine weitere Untersuchung gewissermaßen als Sponsor in die Wege zu leiten. Nachdem diese ägyptologische Sammlung von den Ägyptologen übersehen worden war, ließ sich die Absicht klar umreißen: Die vorhandenen Mumien sollten erstmals untersucht werden: anthropometrisch (Stichwort Schädelvermessung), radiologisch, mit Probeentnahmen für Laborverfahren und sonstigen Methoden wie Endoskopie und Kathedrisierung. Dazu gehörte auch eine Photodokumentation und die Abnahme von Fingerabdrücken. Die Särge sollten gleichfalls wissenschaftlich exakt dokumentiert und ausgewertet werden.

Diesmal gehörten zum Team: Dr. Eggebrecht, Redakteur Alt, als dessen Vertreterin Frau Neuschäfer, zwei Kameralleute vom ZDF und Dr. Wolfgang

Pahl vom Institut für Anthropologie und Humangenetik der Universität Tübingen, während meine Frau und ich nicht mehr teilnahmen. Zur Ausrüstung gehörte der Prototyp eines mobilen Röntgengeräts, das die Siemens AG, Medizintechnik, zur Verfügung stellte, und Endoskope der Firma Wolf in Bretten. So gerüstet startete die Gruppe am 12. 6. 1985 zur zweiten „Expedition“ in das älteste Museum der Neuen Welt. Später erfuhr ich, dass auch James Harris ein tragbares Röntgengerät brauchte, als er 1968 noch einmal Tutanchamun in seinem Grab untersuchte. Er benutzte dabei einen Apparat von 1932.

Im weiteren stütze ich mich auf die Abschlussgutachten der beiden beteiligten Wissenschaftler, die sich das ZDF vorab ausbedungen hatte. Pahl konnte damals darauf verweisen, dass am Tübinger Institut in den letzten zehn Jahren über 5.000 ägyptische Mumien untersucht worden sind. Er lieferte denn auch das vorrangige Ergebnis, als er auf Röntgenaufnahmen von „Ex-Nofretete“ Packungen im Inneren des Körpers entdeckte. Während im Neuen Reich die königlichen Eingeweide in den sogenannten Kanopen-Gefäßen getrennt vom Körper aufbewahrt wurden, fügten die Einbalsamierer ab der 21. Dynastie, insbesondere aber in der Ptolemäerzeit die inneren Organe nach ihrer separaten Einbalsamierung wieder in die Körperhöhle ein. Derartige Pakete zeichneten sich bei „Ex-Nofretete“ im Brustraum und im Bauchbereich ab. Nicht klärbar war, ob hier echte Eingeweidepakete vorliegen oder nur Leerpakete; Figureneinlagen konnten mit großer Sicherheit ausgeschlossen werden. Und so resümierte Pahl:

„Unter Abwägung aller Kriterien erscheint uns am ehesten eine chronologische Einordnung des Objektes in die Griechische Periode Ägyptens angebracht“ [Pahl 1985b, 10].

Obendrein wusste er, dass in der Ptolemäerzeit die Position mit den gekreuzten Armen häufig für Privatpersonen gewählt worden ist.

„Mit der Einordnung der Mumie NFM 5 in die Ptolemäische Zeit (332 - 30 v. Chr.) läßt sich auch die Zentralfrage, ob es sich bei dieser um einen der noch fehlenden Pharaonen des Neuen Reiches handelt, eindeutig verneinen“ [ebd., 10].

Mit dieser Expertise war die Arbeitsthese, es handle sich um einen Pharaon des Neuen Reiches, hinreichend erschüttert.

Im weiteren wurde festgestellt, dass die Mumien und Säрге im Ursprung nichts miteinander zu tun hatten, sondern nur für Verkaufs- oder Ausstellungszwecke zusammengebracht worden sind. Acht der neun Mumien scheinen der Ptolemäer- oder der noch späteren Römerzeit anzugehören, nur NFM4 (das Kürzel steht für *Niagara Fall Museum*) könnte wegen der für die 21. Dynastie typischen Zöpfchenfrisur ins frühe -1. Jtsd. gehören, doch „fehlen

sonstige Charakteristika wie artifizielle Augen oder subcutane Packungen aus Schlamm oder anderen Stoffen“ [ebd., 19]. Pahl sah deshalb die Datierung zwischen der 21. und 26. Dynastie.

„General Ossi“ zeigt weder das mumientypische Vertrocknungsstadium noch makroskopische Spuren von Einbalsamierungssubstanzen. Dieser Bärtige rangiert nicht mehr als Feldherr von Thutmosis III. im -15. Jh., sondern als Unbekannter der griechisch-römischen Zeit. Bei zwei der Mumien ist nicht auszuschließen, dass sie noch jünger sind und nur für Verkaufszwecke auf ‚altägyptisch‘ hergerichtet worden sind; eine davon ist die im Gesicht schon halb skelettierte Mumie, die im Museum mit dem Hinweis „Sephnestp“ gekennzeichnet war. Sie könnte „erst in nachchristlicher römischer oder koptischer Zeit entstanden sein“ [ebd. 12].

Mumienkenner Pahl machte deutlich, dass ihm die Leichname des kanadischen Museums wissenschaftlich nichts Neues brachten; für ihn stammen mit einer Ausnahme alle aus der Ptolemäer- und Römerzeit. Ihn faszinierte vielmehr eine kleine, unscheinbare Mumie. Äußerlich war nichts anderes als eine Katze zu erwarten, war doch auf das kunstvoll bandagierte Objekt ein Katzenkopf aufgemalt. Die Röntgenaufnahme zeigte hingegen Fragmente eines menschlichen Schien- und Wadenbeins, denen ein Katzenschädel aufgesetzt war. Diese Imitation eines Tierkörpers durch menschliche Skelettteile ist ein bislang einmaliger Fall, der als einziges Objekt der Niagara-Untersuchung in der Fachliteratur vorgestellt worden ist [Pahl 1986].

Unter den Särgen wurden von Eggebrecht vier Exemplare hervorgehoben, weil sie aufgrund ihrer plastisch gestalteten Deckel und der z.T. noch vorhandenen Scheinbretter sicher der 21. Dynastie zugeordnet werden können. Das Sargensemble der Iaut-taj-es-heret stammt wie zwei weitere Säрге aus der Zeit der 25./26. Dynastie. Es besteht aus einem menschengestaltigen äußeren Sarkophag und einem inneren Sarg, während der dritte, äußerste Sarg in Stockholm verwahrt wird. Der Innensarg besteht wiederum aus Deckel und Unter- teil, sein Holz ist vollständig mit Stuck überzogen und in leuchtenden Farben bemalt. Dieses Ensemble kann als Meisterstück und Musterbeispiel der Sarg- makerkunst der Zeit um -600 angesehen werden. In seinem vorzüglichen Erhaltungszustand wäre er der Stolz jedes Museums. Eggebrecht [15] endigt seine einschlägige Expertise:

„Abschließend soll der Hinweis nicht versäumt werden, daß beide Säрге als einzige des Bestandes im Niagara-Falls-Museum schon das Interesse der Wissenschaft gefunden haben und publiziert worden sind“, nämlich von Gayle Gibson. Das „schon“ darf angesichts 125 versäumter Jahre getrost als Schönfärberei gewertet werden. Der neunte Sarg stammt aus der

18./19. Dynastie. Mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit stammen sie alle aus Theben, sind jeweils aus Holz mit Stuck gearbeitet und bemalt. Die Erhaltungszustände sind unterschiedlich gut.

Die abschließende Bemerkung von Pahl [1985b, 32] war in sich widersprüchlich:

„Die wissenschaftliche Untersuchung der ägyptischen Mumien [...] hat ergeben, daß sich die dortige Sammlung im wesentlichen aus Mumien der ausgehenden ägyptischen Dynastiegeschichte zusammensetzt. Ihr Erhaltungs- und Konservierungszustand ist z.T. so merkwürdig, daß sich bei manchen der Exponate der Gedanke an Fälschungen aufdrängt. *Eine Abklärung dieser Unsicherheit mittels radioaktiver Kohlenstoff-Datierung halten wir in Anbetracht der Kosten-Nutzen-Relation für nicht angezeigt.*“ [Hvhg. M.H.]

So urteilte Wolfgang Pahl am 15. 12. 1985, wobei er klarstellte, dass dieses Ensemble keine wissenschaftliche Bedeutung habe. Mit seiner Expertise erschwerte, ja verhinderte er eine Nachprüfung seiner medizinischen und medizinhistorischen Beweisgänge und Datierungen. War die Arbeitshypothese „Pharao in Kanada“ dem ZDF zwei Übersee-Expeditionen wert gewesen, hätte es sicher auch noch einige C14-Messungen von Körper und Bandagen finanziert. Hier war die Geschichte für mich zum vierten Mal zu Ende.

Aber das ZDF hatte auch den Film zur Expedition gedreht. Als er am 8. 8. 1987 zum ersten Mal gezeigt wurde, hätte sich neues Interesse – von der Öffentlichkeit wie von Seiten der Wissenschaft – einstellen können. Doch nichts geschah, auch nicht in Kanada, wo Jacob Sherman als Besitzer des Museum eine Kopie bekommen hatte [Gibson]. Wiederholungssendungen weckten ebenfalls kein nennenswertes Interesse. Somit war zum fünften und, wie es schien, zum allerletzten Mal der Schluss der Geschichte erreicht.

„Ramses I.“

15 Jahre lang tat sich nichts mehr in Sachen „Ex-Nofretete“. Nachdem 1990 im Eichborn Verlag *Wann lebten die Pharaonen?* von Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn und Dr. Heribert Illig erschienen war, konnte ich über den Verlag in Kontakt mit H. Illig kommen. Ich hoffte, mit dieser neuen Chronologie der ägyptischen Geschichte eine andere Platzierung der inzwischen männlich und zum Pharao gewordenen „Nofi“ zu finden.

So kam ich auch mit dem *Interdisziplinären Bulletin* des Mantis Verlags in Berührung, das von Dr. Illig herausgegeben wird. Es heißt heute *Zeitensprünge* und klopft die Geschichte der Menschheit und ihrer Kulturen auf Stringenz

und Stimmigkeit ab. Damals bot sich noch keine Lösung meines Problems an. Aber ich hatte eine Plattform gefunden, auf der Wissenschaftsgläubigkeit und professorale Indoktrination das Denken und Forschen nicht behinderten.

Dr. Illig kannte meine Geschichte samt allen Fortsetzungen. Am 13. 7. 2001 schrieb er mir einen Brief, in dem er mich auf eine kleine Notiz in *Antike Welt* aufmerksam machte. So bekam ich von ihm den entscheidenden Hinweis für ein weiteres Kapitel zur *Unfinished History of the Niagara Falls Mummies* [Gibson]:

„FERN DER HEIMAT

Ramses' I. letzte Ruhestätte im Carlos Museum in Atlanta?

Das Michael C. Carlos Museum of Emory University in Atlanta hat die gesamte ägyptische Sammlung des Niagara Falls Museum in Kanada erworben.

Zu den weitgehend unbekanntenen 83 Objekten zählen auch zehn Mumien, von denen eine einem Pharaon zugeschrieben wird. Vielleicht handelt es sich um die sterblichen Überreste Ramses' I., dem Begründer der 19. Dynastie, dessen Grab bereits in der Antike beraubt wurde und dessen Mumie als verschollen gilt. Wahrscheinlich wurde seine Mumie aber nicht von Grabräubern zerstört, sondern ebenso wie andere einbalsamierte Leichname um 1000 v. Chr. einer «Umbettung» unterzogen, um sie vor einer Beraubung zu schützen.

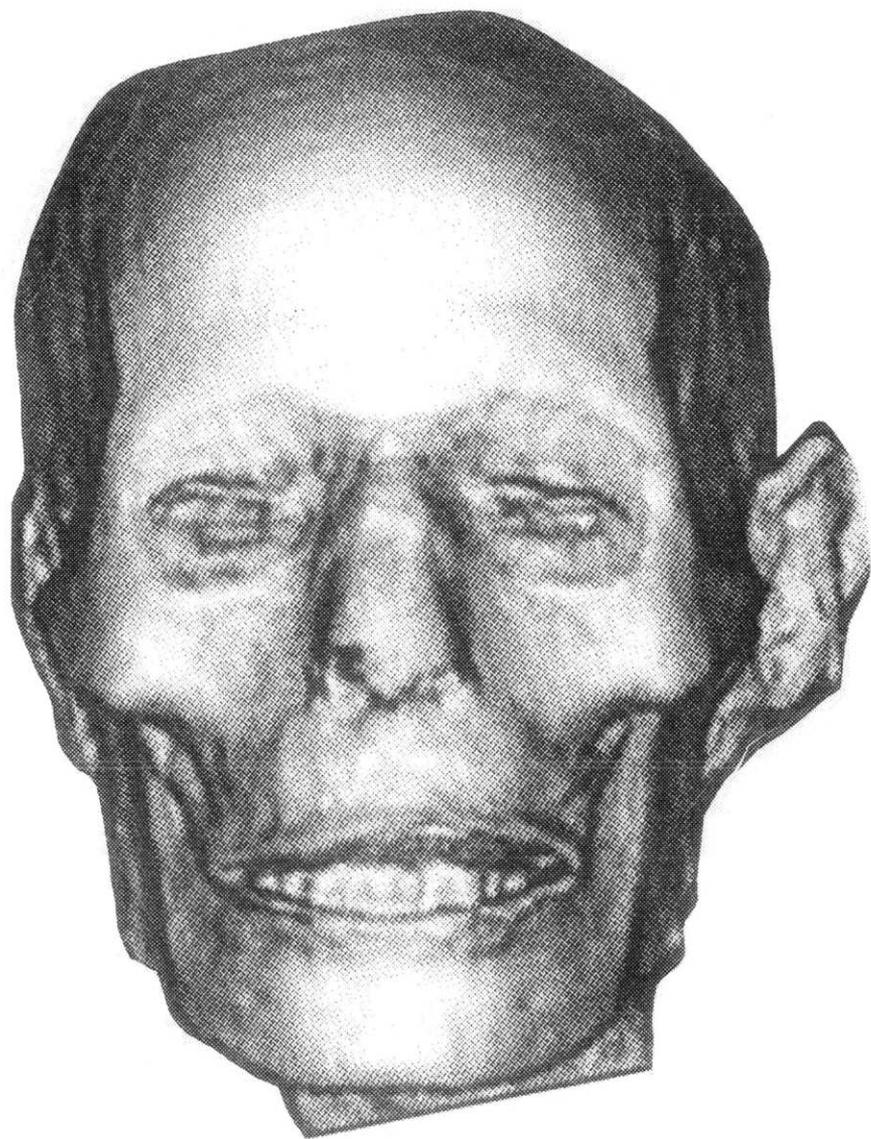
Neben Konservierungsmaßnahmen für die Sammlung stehen nun umfangreiche DNA-Analysen an der königlichen Mumie an, damit vor der Ausstellungseröffnung im Jahr 2001 deren Identität geklärt werden kann. *nach Minerva.* " [*Antike Welt* 5/99, 510]

So hatte die ägyptische Kollektion des *Niagara Falls Museum* zum dritten Mal die Flussseite gewechselt. Die Nachricht war zwar nicht mehr druckfrisch, erreichte mich aber noch rechtzeitig. Denn die Ausstellungseröffnung ist für den 6. 10. 2001 angekündigt. Das Internet brachte die nächsten Informationen frei Haus. Das *Niagara Fall Museum* war 1999 geschlossen, doch die ägyptische Sammlung von dem kanadischen Sammler Bill Jamieson gekauft worden, der sie dann verschiedenen Museen anbot. Atlanta in Georgia griff für zwei Millionen \$ zu. Das dortige Universitätsmuseum tat dies in Kenntnis der deutschen Expertisen und in dem Bewusstsein, dass hier möglicherweise ein Pharaon noch immer nicht seine letzte Heimstatt gefunden hatte. Andernfalls hätte der Kaufpreis vielleicht bei 200.000 \$ gelegen, so überhaupt ein Kauf zustande gekommen wäre.

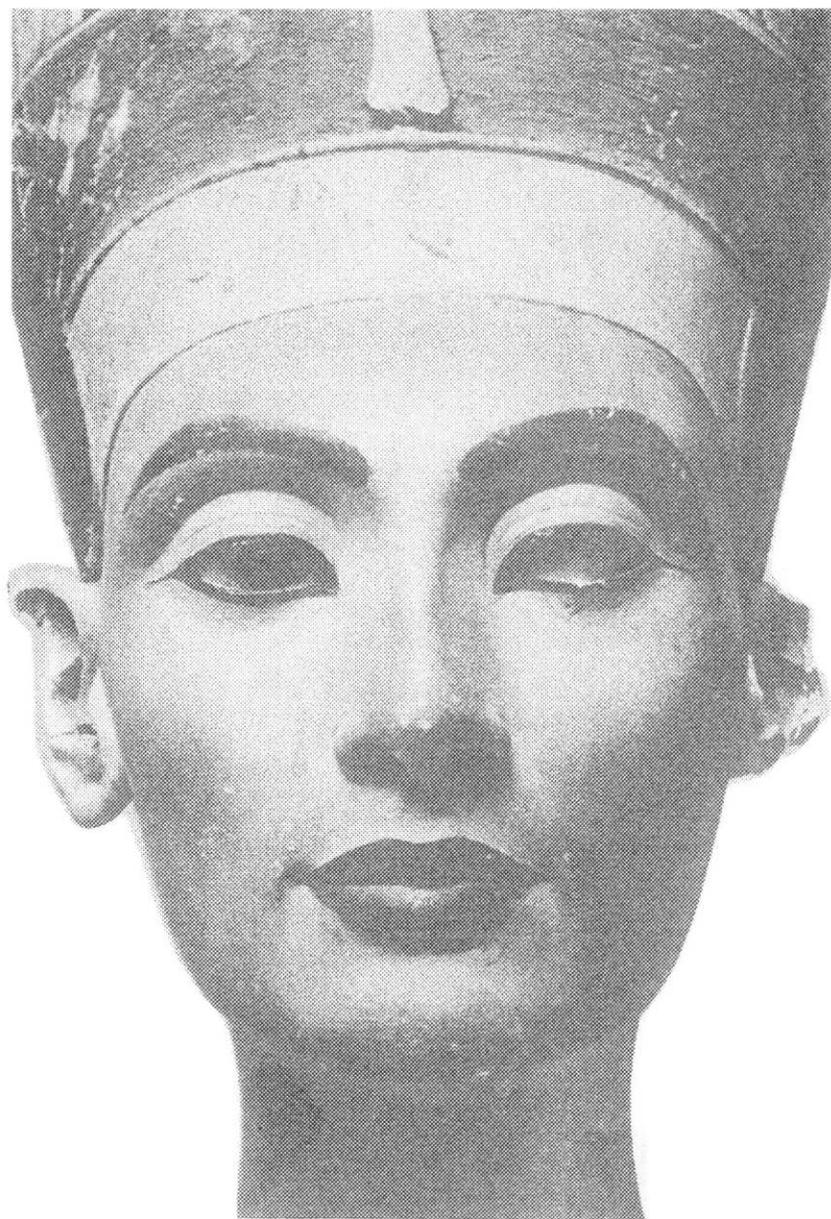
Gayle Gibson, President of the *Society for the Study of Egyptian Antiquities*, hat in ihrem umfangreichen Internetbeitrag *The unfinished History of the Niagara Falls Mummies* darauf hingewiesen, dass es ein deutscher Tourist war, der die mögliche Bedeutung dieser Sammlung als erster erkannte und eine erste gründliche Untersuchung und Dokumentation dieser vergessenen Schätze initiierte. Von ihr, die diese Sammlung von kostbaren Särgen und Mumien erst 1986, also ein Jahr nach unserem Auftreten kennen lernte, ging dann die Initiative aus, die schließlich den Ankauf der Sammlung durch die Emory University einleitete und dazu führte, dass „Nofretete“ alias „Ramses I.“ in internationalen Medien wie *London Times*, *The Sunday Times News* (UK), *Daily Express* (UK), *Archaeological Newsbrief*, *CNN TV Channel*, *National Geographic* (Washington) usw. Schlagzeilen machte.

Die treibende Kraft in Atlanta war der Ägyptologe und Kurator Dr. Peter Lacovara, der den Ankauf betrieb und das Geld binnen drei Wochen in einer öffentlichen Sammlung zusammenbrachte. Ihn zeichnen reiche Erfahrungen aus dem *Museum of Fine Arts* in Boston aus, er ist ein Experte für ägyptische Begräbnisse und er hat die Unterstützung seines Museumsdirektors, Anthony Hirschel. Seit dem 9. 7. sind die dortigen Ancient Egyptian Galleries geschlossen, um die Neuerwerbungen zu integrieren und zu präsentieren [lt. Internet-Seite des Museums]. Wenn neu eröffnet ist, wird sich zeigen, ob wirklich das *Carlos Museum* in qualitativer Hinsicht mit den viel umfangreicheren Sammlungen des *Metropolitan Museum* in New York und dem Bostoner *Museum of Fine Arts* konkurrieren kann, wie das mit einem gewissen Überschwang formuliert worden ist [Gibson]. Dieser Vergleich kann sich natürlich nur auf die Sarkophagkunst beziehen, die trotz ihrer Höhepunkte in der 21. und 26. Dynastie bislang vernachlässigt worden ist, wie Gayle Gibson als Ägyptologin an Torontos *Royal Ontario Museum* bestätigt [Fox].

Unterstützend war sicher, dass mittlerweile – trotz Pahl – eine C14-Messung von „Ramses I.“ vorlag. 1994 hatte der Leiter die Geochron Laboratories eine C14-Analyse von einer Muskelprobe von „Nofretete-Ramses“ machen lassen. Es war naturgemäß schwierig, eine nicht kontaminierte Probe von einem Ausstellungsstück zu gewinnen, an dem Millionen von Besuchern vorbeidefiliiert waren. Nach entsprechender Vorsicht ergab die Messung keine ptolemäische Jahreszahl, sondern eine aus der Dritten Zwischenzeit also zwischen -1085 und -790. Ramses I. starb in konventioneller Datierung -1306, Ramses X. -1100 – alle Ramessiden sind somit besser ‚im Rennen‘ als irgend welche ptolemäerzeitliche Privatpersonen. Warum allerdings immer noch Ramses I. präferiert wird, ist nicht leicht zu beantworten. Von der Physiognomik her denken die neuen Besitzer auch an einen späteren Ramessiden,



Mumie von „Ramses I.“: Der Schädel wurde per Computertomographie erfasst und dreidimensional rekonstruiert. Die auffälligen Wangenknochen schließen eine Verwandtschaft mit Nofretete nicht aus [Stenger].



Nofretete-Büste [Breasted, Tafel 131]

stützen sich aber wohl zunächst – vor weiteren Untersuchungen – auf den jüngsten der von Eggebrecht ins Auge gefassten Pharaonen.

David Rohl [2000] hat sich mittlerweile Gedanken darüber gemacht, wie der eventuelle Pharao des Exils über den großen Teich kommen konnte. Vieles weist darauf hin, dass er aus dem ersten Sammelbegräbnis stammt, das zwar erst 1881 von Ägyptologen aufgedeckt worden ist, aber schon viel länger bekannt war. Dafür zeugen hochrangige Fundstücke, die schon viele Jahre früher auf den Markt kamen. Dahinter stand eine ganze Familie von Grabräubern, die Abd el-Rassuls. In den Jahren um 1875 fiel Verdacht auf sie, doch trotz Verhöre mit Folter an zwei ihrer Mitglieder gab sie das Versteck nicht preis. Erst 1881 gestand Ahmed Abd el-Rassul, worauf Émile Brugsch-Bey in Vertretung von Gaston Maspero das Versteck von Deir el-Bahari der Nachwelt sichern konnte [Reves/Wilkinson 194 f.]. Für Rohl liegt es nahe, dass die wertvollen Stücke des *Niagara Falls Museum* frühzeitig diesem Versteck entnommen und ins Ausland verkauft worden sind. Interessanterweise will der Zwischenhändler Bill Jamieson den Tagebüchern von Dr. Douglas entnommen haben, dass dieser um 1860 Kontakt mit dieser Familie in Theben-West hatte und bei ihnen eine Mumie samt Sarg für 7 £ gekauft habe.

Mittlerweile werden in Atlanta weitere 1,5 Millionen \$ gesammelt, um Mumien und Särge konservieren und untersuchen zu können. Dr. Douglas Wallace steht als Direktor des Molekularbiologischen Department der Emory University bereit, um DNA-Analysen von „Ramses I.“ und anderen Mitgliedern der königlichen Familie zu erstellen. Wallace ist dafür prädestiniert, nachdem er ein spezielles Verfahren entwickelt hat, um männliche Y-Chromosomen zu isolieren [Barnes]. Doch um genetische Abgleiche durchführen zu können, benötigt man vor allem Vergleichsproben von den mutmaßlichen Verwandten aus dem Königshaus. Diese werden aber gegenwärtig von ägyptischer Seite aus verhindert, damit nicht etwa die ägyptische Geschichte umgeschrieben werden könne [vgl. Illig 2001, 11].

Damit geraten die ägyptischen Institutionen in eine fast peinliche Zwickmühle. Geben sie keine Proben oder zumindest Ergebnisse heraus, kann auch nichts über eine mögliche Identität der Mumie aus Niagara Falls respektive Atlanta mit einem Pharao ausgesagt werden. Nun haben aber die Amerikaner einen ‚Köder‘ ausgelegt: Sollte sich bei einem Abgleich erweisen, dass „Nofretete“ alias „Ex-Nofretete“ alias „Ramses I.“ tatsächlich ein Pharao war, so würden sie die Mumie an Ägypten zurückgeben, auf dass alle erhaltenen Pharaonen in ihrem Heimatland ruhen können [Barnes lt. Museums-web-site]. Soll nun ein möglicher Pharao außer Landes bleiben, nur damit die möglicherweise

falschen Namenszuschreibungen geschützt werden? Wir werden sehen, ob und wie sich die Behörden entscheiden.

Selbstverständlich gerät etabliertes Wissen erneut auf den Prüfstand. Zunächst ist das diagnostische Wissen um die Mumie von „Ramses I.“ enorm gewachsen. Vermutlich ist sie mittlerweile besser, auf jeden Fall mit moderneren Methoden als selbst die Mumie von Ramses II. untersucht worden. Dr. Heidi Hoffman hat als Röntgenologin an der Emory University ein Verfahren entwickelt, bei dem nicht nur die Computertomographie eingesetzt wird, sondern auch eine Kombination aus dreidimensionaler und virtueller Darstellungstechnik. So kann im Internet ein ‚Durchflug‘ durch die Mumie genauso verfolgt werden wie ihr rotierender Kopf, bei dem der ‚gehäutete‘ Schädel mit seinen äußerst markanten Wangenknochen in jeder Perspektive gezeigt wird. Weiter ist bekannt, dass „Ramses I.“ aus ‚Röntgensicht‘ ein Alter von 60 Jahren erreicht haben dürfte, womit er auch Eje sein könnte. Er hat wegen eines schweren Infekts eine Ohrmuschel teilweise eingebüßt; ein wiederholter Infekt dieses Ausmaßes ist eine mögliche Todesursache. Mittlerweile wird der Operationsschnitt zur Entnahme der Eingeweide aus dem Bauchraum dort gesehen, wo er in der 19. Dynastie geführt worden ist. Die Leerpäckchen werden ebenso als typisch fürs Neue Reich eingeschätzt. Außerdem ist sein Schädel mit einem wertvollen Harz aufgefüllt worden – wie nur bei Königsbestattungen. Betont wird die physiognomische Ähnlichkeit, soweit man bei einem Schädel von ihr sprechen kann, mit seinem möglichen Sohn Sethos I. und seinem Enkel Ramses II. [Hudon].

Das hat wiederum die ägyptischen Ägyptologen auf den Plan gerufen. Emily Teeter als Kuratorin in Kairo und Gizeh's Altertümer-Verwalter Zahi Hawass sind strikt gegen eine Deutung als Pharao: Die Arm- und Handhaltung sei in viel späteren Zeiten imitiert worden, das Ausgießen des Schädels mit Harz sei ebenfalls nicht nur bei Königen praktiziert worden [Selket].

Doch der Forscherehrgeiz reicht über die einzelne Mumie hinaus. Mittlerweile liegen mehrere Arbeiten vor, in denen aus Ähnlichkeiten zwischen Mumien auf ihre richtige genealogische Abfolge geschlossen wird. Insbesondere E.F. Wente [1998], James E. Harris und Dennis Forbes lassen hier die Mumien ‚tanzen‘: Aus Tuthmosis I. könnte der II. werden, aus der Mumie von Tuthmosis II. die von Sethos II., aus Amenophis III. dann Tuthmosis IV. und so fort. Noch immer wird dabei auch mit jener Photogrammetrie gearbeitet, die ich bereits eingesetzt hatte und die Eggebrecht als zu oberflächlich erschienen war. Wann werden die ersten Vorschläge kommen, nicht nur die Mumien-, sondern auch die Pharaonenreihung der 18. Dynastie abzuändern?

Die Mumien: Dr. Pahls Nummerierung hat sich im Niagara Falls Museum nicht durchgesetzt, wie dessen web-site zeigt. Da die Mumien in Atlanta erneut andere Kurzbezeichnungen erhalten, wird aber Pahls Nummerierung benutzt:

NFM M1: Erwachsenes männliches Individuum in schlechtem Erhaltungszustand. Kopf und Brustbereich, rechte Hand und rechter Unterarm sind nicht in Bandagen eingewickelt. Die sichtbaren Weichteile zeigen auffälligerweise keine Spuren mumifizierungstechnischer Behandlung. Deshalb wird auch eine Fälschung (Bandagierung einer Trockenmumie aus der Wüste), auf jeden Fall an römische oder sogar koptische Zeit gedacht. Diese Mumie ist im Museum mit dem Schild „Sephthnestp“, Frau von Echnaton, ausgezeichnet gewesen.

NFM M2: Ein männliches Individuum, das mit der billigsten Art der Konservierung behandelt worden ist. Teilbandagiert, Kopf und linke Hand liegen frei. Es besteht Verdacht auf Fälschung zu Verkaufszwecken. Falsch ist das Museumsschild, wonach der Mann als „Osissputhe, Priester von Thutmosis I.“ benannt wird. Er dürfte aus der ägyptischen Spätzeit stammen.

NFM M3: Erwachsenes weibliches Individuum in stark reduziertem Erhaltungszustand; bandagiert, nur der Schädel teilweise im Profil freiliegend. Die Mumie ist vermutlich in römischer Zeit entstanden, zwischen -30 und +400.

NFM M4: Erwachsene Frau Anfang zwanzig, mit geflochtenem Haar. Von der in der 21. Dynastie aufkommenden Haartracht wird auf die Dritte Zwischenzeit geschlossen; gegen diese Datierung sprechen andere, fehlende Charakteristika wie künstliche Augen oder unter die Haut geschobene Packungen aus Schlamm oder anderen Stoffen. Die Mumie ist noch original bandagiert und von einer Bitumenlage bedeckt. Pahl sieht eine Datierung zwischen 21. und 26. Dynastie als wahrscheinlich.

NFM M5: Die bestuntersuchte Mumie der Sammlung. Nach Meinung von M. Hoffmann war dies – und nicht die als solche beschriftete Mumie – „Nofretete“, ein Mensch königlichen Geblüts. Tatsächlich handelt es sich um einen Mann, wie Eggebrecht 1985 buchstäblich ‚aufdeckte‘. Es fand eine Neubewertung statt: Die Position mit gekreuzten Armen und die markanten Handhaltung, das elegante Profil und die Verbindung zu dem Sarg aus der 18./19. Dynastie ließ Hochadel, vielleicht sogar einen der als Mumie fehlenden ramessidischen Pharaos erwarten. Die Röntgenbilder zeigen einen Mann von 1,60 m Größe und einem Alter von erst 40, jetzt 60 Jahren. Seine Haut ist mittlerweile ganz schwarz. Die C14-Datierung ergab einen Wert zwischen -1070 und -900.

NFM M6: „General Ossipumphneferu“ ist kein Feldherr von Thutmosis III. gewesen, sondern ein Mann aus der römischen Periode (-30 bis +400). Er ähnelt

vom Typus wie von der Konservierung her Mumien, die in der Oase Kharga gefunden worden sind. Die Weichteile sind vorzüglich erhalten, genauso wie Bart- und Kopfhare. Dieser Vollbärtige dürfte als Lebender ca. 1,60 m gemessen haben und zwischen 41 und 60 Jahre alt geworden sein. Die Stirnwunde dürfte er nur Stunden vor seinem Tod erhalten haben. Auch hier ist eine Fälschung nicht auszuschließen, aber bislang nicht erwiesen.

NFM M7: Ein weibliches, erwachsenes Individuum. Die Einarbeitung grüner Leinfäden in die Bandagen spricht wie andere Indizien für die griechisch-römische Periode Ägyptens.

NFM M8: Ein Kind von etwa vier Jahren. Die Mumifizierung mit einer äußeren Bitumenschicht samt eingedrückte Blattgoldauflage ist typisch für die späte griechische und frühe römische Zeit.

NFM M9: Ein Kind von etwa 1,5 Jahren. Der Körper ist ohne Unterschenkel mumifiziert worden. Einwirkung von Grabräubern, die von Priestern kaschiert worden ist? Griechisch-römische Zeit.

NFM M10: Ein Mumienpaket, das eine Katze erwarten lässt, doch einen Katzenkopf und menschliche Skeletteile enthält. Ein bislang einmaliger Fund, der in die Fachliteratur eingegangen ist.

NFM M11: Ein ca. 30 cm großes Paket, das vielfach in Museumsbeschreibungen als mumifizierter Kopf bezeichnet wird, in Wahrheit aber ein Leerpaket mit anorganischen Füllmaterialien aus der Spätzeit darstellt.

Es erfüllt mich mit großer Freude, dass durch meine Aufmerksamkeit im Museum und durch meine Präsentation der Arbeitsthese das Interesse nicht nur hiesiger Ägyptologen, sondern auch amerikanischer Spezialisten auf diese vergangene Sammlung gelenkt worden ist. Gerade in den Vereinigten Staaten ist der Kaufpreis von 2 Mio. \$ fast so etwas wie der Ritterschlag für meine Bemühungen. So kommt es nun doch noch zu einer gründlichen Untersuchung aller Gegenstände und insbesondere jener Mumie, von deren königlichem Geblüt ich nach wie vor überzeugt bin. Wenn bei dieser Gelegenheit auch noch der Weg geebnet wird, um Gen-Analysen möglichst aller Pharaonen zu nehmen und zu veröffentlichen, dann könnte – zum Schrecken der herrschender Lehre – vielleicht doch die Geschichte des Pharaonenreichs umgeschrieben werden. Stichworte sind: „Who was who among the royal mummies?“ und „Wann lebten die Pharaonen“ wirklich? Und damit wäre

auch mein zweites Anliegen – als Kenner der Werke von Immanuel Velikovsky, Gunnar Heinsohn und Heribert Illig – erfüllt. Denn ich bin gleichermaßen davon überzeugt, dass die Lehrbücher hoffnungslos den längst erzielten Fortschritten in der Forschung um Jahrzehnte nachhinken.

Nachbemerkung

Als ausgewiesener Laie hat man in einer solchen Angelegenheit einen mehr als schweren Stand. Wenn man als solcher plötzlich auftritt und öffentlich behauptet, die ebenso lange wie vergeblich gesuchte Mumie der Nofretete gefunden zu haben, dann hat man zunächst alle Ägyptologen gegen sich. Wie kommt ein Techniker, ein Spezialist für Fotosatz dazu, eine Museumsammlung besser als die Spezialisten zu kennen und sich gewissermaßen in die inneren Angelegenheiten der Ägyptologen einzumischen?

Gleichwohl konnte ich meine These am 26.2. 1985 im ZDF vorstellen. Die Behauptung, Nofretetes Mumie sei gefunden, schlug dermaßen ein, dass sie im *heute-Journal* desselben Tages wiederholt wurde. Das rief nicht nur Dr. Eggebrecht und später Dr. Pahl auf den Plan, sondern auch die empörte Fachwelt. *DIE WELT* berichtete am 28. 2. des Jahres 1985 unter den Überschriften:

„Nofretete“ zu verkaufen. Berliner Ägyptologe empört über eine Sendung des ZDF“:

„Bei Fachleuten ist nicht nur diese Behauptung [die Mumie der Nofretete sei entdeckt] auf Unverständnis gestoßen. ‚Empörend, was sich das Fernsehen da geleistet hat‘, erklärte gestern der Direktor des Ägyptischen Museums in Berlin, Professor Jürgen Settgast, gegenüber der *WELT*. Der Leiter des Museums, das seit 1920 im Besitz der einzig bekannten Nofretete-Büste ist, kreierte dem ZDF vor allem an, hier ‚einem Hochstapler Sendezeit gegeben zu haben, ohne auch nur einen Wissenschaftler dafür um Stellung zu bitten.‘

Settgast hält es für ‚absolut ausgeschlossen‘, dass ein Hobby-Archäologe gefunden haben will, wonach seit dem Beginn des Jahrhunderts die namhaftesten Ägypten-Forscher der Welt suchen. Für wahrscheinlich hält es der Berliner Ägyptologe dagegen, daß sich Hoffmann auf dem ‚freien Markt‘ eine der zahlreich verfügbaren namenlosen Mumien besorgte und versucht, ‚in die Schlagzeilen zu kommen‘. Settgast: ‚Es ist heute kein Problem, eine Mumie zu besorgen. Bei uns liegen einige davon rum, die für verschiedene Experimente benutzt werden‘.“

Hier war Expertenstolz empfindlich verletzt worden. Anders ist eigentlich nicht zu erklären, wie ein Museumsleiter, der noch kein einziges Detail kennt,

sofort einen ihm völlig unbekanntem Menschen als „Hochstapler“ brandmarkt und ihm ausschließlich dunkle Motive unterstellt. Andernorts sprach er von „meiner Mumie im Keller“. So hart sind hier und bekanntermaßen auch sonst die Bräuche, wenn es ein Nicht-Wissenschaftler wagt, eine fachspezifische Meinung zu äußern. Zum Glück für die Wissenschaft im allgemeinen wie für die Ägyptologie im besonderen kam es damals nicht zum juristisch auszufechtenden Eklat, weil Arne Eggebrecht genügend wissenschaftliche Neugier besaß, um sich der Angelegenheit anzunehmen und so den Fortschritt zu befördern.

Auch die nordamerikanischen Ägyptologen haben lange Zeit jeden Ruhm vermieden. Obwohl die Niagara-Fälle nur eine Autostunde vom nächsten wichtigen Zentrum der Ägyptologie entfernt liegen, dem *Royal Ontario Museum* in Toronto, fühlte sich nie ein Institut zuständig, kamen nur ganz wenige Ägyptologen ins Museum – doch auch das nur als Touristen – und sprachen allzu selten mit seinem Leiter [Gibson]. Es stünde den Koryphäen des Faches gut an, nicht sofort auf einen aufmerksamen und einfallsreichen Außenseiter einzuprügeln, sondern zunächst ihre eigene Arbeit zu leisten. Wie wäre es, wenn sie ihr Revier nicht nur verteidigen, sondern zu allererst kennen lernen würden? Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass eine keineswegs vor der Öffentlichkeit versteckte Sammlung schlicht und einfach von der Fachwelt ignoriert wird. Wenn solches möglich ist – was mag sie dann noch alles ignorieren oder verbergen?

Literatur

- Alt, Günter (1987): *Eine Mumie packt aus*; Film, erstmals am 8.8. 1987 im ZDF gesendet; zwei Wiederholungen
- Antike Welt* (1999): „Fern der Heimat“; in: *Antike Welt* Nr. 5, S. 510
- Barnes, Alan (2001): „Former Niagara Falls mummy may be Ramses I“; auf [//www.egyptianmuseum.com/article2.html](http://www.egyptianmuseum.com/article2.html), gelesen am 13.7.2001
- Breasted, J.H. (1936): *Geschichte Ägyptens*; Wien
- [//carlos.emory.edu/COLLECTION/EGYPT/](http://carlos.emory.edu/COLLECTION/EGYPT/) Internet-Seite des Michael C. Carlos Museum in Atlanta, gelesen am 13.7.2001
- Eggebrecht, Arne (1986): *Gutachten zu den ägyptischen Särgen im Niagara Falls Museum (NFM), Niagara Falls, Ontario (Kanada)*; Roemer-Pelizaeus-Museum Hildesheim (unveröffentlicht, abgeschlossen am 12. 8. 1986)
- (1985): *Stellungnahme zum Projekt „Mumie der Nofretete“* (für das ZDF gefertigt, unveröffentlicht, M.H. zugegangen am 11. 4. 1985); Hildesheim
- Forbes, Dennis C. (o.J.): “Royal mummies musical chairs: Cases of mistaken identities?”; in: D.C. Forbes: *Tomb. Treasures. Mummies. Seven great discoveries of egyptian archaeology*; Internetabfrage am 31. 8. 2001

- Fox, Catherine (o.J.): „Emory collection will be unique“
www.egyptianmuseum.com/article3.html; Internetabfrage am 31. 8. 2001
- Hornung, Erik (2000): *Echnaton. Die Religion des Lichts*; Zürich
- Gibson, Gayle (o.J.): „The unfinished History of the Niagara Falls Mummies“;
www.egyptianmuseum.com/article10.html; Internetabfrage am 31. 8. 2001
- Grigoroff, Louis (o.J.): *The Niagara Falls Museum. Home of the Daredevil Hall of Fame*. Educational Booklet; Canada
- Gundlach, Alida (1985): *Drei nach Neun*, am 28. 2. 1985; Moderation, mit Dr. Arne Eggebrecht als Gast im Studio
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (⁴2001): *Wann lebten die Pharaonen?*; Gräfelting
- Hudon, Robert (2000): „CT scanners unwrap mysteries of ancient Egypt“; bei:
 Diagnostic imaging webcast vom 28.11.2000; Internetabfrage am 31. 8. 2001
www.dimag.com/cgi-bin/webcast00/display_news.cgi?78
- Illig, Heribert (2001): „Ägypten – neue chronologische Zweifel. Ein Zwischenbericht“;
 in: *ZS* 13 (1) 4-13
- Pahl, Wolfgang Michael (1986): „Radiography of an Egyptian „Cat Mummy“. An Example of the Decadence of the Animal Worship in the Late Dynasties?“, in: *Ossa*, Helsingborg, Vol. 12, 133-140
- (1985b): *Abschlußgutachten zum Projekt „Ägyptische Mumien des Niagara Falls Museum“ (NFM), Niagara Falls, Ontario (Kanada) unter besonderer Berücksichtigung der Mumie der sogenannten Nofretete*; Institut für Anthropologie und Human-genetik der Universität Tübingen (unveröffentlicht, abgeschlossen am 15. 12. 1985)
- (1985a): *Stellungnahme zum Projekt „Ägyptische Mumien des Niagara Falls Museum“, Niagara Falls, Ontario (Kanada) unter besonderer Berücksichtigung der Mumie der sogenannten Nofretete* (unveröffentlichtes Aktengutachten vom 29. 4. 1985); Tübingen
- Reeves, Nicolas / Wilkinson, Richard H. (2000): *Das Tal der Könige. Geheimnisvolles Totenreich der Pharaonen*; Augsburg (engl. 1996)
- Rohl, David (2000): „How the Pharaoh Rameses took an unscheduled trip to Niagara Falls“; in: *Daily Express*, UK, vom 11. 8. 2000 (Internetzugriff am 13. 7. 2001)
- Selket = www.selket.de/news0801.htm ; Internetabfrage am 31. 8. 2001
- Stenger, Richard (o.J.): „Virtual tour unravels ancient Egyptian mummy mysteries“;
www.geocities.com/chopper666pics/ramses.htm (Internetzugriff am 6. 9. 2001)
- Waldie, Paul (2000): „Did Pharaoh spend more than a century at Niagara Falls?“, in: *National Post* vom 14. 6. 2000
- Wente, Edward F. (1998): “Who was who among the royal mummies?”
www.oi.uchicago.edu/OI/IS/WENTE/NN_Win95/NN_Win95.html
- Wölpert, D. (1969): „Zur photogrammetrischen Nachbildung der Büste der Nofretete“;
 in: *Bildmessung und Luftbildwesen*, Karlsruhe, Nr. 6/1969, 271-276
- Wolf, Walther (1971): *Das alte Ägypten*; München

Meinhard Hoffmann, 63486 Bruchköbel, Scheelbergstr. 18

Der Untergang der Sothis, verursacht durch Lynn Rose

Eine Buchbesprechung von Andreas Birken

Unter der Titel „*Sun, Moon, and Sothis – A Study of Calendars and Calendar Reforms in Ancient Egypt*“ hat Lynn E. Rose so etwas wie die Summe seiner lebenslangen Beschäftigung mit der Chronologie des Alten Orients veröffentlicht. Das Buch ist 1999 in der Osiris-Serie von Kronos Press (Richmond/Florida) erschienen. Rose hat alte Geschichte, klassische Sprachen und Philosophie studiert. Er lehrte 35 Jahre als Professor für Philosophie an der Universität von Buffalo und war lange Jahre ein Mitstreiter Velikovskys. Insbesondere während dessen Arbeit an „*Peoples of the Sea*“ [1977] hat er mit ihm Chronologieprobleme diskutiert. Er teilt Velikovskys Überzeugung von kosmischen Katastrophen in historischer Zeit und dem Beinahezusammenstoß von Erde und Venus im Jahre -686 astronomischer Jahreszählung (= 687 v. Chr.). Aus dieser Annahme ergibt sich für Velikovskyaner, dass es ein Jahr von $365 \frac{1}{4}$ Tagen und einen (Mond-)Monat von $29 \frac{1}{2}$ erst seit diesem Zeitpunkt gegeben hat. Alle Datumsangaben, die auf diesen Jahres- und Monatslängen beruhen, müssen daher aus der Zeit nach -686 („the Velikovsky divide“) stammen – ganz gleich, wo man sie gefunden hat. Eleganterweise verzichtet aber Rose darauf, diese Annahme für seine Argumentation zu benutzen, und zeigt, dass die konventionelle Chronologie auch mit konventionellen Argumenten zu stürzen ist.

Rose geht es darum, die drei Pfeiler dieser Chronologie endlich zum Einsturz zu bringen. Die drei Pfeiler sind in der Formulierung von Velikovsky: Sothis-Periode, Menophreus-Ära und Manetho. Um sein Ziel zu erreichen, prüft Rose sämtliche relevanten Texte zur Chronologie der ägyptischen Geschichte und ihre bislang vorliegenden Interpretationen und bewertet sie neu. Alle astronomischen Daten werden nachgerechnet. Dabei setzt er sich besonders intensiv auseinander mit den Arbeiten von Richard A. Parker [1950; 1980; 1983] sowie von Alan Edouard Samuel [1962; 1972].

Das 1. Kapitel behandelt zunächst allgemein die relevanten Kalendersysteme und ihre astronomischen Hintergründe. Dabei stehen methodisch zwei Probleme im Vordergrund: zum einen die Frage der Rückrechnung von Mondphasen und zweitens die Länge der Sothis-Periode.

Die erste Frage ist relevant in Bezug auf die Berechnung des Beginns der ägyptischen (Mond-)Monate, die für gewissen religiöse Feste und für den Tempeldienst wichtig waren. Dieser Beginn war definiert durch den Tag, an

dem die schwindende Mondsichel nicht mehr sichtbar war, wobei für die Ägypter der Tag mit Sonnenaufgang begann, im makedonischen Kalender der Ptolemäer jedoch bei Sonnenuntergang. Für die Sichtbarkeit – oder Unsichtbarkeit von Himmelskörpern (ob Mond oder Sirius) gibt es zwei Faktoren, die nicht rückrechenbar sind: Der tatsächliche Beginn und das Ende der Dämmerung (hierfür muss willkürlich ein Winkelabstand der Sonne unter dem Horizont angenommen werden, für den wir nicht wissen, ob der heutige Wert auch vor 3.000 Jahren richtig war) und die Sichtverhältnisse an bestimmten Tagen. Bei starkem Dunst im Delta oder bei Sandsturm in Oberägypten können sich das Verschwinden der Mondsichel oder der Frühaufgang des Sirius um einen oder zwei Tage verschieben. Dabei können dann überlange oder zu kurze Monate entstehen.

Zur Sothisperiode – also dem Zeitraum, der vergeht, bis der Frühaufgang des Sirius (der Sothis) einmal durch das ägyptische Jahr von 365 Tagen wandert – wird erläutert, dass sie damals eben nicht 1.460 julianische Jahre betragen hat, sondern weniger. Für die hier relevante Zeit waren es 1.452 Jahre. Daraus ergibt sich dann, dass der Fehler von $\frac{1}{4}$ Tag des ägyptischen Kalenders gegenüber der tatsächlichen Jahreslänge nicht immer ein Weiterrücken des Sothisaufgangs im Rhythmus von vier Jahren ergibt (Quadrennium). Denn um die Sothisperiode schon nach 1.452 Jahren zu vollenden, muss es immer wieder zu einem Weiterrücken schon nach drei Jahren (Triennium) kommen. Dazu schon auf Seite 16 der für Rose entscheidende Satz:

„Yet these occasional trienna seem to have gone completely unnoticed by the ancients!“

[Doch diese gelegentlichen Triennien scheinen von den Alten überhaupt nicht bemerkt worden zu sein.]

Kapitel 2 bis 4 behandelt den Papyrus Carlsberg 9 und andere Texte, die sich auf Monddaten beziehen. Papyrus Carlsberg 9 stammt aus dem +2. Jh., beschreibt einen 25-Jahres-Zyklus zur Berechnung der Mondphasen in Bezug auf das ägyptische Kalenderjahr und beruht auf der Tatsache, dass 309 mittlere synodische Monate (Mond-Monate, nicht Kalendermonate) fast genau 25 ägyptischen Jahren entsprechen. Von diesem Zyklus wurde bisher angenommen, dass er während der Ptolemäer-Zeit zur Berechnung der synodischen Monatsanfänge benutzt worden ist. Diese Monatsanfänge liegen 29 oder 30 Tage auseinander, wobei die 30-tägigen Perioden häufiger sind, damit die Rechnung $309 \text{ Monate} = 9.125 \text{ Tage}$ aufgeht. Auf 164 Monate (53 %) von 30 Tagen kommen 145 Monate (47 %) von 29 Tagen. Die langen Monate dürfen nun aber nicht gleichmäßig verteilt werden, sondern müssen sich im Herbst häufen. Dies ist deshalb so, weil in dem komplizierten Erde-Mond-System mit

seinen Umlaufseffekten die Monate um das Herbst-Äquinoktium geringfügig länger sind als im Frühjahr. Diese Tatsache hat der Autor des Papyrus – beziehungsweise der Erfinder des Schemas – durchaus berücksichtigt. Da nun aber der ägyptische Kalender sich durch die Jahreszeiten schiebt, hat Rose die Möglichkeit nachzurechnen, wann das Schema genau gepasst hat. Er kommt auf die Jahre -209 bis -206 und erwägt die Möglichkeit, dass die griechischen Astronomen Eratosthenes oder Konon die Urheber der Berechnung gewesen sein könnten. Ferner weist Rose nach, dass die Ägypter die Mondzyklen immer durch Beobachtung, nie durch Vorausberechnung mit Hilfe des 25-Jahres-Zyklus festgelegt haben.

In Kapitel 6 wird präzisiert, dass die letzte Sothis-Periode der ägyptischen Geschichte, die nicht 1.460 sondern 1.452 Jahre dauerte, im Jahre -1313 begonnen hat und laut Censorinus +139 endete. Überlegungen zur Datierung der Triennien folgen. In der fraglichen Periode muss es insgesamt acht solcher Triennien, an denen der Frühaufgang der Sothis schon nach drei Jahren einen Kalendertag weiterrückte, gegeben haben. Diese Rechnung stammt von M. F. Ingham, der sie im Jahre 1969 [36 ff.] veröffentlicht hat. Rose amüsiert sich über Inghams Vorgehen, der nach dem neuen Ansatz seine Berechnungen nicht etwa rückwärts von dem in den Quellen belegten Datum +139 anstellt, sondern von vorher gefundenen Startdaten aus die letzte Sothis-Periode schon vor +139 enden lässt. Er übersieht dabei, dass Ingham hier eine große Kanone zum Abschluss der Sothis-Theorie in Stellung gebracht und feuerbereit hinterlassen hat. Aber Rose hat sich in die Triennien verbissen und versucht es mit der Schrotflinte. Zur Veranschaulichung wählt er einen komplizierten Weg und unterteilt die Sothis-Perioden in Vierjahres-Abschnitte, die er Tetraden nennt. Diesen weist er jeweils julianische Tagesdaten im Juli zu, an denen der Frühaufgang der Sothis zu beobachten war. Idealerweise sind dies vier gleiche Daten, z. B. 18-18-18-18 (ein Quadrennium) für das Jahr -756. Durch die dazwischen tretenden Triennien ändern sich die Tetraden dann in 18-18-18-19, 18-18-19-19, 18-19-19-19 usw.

Kapitel 7: Der Römer Censorinus schrieb im Jahre +238 sein Buch *de die natale*, in dem er die Sothis-Periode von 1.460 julianischen und 1.461 ägyptischen Jahren beschrieb und feststellte, dass der Frühaufgang der Sothis zum Beginn des ägyptischen Jahres am 1. Thot entsprechend dem 20. Juli des Jahres +139 stattgefunden habe. Dieses von Parker als „Anker in der Zeit“ bezeichnete Datum akzeptiert Rose ausdrücklich – allerdings nicht als Anker.

Kapitel 8 handelt von der Anmerkung eines unbekanntenen Mannes zum Kommentar des Theon von Alexandria zu den Tafeln des Ptolemaios. Dieser berechnete den Beginn der letzten Sothisperiode von dem Datum des Censorinus 1.460 Jahre rückwärts auf -1321. Bei dieser Rechnung verknüpft er die

Ära des Diocletian mit der eines Menophreus, der anderweitig nicht belegt ist. Diese Ära soll ebenfalls im Jahr -1321 begonnen haben. Rose weist dem Unbekannten fünf Rechenfehler nach und einen sechsten, größten Fehler. Er hat die Triennien übersehen. Der Rezensent fasst zusammen: Die Theorie dieses Annotators fußt auf Rückrechnung, nicht auf Überlieferung.

In den Kapiteln 10–15 erläutert Rose, dass das Canopus-Dekret des Königs Ptolemaios III. Euergetes aus dem Jahre -233, das den ägyptischen Kalender durch Einführung eines Schaltjahres reformieren sollte, scheitern musste. Es war nicht in der Lage das Kalenderproblem zu lösen, weil es die Triennien nicht beachtete. Ein solches Triennium musste nämlich zwischen -235 und -223 eintreten und die Kalendersynchronisation wieder zerstören.

In diesem Zusammenhang wird auch ausführlich der makedonische Kalender der Ptolemäer behandelt, weil eine Reihe von Doppeldatierungen dieser Zeit unstimmig bezüglich der Monatsanfänge sind. Hier kommt Rose zu dem Schluss, dass auch die Monatsanfänge des makedonischen Kalenders durch Beobachtung und nicht durch Berechnung gewonnen wurden und dass seine Tagesdaten von den Ägyptern häufig nur geschätzt wurden. Daten des makedonischen Kalenders sind aber schon deshalb problematisch, weil die Schaltbräuche dieses lunisolaren Kalenders nicht genau überliefert sind. Am Ende des Abschnittes fasst Rose [191] zusammen:

„If Sirius had been carefully observed for even a few centuries, let alone for three or four millenia, the existence of triennia would have been known [...] *Ancient Sothic theory does not recognize triennia!* [HvHg. durch Rose]. This one fact, all by itself, is quite enough to discredit the idea that the ancients carefully monitored the behaviour of Sirius with respect to the Egyptian calendar over the course of many centuries – let alone over the course of several millenia, as some would claim.”

[Deutsch: Die antike Sothistheorie kennt keine Triennien. Diese Tatsache allein reicht aus, die Vorstellung zu diskreditieren, dass die Alten sorgfältig das Verhalten des Sirius in Bezug auf den ägyptischen Kalender über viele Jahrhunderte – ganz zu schweigen von mehreren Jahrtausenden – beobachtet hätten.]

Dies also Roses Schrottschüsse, mit denen er die Sothistheorie samt Menophreus-Ära vernichtet. Schade, dass er die von Ingham aufgestellte Kanone nicht abgefeuert hat. Das hätte dann so geklungen: *Wir sind alle mit Censorinus einig, dass im Jahre +139 eine neue Sothis-Periode begann. Censorinus und seine Zeit waren der Meinung, dass eine solche Periode 1.460 Jahre dauerte, dass die letzte im Jahre -1321 begonnen hatten und dass die Ägypter das damals auch wussten. Wenn nun aber -1321 eine solche Periode begon-*

nen hätte – ganz zu schweigen von weiteren, früheren – dann hätten Censorinus und seine Zeitgenossen bemerken müssen, dass die Periode acht Jahre zu früh zu Ende war. Die griechischen Astronomen hätten ein großes Geschrei erhoben. Dies alles hat es nicht gegeben. Damit ist erwiesen, dass es sich bei der Sothis-Periode um eine Rückrechnung und Erfindung griechischer Astronomen handelt und nicht um eine alte ägyptische Praxis. Damit sind auch alle Rückrechnungen, die das Datum der Erfindung des ägyptischen Kalenders und somit des „ältesten Datums der Weltgeschichte“ durch Multiplizieren der Sothis-Periode – ob richtig oder falsch berechnet – fixieren wollen, hinfällig.

Die Kapitel 16–20 ziehen die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis und suchen nach neuen Lösungen. Rose verweist auf Vorschläge zur Chronologie des westlichen Asien. Von allen angebotenen Lösungen scheint ihm [201 ff.] diejenige Heinsohns die durchschlagendste. Besonders sympathisch ist ihm die Gleichsetzung von König Ammisaduqa der 1. Dynastie von Babylon mit Artaxerxes III. Ochos, die er im Anhang sogar beweist! Er bemängelt jedoch an Heinsohn, dass dieser zu sehr auf Stratigraphie setze. Dieser Eindruck entstand bei ihm wohl deshalb, weil er jüngere Publikationen nicht mehr zur Kenntnis genommen hat. Hier wäre natürlich insbesondere das Pharaonenbuch von Heinsohn/Illig zu nennen, in dem die Stratigraphie – zwangsläufig bei ägyptologischen Ausgrabungen – nur eine Nebenrolle spielt. Da aber Rose nicht einmal die *Zeitensprünge* kennt, fühlt er sich in Sachen Ägypten als alleingelassener Einzelkämpfer.

Kapitel 17 behandelt die bekannten acht Sothisdaten der Ägyptologen. Dass diese bis auf eines obsolet sind, berichten nicht nur Außenseiter [Heinsohn/Illig 1990, 18 ff.], sondern jetzt auch die Spezialisten [v. Beckerath 1997; s. auch Rezension von A. Birken 1998]. Eines der acht Daten ist das erfundene Menophreus-Datum, drei fallen in die Ptolemäerzeit (Canopus-Dekret und die Assuan-Inschrift des Ptolemaios V.) und in die Römerzeit (Censorinus). Auf die verbleibenden vier wird näher eingegangen. Die Inschrift in Medinet Habu aus der Zeit Ramses II. oder III. wird aussortiert, weil sie nur eine Monatsangabe, aber weder Tag noch Jahr enthält und somit irrelevant ist. Die Inschrift von Elephantine (Thutmosis III.) und der Papyrus Ebers (Amenophis I.) beziehen sich auf die 18. Dynastie (-16./15. Jh.). Bei beiden ist unklar, ob sich die Sothis-Beobachtung auf Elephantine oder auf Memphis bezieht, was einen Unterschied von fast einem Vierteljahrhundert ausmacht. Hier verweist Rose auf Velikovsky, der wegen seiner kosmischen Katastrophen für diese Zeit drastische Kalenderanpassungen annimmt, die die Zeitstellung der 18. Dynastie schon über diese beiden Sothisdaten um mehr als 500 Jahr unsicher macht.

Von besonderem Interesse ist jedoch für Rose das einzige Datum aus dem Mittleren Reich auf dem El-Lahun-Papyrus, das gewöhnlich Sesostris III. der 12. Dynastie zugeordnet wird. Das Datum wurde auf das Jahr -1871 berechnet, woraus sich das Ende der Dynastie und des Mittleren Reiches im Jahr -1785 ergab. Auch dieses Datum wurde von Ägyptologen als „fester Anker“ bezeichnet. Tatsächlich war es gar nicht möglich, ein einzelnes Jahr für ein Sothis-Ereignis anzugeben, weil dieses jeweils vier aufeinanderfolgende Jahre (Quadrennium) gleich bleibt – ausnahmsweise auch drei Jahre (Triennium). Da diese Sothisperiode 1.454 Jahre lang war, musste sie sechs Triennien enthalten. Um aber das exakte Datum für el-Lahun zu bekommen, war von Parker und anderen versucht worden, überlieferte Daten von Mondbeobachtungen (Monatsanfängen) zur Klärung heranzuziehen. Hier war zuletzt ein Satz von 39 bzw. 33 Daten aus der Regierungszeit Sesostris' III. und Amenemhets III. in der Diskussion [Luft 1992].

Rose hat nun überprüft, inwiefern diese Monatsanfänge mit neueren Berechnungen übereinstimmen, wobei natürlich immer die unbekanntes Sichtverhältnisse Fehler von ein bis zwei Tagen erklären können. Bei diesen Berechnungen geht es letztlich um das Verhältnis und die Verteilung der 29- und 30-Tage Monate, die oben dargestellt wurde. Rose argumentiert nun so: Wenn von Lufts 33 Daten von Monatsanfängen nur 18 (55 %) mit den rückgerechneten (ohne Velikovsky-Katastrophe) übereinstimmen, ist das kaum besser, als eine Zufallsverteilung ergeben würde. Diese mit schlechter Sicht an 15 von 33 Beobachtungstagen zu erklären, ginge nicht an. Folglich ist eine Zeitperiode zu suchen, wo diese Monddaten besser passen und auch das Sothisdatum akzeptabel ist. Am Ende seiner Überlegungen kommt Rose zu dem Schluss, dass die ganze Datensequenz um eine volle Sothisperiode zu verschieben sei und ins -4. Jh. gehöre. Und siehe da, nachdem er noch drei Daten aus bestimmten einsichtigen Gründen eliminiert hat, registriert er 28 Treffer von 30 (= 93 %), bzw. 34 von 36 (= 94 %). Bei aller Vorsicht hinsichtlich der Probleme der Methode ist sich Rose sicher [254]:

„At this point, the astronomical support for our radically lowered new chronology appears to be overwhelming.“

[An diesem Punkt scheint die astronomische Unterstützung für unsere radikal herabgesetzte neue Chronologie überwältigend zu sein.]

Immerhin muss aber diese neue Chronologie auch inhaltlich plausibel sein, denn die 12. Dynastie endet nun mit der Ankunft Alexanders! Deshalb entwirft Rose im 20. Kapitel ein Szenario von Intrigen und Familienfehden um Amenemhet III., seinen Sohn Amenemhet IV. und seine Tochter Sebeknefru, das im Jahre -331 endet. Er fasst zusammen, dass die 12. Dynastie von ca.

O n e t o S i x? Seven E l e v e n T w e l v e Thirteen
to Ten?

Fourteen Eighteen
to Seventeen?

Nineteen

T w e n t y
T w e n t y - O n e

Twenty-Two- Twenty- Twenty- Twenty-Seven Twenty- Twenty-Nine Thirty- [Macedonians]
to-Four Five Six Eight and Thirty One

-500 bis -331 regiert habe und nur Oberägypten von ihrer Residenz It-towe (Lischt) aus beherrscht habe. Die 11. Dynastie sieht er als unmittelbare Vorgängerin, die 13. müsste unter der Oberhoheit der Makedonen regiert haben. Das alte Reich rückt entsprechend nach, die Pyramidenbauer an die von Herodot angegebene Stelle im -8. oder -9. Jh.

Rose sieht als Konsequenz seiner Neudatierung der 12. Dynastie auch, dass die Turiner Königsliste und andere Texte in die Zeit nach Alexander zu verlegen sind, und meint, dass diese vielleicht sogar nach Manetho entstanden sein könnten. Auf diesen kommt er im letzten Kapitel zu sprechen, um auch die dritte Säule nach Sothis und Menophreus zu Fall zu bringen.

Eigentlich ist diese Säule schon durch das „download“ der 12. Dynastie geborsten. Aber da die herrschende Lehre – wenn auch nicht *expressis verbis* – davon ausgeht, dass Manetho im Detail völlig falsch, im Prinzip aber im Recht ist, hat er dieses Kapitel verdient. Da Manetho Zeitgenosse, wenn nicht der 12., so doch der 13. Dynastie gewesen sein muss, ist zu überlegen, ob der originale Manetho ganz anders ausgesehen hat, und was dieser Priester eigentlich darstellen wollte. Könnte es nicht so gewesen sein, dass ursprünglich drei Gruppen von Dynastien (*siehe vorhergehende Seite*) parallel – also gleichzeitig – angeordnet waren? [293]

Bei dieser Gliederung fällt auf, dass die Dynastien 1 bis 13 in Oberägypten („valley“) herrschten, die Dynastien 22 bis 31 in Unterägypten („delta“). Manethos Motiv für die Ausfaltung der drei Sequenzen von Herrschern war nach Roses Vermutung dasselbe, das Berossos bei seiner Geschichte Mesopotamiens leitete. Er wollte seinem hellenistischen Herrscher das große Alter seines Volkes im Vergleich zu den Griechen demonstrieren – was dieser sehr bewunderte. Nur hat Manetho dabei nicht so maßlos übertrieben wie Berossos, so dass er anders als dieser mit seiner Darstellung Glauben fand. Immerhin hielt er sich innerhalb der einzelnen Sequenz, so gut er es wusste, an die Wahrheit. Rose schließt mit dem Satz [296]:

„Manethon might have salved his conscience by telling himself that the Dynasties were not *really* successive. But he was trying to have his cake and eat it, too. He probably wanted to convey the historical facts and to please the Macedonian king as well. His success at the latter seems to have precluded any success at the former. One cannot serve both Klio an King.” [Manetho mag sein Gewissen damit beruhigt haben, indem er sich sagte, dass die Dynastien nicht *wirklich* aufeinander folgten. Aber er versuchte den Kuchen zugleich zu behalten und zu essen. Er wollte vielleicht die historischen Fakten vermitteln und zugleich seinem makedonischen König gefallen. Sein Erfolg bei Letzterem scheint jeden Erfolg bei Ersterem ausgeschlossen zu haben. Man kann nicht Klio und König zugleich dienen.]

Der Anhang des Buches enthält neben der Erläuterung diverser Kalenderprobleme auch die Beweisführung für die Richtigkeit von Heinsohns Ansatz. Hier bedient sich Rose derselben Methode wie bei den El-Lahun-Daten; er vergleicht die überlieferten Monatsanfänge mit den rückgerechneten, wobei wiederum die Tatsache eine Rolle spielt, dass 53 % der Monate 30 Tage lang sind, die übrigen 29. Daraus folgert er, dass eine korrekte Zuordnung von Datensätzen eine „Trefferquote“ von deutlich über 53 % erreichen müsse. 100 % ist nicht erreichbar, weil bei Monatsanfängen, die durch Beobachtung festgelegt werden, wegen schlechter Sichtverhältnisse auch zu kurze Monate (28 Tage) oder überlange entstehen. Bei Anwendung der für Ammisaduqa (bisher -16. Jh.) überlieferten Daten auf die Regierungszeit des Artaxerxes III. Ochos (357-335) ergibt sich aber eine Quote von 85,7 %, was Rose als einen starken Beweis betrachtet.

Auch auf die Gleichsetzung von Hammurabi mit Darius dem Großen wendet er seine Methode an (wobei auch die Frage der unterschiedlichen Regierungsdauer diskutiert wird) und kommt auf die sehr befriedigende Quote von 92,6 %. Rose fasst zusammen [302]:

„The astronomical and calendrical support for Heinsohn's conjectures seems very strong. As a result, I am now inclined to believe that those conjectures are probably correct.”

[Die astronomische und kalendermäßige Unterstützung für Heinsohns Vermutungen scheint sehr stark. Infolgedessen neige ich nun dazu zu glauben, dass diese Vermutungen möglicherweise zutreffend sind.]

Die archäoastromischen Beweisführungen Roses sind hier stark verkürzt dargestellt worden. Jeder, der spontane Einwände gegen einzelne Punkte hat, wird aber bei der Lektüre des Buches feststellen können, dass sämtliche möglichen Nebenaspekte hier ausführlich behandelt sind. Eine Einschränkung muss jedoch gemacht werden. Es handelt sich in dem Buch um zwei Kategorien von Argumenten. Während in der Sothisfrage rein logisch argumentiert wird, was Ja/nein-Entscheidungen ermöglicht, geht es bei den Monatsanfängen um Statistik, die nur Wahrscheinlichkeitsgrade konstatiert. Zu fragen wäre auch, wie sich die „Trefferquote“ ändert, wenn man annimmt, dass Illig mit seiner Mittelalterthese Recht hat, oder dass die hellenistische Zeit gekürzt werden muss. Es wäre eine Ironie der Geschichte, wenn die Unterstützung Roses für Heinsohn nur unter den Annahmen der konventionellen Chronologie greifen würde.

Zusammenfassend kann man aber sagen, dass Lynn E. Rose sein entscheidendes Gefecht gewonnen und die drei Säulen der konventionellen Chronologie zum Einsturz gebracht hat. Die Frage ist allerdings, ob die „Uniformita-

rier“ – wie er die Vertreter der konventionellen Ägyptologie im Gegensatz zu den „Katastrophisten“ nennt – dies überhaupt zur Kenntnis nehmen werden; denn das Buch ist ein harter Brocken, ein schwer verdaulicher Kuchen. Selbst der mit astronomischen Berechnungen einigermaßen vertraute Rezensent musste manche Passage mehrmals lesen, um sie nachvollziehen zu können. Trotzdem: Drei Sterne für „*Sun, Moon, and Sothis*“.

Literatur

- Beckerath, Jürgen von (1997): *Chronologie des pharaonischen Ägypten*; Mainz
Birken, Andreas (1998): „Im Banne des Sothis-Sterns“; in: *ZS* 10 (3) 419-424
Luft, Ulrich (1992): *Die chronologische Fixierung des ägyptischen Mittleren Reiches nach dem Tempelarchiv von Illahun*; Wien
Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): *Wann lebten die Pharaonen?*; Gräfelting (¹1990, Frankfurt/M.)
Ingham, M.F. (1969): „The Length of the Sothic Cycle“; in: *Journal of Egyptian Archaeology* LV, 36 ff.
Parker, Richard A. (1950): „*The Calendars of Ancient Egypt*“; Chicago
- (1980/1983): „Sothic Dating“; in: *Kronos* VI:1; VI:4; VIII:2
Samuel, Alan Edouard (1972): „*Greek and Roman Chronology*“; München
- (1962): *Ptolemaic Chronology*; München
Rose, Lynn (1999): *Sun, Moon, and Sothis – A Study of Calendars and Calendar Reforms in Ancient Egypt*; Richmond/Florida
Velikovskiy, Immanuel (1977): „*Peoples of the Sea*“; Garden City, New York (1978: *Die Seevölker*; Frankfurt/M.)

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Ötzi – Satire wider Willen

Heribert Illig

Es ist sehr schwer, in Sachen Ötzi keine Satire zu schreiben. Deswegen bemühe ich mich gar nicht erst. Jeder Autor ist dankbar, wenn sich ein Artikel wie von selbst schreibt.

Die ersten Szenen einer Begegnung zwischen grauer Vorzeit und grauer Theorie der Gegenwart sind geläufig [vgl. ZS 2/93; 1/95; 3/98]. Wir erinnern uns, dass kein Mensch – allenfalls Ramses II. und Lenin – den Ärzten besser bekannt ist als Ötzi. Obwohl auf italienischem Gebiet gefunden, ist es den Innsbrucker Forschern unter Leitung von Konrad Spindler gelungen, die am 19.9.91 gefundene Leiche in ihrem Institut in jeder Richtung ‚auszuschlachten‘, Seitdem haben wir Stück für Stück erfahren, was Ötzi trug und was er ertragen hat. Wir kennen seine Ausrüstung bis zum letzten Birkenporling, wir kennen alle seine Leiden, ob latent, akut oder eingebildet. Nur die Todesursache ließ sich partout nicht finden, wollte man nicht für letalen Höhenkoller plädieren – dieser obduktive Mangel blieb unterm Patscherkofel hängen.

Nach vollbrachtem Aus-Waid-Werk erhielt das Bozener Museum 1998 den Ötzi zur Schaustellung, zur Konservierung und zur weiteren Observanz. Man gönnte ihm ein eigenes Museum, darin einen eisgekühlten Stahl-Glas-Sarkophag und die ewige Unruhe. Jüngst trat in Gestalt von Paul Gostner ein Südtiroler Röntgenologe hinzu, machte eine Routineuntersuchung und stieß sofort auf den Anfang von Ötzis Ende: eine Pfeilspitze hatte das linke Schulterblatt durchschlagen, war aber dann steckengeblieben, bevor sie die Lunge verletzen konnte Selbst auf kleinstformatig publizierten Röntgenbildern war der Waffenrest gut zu sehen, weil er wie ein Pfeil auf sich selbst weist. Auch die Einstichstelle ist ohne Lupe verifizierbar.

Ob dieses Befundes brach Streit aus. Ob die Südtiroler wollten oder nicht – ihr Fund düpierte zwangsläufig Nordtiroler Gelehrsamkeit, die über viele Jahre hinweg jede nur denkbare Untersuchung angestellt hatte, insgesamt mehr als 600 durch über 100 Fachleute, aber nun so dastand, als ob sie mit der Auswertung überfordert gewesen wäre. Auf der Suche nach einem Sündenbock fingen die Innsbrucker Wissenschaftler zu hadem an. Ihre Anatomen (Othmar Gaber) schoben den Röntgenologen (Dieter zur Nedden) die Schuld zu, während sich die Röntgenspezialisten von den Anatomen behindert gefühlt hatten und so fort. Dazu monierte der Bozener Pathologe Eduard Egarter-Vigl eine fehlende Rippe, deren Verbleib erst mühsam in Innsbruck aufgeklärt werden musste. Und der Wiener Anthropologe Horst Seidler genierte sich

öffentlich und im Namen von ganz Österreich für den unentdeckten Pfeil [Details s. NEWS]. So welkt an der Wien und am Inn der Lorbeer.

Dafür sprießen die Interpretationen. Sofort war klar: **Mord!** Ein ungesühnter Mord! Keine Rede mehr vom guten Hirten, der auf der Suche nach einem Schaf in 3.200 m Höhe in einem Schneesturm umkam, keine Rede mehr vom Schamanen, der den Göttern noch näher sein wollte, keine Rede mehr vom Ausgestoßenen, der sich abseits der Menschen nicht mehr durchschlagen konnte. Jetzt also Mord, ausgerechnet im Hochgebirge, dort, wo die Bevölkerungsdichte so gering ist, dass schon ein einzelner Wanderer sie um astronomische Prozentzahlen nach oben treibt. Die Todesumstände waren im Nu rekonstruiert: Ein Blutgefäß in der linken Achsel war verletzt worden, wie ein jetzt erkanntes, nicht resorbiertes Hämatom beweist. Der Bluterguss drückte auf die Nerven, weshalb der Sterbende seinen Arm weit nach rechts über die Brust streckte – jene Stellung, die er seitdem unbeirrt beibehalten hat. Nach 30 Minuten bis drei Stunden, oder auch nach acht Stunden laut BILD oder NEWS kam das Ende. Für die Bozener wirkt es wie ein Anfang. So der dortige Pathologe Egarter-Vigl: „Die Geschichte Ötzis muss in Teilen neu geschrieben werden“ [dpa] – „ein Satz, dem hier zu Lande etwas Hautgout anhaftet“, wie das anonyme Streiflicht der SZ mit Blick auf die Hitler-Tagebücher süffisant anmerkte.

Aber zum Mord gehört auch ein Motiv. Da der Mensch dem Menschen ein Mensch ist, braucht nicht lange spekuliert zu werden. Als erstes: **Eifersucht!** Der „Mörder kam aus dem „Schattenreich der heimlichen Leidenschaft“, wo [Focus-Chef] Helmut Markwort „die Geliebte“ ausmacht“ [Willemsen]. Mindestens drei Spielarten gibt es. In der *ersten Variante* führt eine wilde Verfolgungshatz hinauf bis weit über die Baumgrenze. Dann fällt der Schuss, und der betrogene Ehemann stapft zufrieden talwärts. Ein wenig stört, dass Ötzi weder im Bett noch am Berg gut gewesen sein kann: mehrere zum Teil unverheilte Rippenbrüche, Bandscheibenschäden, Gicht, Verkalkung, Bakterien in der vom Lagerfeuer schwarz verfärbten Lunge, abgenutzte Zähne und mit 45 oder sogar 50 Jahren bereits weit jenseits der durchschnittlichen Lebenserwartung seiner Zeit. So einer steigt nicht mehr wie eine Gämse. Ein Wunder, dass er bis da hinaufgekommen war. Reinhold Messner, als Yetologe einzig, schaudert es ob der „unfassbaren Aggression“ und des „grenzenlosen Hasses“, während die Sexualpsychologin Rotraut Perner genau weiß, dass Ötzi als umtriebiger Mann mehrere Frauen hatte [NEWS].

In *Variante 2* ahnt einer der Gehörnten, dass Ötzi wieder mal übers Hauslabjoch gen Italien ziehen wollte. Er lauert ihm in einer Felsrinne auf – „durch

diese hohle Gasse muss er kommen“ – und erschießt ihn kalten Blutes von hinten. Dieses Szenario präferiert Egarter-Vigl. Der Mörder schaut dann – wir sehen es genau – gelassen zu, wie der Todgeweihte seine Sachen ordnet, Rückenkraxe und Kupferbeil an den Felsen lehnt und dahinscheidet. Vielleicht wartet der Rächer sogar noch den starken Schneefall ab, damit er sicher sein kann, dass der ab diesem Moment entstehende Similaungletscher den Rivalen auf immer und ewig begräbt. Warum der Betrogene das überaus wertvolle Kupferbeil, „die fette Beute“ [NEWS] dem Toten belässt, bleibt in beiden Varianten dunkel. Um den getroffenen Ötzi seinem Häscher entkommen und mit seinem Hab und Gut einsam sterben zu lassen, wird sogar der Todeskampf von den Pathologen verlängert.

Das Streiflicht kennt die *beste Fassung*: Der Mörder war die Gattin. Der Ötzi habe nämlich davon erzählt, dass es in Ägypten neuerdings eine Frau von 73 mal 20 Metern gebe, Sphinx geheiß. Als er aufbrach, um sie sich anzusehen, verfolgte ihn sein Eheweib, erreichte ihn am ersten Pass und erle(di)gte ihn. Wir spinnen das Jäggarn noch etwas weiter. So dürfte der Ausspruch „Das war Tells Geschoss“ hier erstmals gefallen sein und einen ursprünglich weiblichen Vornamen belegen. Für Frau Ötzi war das Kupferbeil ein Gräuel – „der mit seinem Waffen-Spleen“ war bei ihr eine stehende Redensart. Nun stellte sie es ihm zur Seite und grinste: „Jetzt kannst du lange damit spielen“ – zur Freude der Entdecker

Motiv Raubmord: Wie der Professor für Ur- und Frühgeschichte Andreas Lippert mutmaßt [NEWS], erregte der Viehbestand des Ötzi Neid – und so geriet er ausgerechnet da, wo kaum noch Gras wächst und keine Herde etwas zu suchen hat, in einen Hinterhalt. Auch hier bleibt als Skandalum: Warum belässt der Räuber dem Opfer ausgerechnet das Kupferbeil, seinen mit Sicherheit wertvollsten Besitz? Hier muss noch weiter gedacht werden! Wir sehen vor unserem geistigen Auge, wie der habgierige Geselle nach seinem Treffer auf den Ötzi zugeht. Doch der greift mit letzter Kraft – Rechtshänder – zum Beil und spaltet seinem Mörder den Schädel. Darauf reinigt er das Beil – es zeigte weder Blutreste noch Patinierung – und bettet sich zur ewigen Ruhe. Die Similauner Mordkommission wird dort oben am Sattel nach einer zweiten Leiche suchen müssen. Die Wahrscheinlichkeit für einen Fund ist erfahrungsgemäß am höchsten, kurz bevor Reinhold Messner eintrifft.

Motiv Krieg: Lippert kann sich auch den Kampf zweier Sippen vorstellen und Ötzi als wohlhabendes Familienoberhaupt einer dieser Sippen. Vielleicht nach Lektüre von *Rocca Alta* von Luis Trenker – es geht um die sinnlos-fürchterlichen Dolomitenkämpfe im Ersten Weltkrieg – sieht NEWS bereits zu

Ötzi Zeiten Sippenfehden „in regelrechten Schlachten“. Davon inspiriert, sehen wir Partisanen in Grasmähnen und Ziegenfell-Leggings eisige Passhöhen mit Pfeil und Bogen gegen wilde Invasoren verteidigen. Wir finden in den Dolomiten noch heute Kriegszeugnisse jeder Art: Schützengräben, Unterstände, möblierte Aufenthaltsräume, haufenweise Patronenhülsen, verrostete Lafetten. So ähnlich muss es unter dem einstigen Similaungletscher aussehen: herumliegende Pfeilspitzen, Wigwams, Lagerfeuer, Barrikaden, alles Jahrtausende lang vom Eis konserviert – diese grausigen Schlachten müssen mehr als nur einen einzigen Gefallenen hinterlassen haben.

Motiv **Berufsehre**: Könnte es sein, dass Ötzi als Meisterschütze ein Wildbret verfehlt hat? Dann hätte er seine Pfeile bis auf einen unbrauchbar gemacht (ein bislang unerklärter Befund) und sich rücklings in selbigen gestürzt. Weil derartiges Verhalten im Abendland bislang nur von mit Schwertern hantierenden Feldherrn und Leibköchen berichtet wird, empfiehlt sich Zuwarten bei der Beurteilung.

Ich persönlich plädiere für die versehentliche Tötung, weil **das Unzulängliche** der stete Begleiter des Menschen ist. *Variante 1* geht auf die jüngsten Forschungsergebnisse zurück, die von den Innsbrucker Forschern in die peinliche Bresche geworfen worden sind. Demnach machten Ötzi nicht nur Menschenflöhe, sondern auch Ameisen, Borkenkäfer, Fliegen, Marienkäfer, Mistkäfer, Wanzen und Wespen das Leben zur Qual [SO b]. Wir sehen, als wäre es gestern, wie sich der Geplagte mit einem Pfeil am Rücken kratzt, das Gleichgewicht verliert und vom Felsen in seinen eigenen Pfeil stürzt. Tragisch in seiner Banalität, und deshalb bereits von der Kompetenz in Gestalt von Prof. Egarter-Vigl zurückgewiesen [SO a].

In *Variante 2* träumt ein Jäger von einem schmackhaften Steinbockbraten und einer feschen Trophäe. Ganz oben am Alpenhauptkamm stößt er endlich auf ein relativ kleines Exemplar, das auch nicht flüchtet. Der kurzsichtige Waidmann schießt und wundert sich: Der Steinbock ist nicht nur getroffen, sondern stöhnt und flucht höchst menschlich. So geht er zum Ötzi und entschuldigt sich mit dem landesüblichen „Öha“. Mit einem kernigen Ruck zieht er ihm den Pfeil aus der Schulter, Ötzi bedankt sich mit einem durchaus anerkennenden „Hund, verreckter“, und der Jäger trollt sich, indem er „nix für unguat“ murmelt. Ötzi ist Kummer und Schmerzen gewöhnt, packt seine Siebensachen und setzt seine Beerensuche fort. Doch bald ist es ihm irgendwie extrig. Er lehnt seine Sachen an den Felsen und wird erst vom Tod und dann vom Gletscher überrascht.

Somit wären Motiv und Tathergang geklärt und vor allem die Anwesenheit des Kupferbeils zuverlässig motiviert. Der Mordkommissar braucht nicht mehr über allen Gipfeln aktiv zu werden. So können wir uns wieder in die Niederungen der Wissenschaft begegnen. Dort treffen wir zum Beispiel auf Prof. Konrad Spindler, der besser als alle andere weiß, dass sämtliche Innsbrucker Gletscherleichen mit ihren Fettwachsbildungen ganz anders aussehen als der Ötzi, aber unerbittlich beim „Mann im Eis“ bleibt.

Anfangs sah er das postmortale Geschehen so: a) Der Tote fiel nicht auf die Erde, sondern blieb im Unterholz hängen, denn anders ließ sich nicht erklären, dass kein Insekt und kein Luderwild die Leiche angefressen hat. b) Ein Föhnsturm mit außergewöhnlicher Trockenheit dörft die Leiche vollständig aus. c) Direkt danach schneit es permanent, der Gletscher gebiert sich und deckt die Leiche für die nächsten 5.300 Jahre zu, beschädigt sie aber in keiner Weise. Er lässt auch die Rückenkraxe und das Kupferbeil am Felsen lehnen und die sonstigen Utensilien in nächster Nähe des Toten. Soweit Spindlers erster Erklärungsversuch [vgl. Illig 410 f.].

In der Buchfassung ließ er es gleich schneien und den Wind so lange durch den Schnee pfeifen, bis mitten in Schnee und Eis eine Trockenmumie entstanden war [Spindler 1995, 72, 221 f.], im herben Kontrast zu den ‚üblichen‘ Gletscherleichen. Mittlerweile vermutet man, dass die Leiche mehrere Monate lang im Wasser gelegen ist, bevor es zu ihrer Austrocknung kam [vgl. Illig 416]. Bis heute trägt kein Erklärungsmodell diesem Umstand Rechnung. Und jetzt?

„Nachhaltig bestätigt‘ fühlt sich beispielsweise der österreichische Ur- und Frühgeschichtler Konrad Spindler, der schon 1994 ‚untrügliche Anzeichen‘ entdeckt hatte, dass dem Gletschermann etwas zugestoßen sein könnte – seine Ausrüstung war vielfach beschädigt, so als hätte ein Handgemenge stattgefunden“ [Stockinger 2001].

Er war drei Jahre nach Auffindung von Ötzi zu diesem Befund gekommen. In seinem 1993 erschienenen, aber u.a. im Februar 2000 nochmals aktualisierten Buch spricht er tatsächlich davon, dass gewalttätige Auseinandersetzungen – Eifersucht, Machtkampf? – Ötzi aus der Heimatsiedlung flüchten und bis aufs Hauslabjoch steigen ließen. Schließlich strauchelt der völlig ermattete Mann und bleibt liegen [Spindler 2000, 221, 335]. Spindler grübelt aber nicht darüber, dass Köcher und Pfeile über 5.000 Jahre lang unbewegt lagen, „durch die Auflast des Gletschers ganz leicht durchgebogen“ [Spindler 2000, 156].

Gegrübelt werden könnte auch darüber, warum die Forscher aus Südtirol/Italien so großzügig auf die Erforschung von Ötzi verzichtet hatten, obwohl der Grenzverlauf eigens deshalb nachvermessen worden war. Nie hat man von einer Pachtsumme, nur von Generosität gehört. Könnte es sein, dass die Pfeilspitze, schon beim allerersten Röntgen gut erkennbar, den Bozenern

als Trumpf vorbehalten blieb, den sie kurz vor dem zehnjährigen Jubiläum der Auffindung ausspielen durften, um ihr Museum bekannt zu machen? Auf solche Gedanken kommt man unwillkürlich, wenn man sieht, dass nur eine Woche nach dem Pfeilbefund die Innsbrucker ihr Ungeziefer- Resümee publizierten, obwohl sie schon im Januar 1998 Ötzi abreisen ließen. Werden öfters Ergebnisse aus taktischen oder strategischen Gründen zurückgehalten?

Wir müssen uns Roger Willemsens Resümee anschließen:

„Forschung ist interessant nur, wo sie Material für Märchen fördert, mit denen man gegen die Forschung ankommt.“

Warum stellen sich die Forscher – mit Verlaub – so dumm an? Die *Zeitensprünge* sind sehr wohl für wissenschaftliche Forschung, allerdings nur so lange, wie diese sich an ihre eigenen, wohlbedachten Regeln hält. Deshalb stelle ich die Frage: Warum ist Wissenschaft so gerne unwissenschaftlich? Geht es ihr eigentlich um gewissenhafte Forschung oder allzu oft nur um das Beitreiben finanzieller Mittel, damit der Forschungsbetrieb wie gewohnt weiter läuft, ungeachtet irgendwelcher sinnstiftender Ergebnisse? Der hier im Heft von Meinhard Hoffmann geschilderte wissenschaftliche Umgang mit ägyptischen Mumien läuft exakt auf dieselbe Frage hinaus. In beiden Fällen bürgt erst die Sensation für Aufmerksamkeit und Liquidität, ohne dass die Qualität der Ergebnisse in der richtigen Relation zur öffentlichen Aufmerksamkeit und zum Einsatz von Steuer- und Sponsorengeldern stünde. Dieses Thema kann im Rahmen einer Satire nicht abschließend behandelt werden, aber wir können immerhin die von Willemsen angesprochene Märchenebene verbreitern. Denn Ötzi wird allmählich zum Symbol des Menschen schlechthin. Wie weiland Winkelried die Spieße, so reißt er alle großen Mythen an sich.

Adam: Ihm ist – man höre und staune – wie unserem Stammvater eine Rippe entnommen worden. Das hatten 1995 Innsbrucker Anatomen getan, dokumentiert und vergessen. Erst als jetzt Bozener Wissenschaftler den abgängigen Knochen monierten, kam die österreichische Schlamperei zu Tage und die Rippe wieder zum Vorschein. Es steht zu vermuten, dass aus dieser Rippe eine neue Menschheit geklont werden sollte. So würde Ötzi zum neuen Adam – und so wäre nicht nur der Tod, sondern auch GOTTvater ein Wiener. Doch da Wien außerdem die Versuchsstation für den Weltuntergang ist, wird die neue Schöpfung erst begonnen, wenn die alte endgültig am Ende ist.

Kain und Abel: Es muss überlegt werden, ob in der Bibel nicht der Mord am Hauslabjoch beschrieben worden ist. War nicht Ötzi ein Vegetarier, der nur von den Früchten des Bodens lebte (Schlehen), während der Viehzüchter

Kain erbost war, weil sich Abel Ötzi seiner neuen Produktlinie verweigerte? Es gibt auch den kryptischen Hinweis auf das Kainsmal, das ihn schützen soll, wenn er wieder unter die Menschen kommt. Musste er dazu erst vom Hochgebirge herabsteigen?

Siegfried: Es kann kein Zufall sein, dass die deutschen Heldensagen in dem Meuchelmord am hürnernen Siegfried kulminieren. Der edeltumbe Recke war nur an einer einzigen Stelle verwundbar, da, wo beim Bad im Lindwurmblut ein Lindenblatt auf sein Schulterblatt gefallen war. Schulterblatt – Blattschuss! Ob Lanzenstich oder Pfeilschuss – das fällt unter dichterische Freiheit, genauso wie der Name Hagen von Tronje, der sich nun als Verballhornung von Tirol herausstellt (dialektmäßige Verschleifung von l zu n und Metatonie). Zogen die Nibelungen etwa nach Süden? Es wird höchste Zeit, dass am Hauptkamm der Alpen nach Drachenknochen, sicherheitshalber auch nach dem Schatz des Nibelungen gesucht wird. Immerhin geht es hier hart an der welschen Grenze um germanisches Selbstverständnis. Es wird schon dadurch strapaziert, dass der Recke bereits nach den allerersten grenzüberschreitenden Schritten vor dem Feind verblich.

Jennerwein: Das Alpenvolk hat den Ötzi-Siegfried-Mythos im Lied vom Wildschütz Jennerwein bewahrt. „Es war ein Schütz in seinen besten Jahren“, so hebt der triste Gesang an (gedichtet und vertont um 1860). Da bekanntermaßen für den Mann die besten Jahre beginnen, wenn die guten vorbei sind, passt die Beschreibung exakt auf den einigermaßen maroden Ötzi. Das Wildererhandwerk gilt in den Bergen als ehrenwert, ist also keine Verunglimpfung des Ötzi. Und dass ihn die Obrigkeit in Gestalt eines Jägers meucheln ließ, gehört allemal zu den Urmythen jener „Berge, auf denen die Freiheit ist“.

„Auf hartem Stein hat er sein Blut vergossen,

Am Bauche liegend fand man ihn,

Von hinten war er angeschossen [...]

Und es war schrecklich anzusehen.“

Alles passt eins zu eins auf Ötzi. Erschüttert stehen wir vor einer so präzisen mündlichen Tradierung über 5.200 Jahre hinweg (das Sterbejahr „vor Chr.“ entspricht übrigens der Höhe des Sterbeorts in Metern) – Wasser auf die Mühlen aller Tollleute, die es für ganz normal erachten, wenn Mythen ohne schriftliche Fixierung Jahrtausende überdauern.

Luzifer : „Der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse“ – so charakterisiert sich Mephistopheles bei Goethe. Es sind zwar noch keine Pudelhaare am Ötzi gefunden worden, aber: Sollte Ötzi „ein fah-

render Scholast“ der Vorzeit, nämlich der gestürzte Engel gewesen sein, dem Gott mit einem Pfeil den Weg verwehrte, als er vom Dach der Alpen aus zurück in den Himmel stürmen wollte?

Jesus: Es gab einen Menschen, der für alle anderen geopfert worden ist; einer, der alle Schuld auf sich genommen, uns von der Erbsünde der Ureltern erlöst hat. Nicht zufällig wird am Fuß des Kreuzesholz der Schädel von Adam (s.o.) dargestellt. Ähnlich wird Ötzi zu Bozen als Schmerzensmann gezeigt, ein ergreifendes Memento für die Hinfälligkeit des ganzen Geschlechts und eine Erlösung für all jene, die das Bozener Museum wieder verlassen können. Wenn noch das Wunder geschieht, dass die Wissenschaft die vermeintliche Gletscherleiche einmal unvoreingenommen untersucht, dann kann in Rom die Heiligsprechung von Ötzi betrieben werden.

Literatur

- dpa (2001): „Ötzi wurde ermordet. Bozener Forscher entdecken einen Pfeil in der Eismumie“; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 26. 7. 2001
- Frank, Michael (2001): „Auf der Flucht erschossen? Akte Ötzi ungelöst“; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 27.7.2001
- rp-online (2001): „Zahlreiche Insekten bei Gletschermann Ötzi gefunden. Älteste, bisher nachgewiesene Menschenflöhe“; in: *g-o.de Wissen Online. Das Internet-Magazin für Geo- und Naturwissenschaften*, vom 14. 8.; gelesen am 22. 8. 2001
www-g-o.de/kap2a/20hd0030.htm
- Illig, Heribert (1998): „Ötzi, der Mann im Wasser? Bericht zur Lage an der Eisfront“; in: *ZS 10 (3) 410-418*
- NEWS = Athanasiadis, A. / Bacher, Ch. / Linhart, A. (2001): „Mordfall Ötzi“; in: *News*, Wien, Nr. 21, S. 48-52, vom 2. 8. 2001
- SO = SPIEGEL ONLINE (2001b): „Ötzi war von Mistkäfern befallen“; Ausgabe vom 13. 8. 2001
- (2001a): „Wer hat Ötzi auf dem Gewissen?“; Ausgabe vom 26.7.2001
www.spiegel.de/wissenschaft/html
- Spindler, Konrad (2000): *Der Mann im Eis. Neue sensationelle Erkenntnisse über die Mumie aus den Öztaler Alpen*; München (¹1993; 1995)
- Stockinger, Günther (2001): „Mord im Similaun. Zehn Jahre rätselten die Forscher über den Tod des Ötzi. Nun wurde eine Pfeilspitze in seiner Schulter entdeckt. Wie konnte sie so lange unbemerkt bleiben?“; in: *DER SPIEGEL*, 31/2001 v. 30. 7., S. 171
- Streiflicht, Das (2001) in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 27. 7. 2001, S. 1
- Willemsen, Roger (2001): „X-Ötzi ungelöst“; in: *DIE WOCHE*, 3. 8. 2001, letzte Seite

„Drei Sonnen“ - wirklich im Neolithikum?

Ulrich Becker

Die Entdeckung von Prof. Heinrich P. Koch [1999], speziell der Urmythe der Tungusen („Drei Sonnen“) [676 f.] soll – auch wenn ich mich der Kritik von Angelika Müller und Klaus Kniep [jew. 2000] im wesentlichen anschließe – in keiner Weise geschmälert werden. Im Gegenteil, wir müssen dankbar sein, dass sich fünf Jahre nach Hans-Peter Mikolasch (Katastrophistische Motive auf Orientteppichen [1994]) wieder ein Autor in dieser Zeitschrift mit der materiellen Ausdrucksweise von in unserem Sinne literaturlosen Völkern befasst und damit möglicherweise zur Schließung einer Dokumentationslücke beiträgt, wo immer sie chronologisch einzuordnen sei.

Nebenbei bemerkt ist die Dreizahl nur eine von mehreren Zahlenvarianten, die H.P. Koch [676] offensichtlich nicht kennt. Kleine Zahlen werden in der Amur-/Heilongkiang-Region genannt, größere – bis zu zwölf Sonnen – in China, Vorder- und Hinterindien, Sumatra, sowie in beiden Amerikas [U. Köhalmi 141].

Das Hauptmanko Kochs ist jedoch die Überbewertung von Prof. Alexander Tollmann, der – soeben seinem vorhergesagten, aber nicht eingetroffenen Armageddon entronnen – seinen Bunker verlassen hat und schon wieder in den Medien als „Experte für kosmische Katastrophen“ zur besten Sendezeit in epischer Breite mit schreckenserfülltem Blick vor neuem himmlischen Unheil warnt.

Tollmann mag einer der Pioniere auf dem Gebiet des Sammels und Analysierens von Sintflutsagen und -mythen sein. Seine Katastrophentheorien aber basieren prinzipiell auf den Forschungen von Otto Heinrich Muck (publiziert 1954 und 1956; gest. 7. November 1956), dessen Urheberchaft er unterschlägt.

Gleichzeitig übernimmt Tollmann von Muck auch dessen (und vieler anderer) Fehlinterpretationen antiker, insbesondere ägyptischer Chronologien, die spätestens seit Velikovsky (danach auch Heinsohn, Illig, Zeller und zahlreiche andere) bzgl. ihrer Länge massiv in Frage gestellt werden müssen.

Wenn wir also von zumindest *einem Impakt im Neolithikum*, Kochs „Sündflutkomet“ [Koch 671] sprechen, müssen wir uns darüber im klaren sein, dass dieser bei einer Kürzung der Eichchronologie Ägyptens nahe an die klassischen Hochkulturen Eurasiens heranrückt, wahrscheinlich sogar parallel dazu stattfand [Illig 1988].

Somit ist nicht ausgeschlossen, dass der letzte große kosmische Impact mit dem von Velikovsky geforderten Impact zur Zeit des Exodus identisch ist. Auch die sog. biblische Sintflut ist vermutlich in diesem Zusammenhang zu suchen, obwohl Velikovsky zu diesem Aspekt leider nicht mehr publizieren konnte.

Wir wissen noch nicht, wie weit Großkatastrophen der Erdgeschichte (vor dem „Velikovsky- Impact“), deren es mindestens – beginnend mit derjenigen am Ende des Perm [Hoffmann] – drei gab, durch Zeitkürzungen auch in Erdgeschichte, Geologie und Paläontologie erheblich näher zueinander und an die Gegenwart heranrücken [z.B. Blöss; Zillmer]. Ich meine mich zu erinnern, dass sich auch Milton Zysman beim Jahrestreffen in Gräfelfing 1995 in diese Richtung äußerte.

Es ist zur Zeit noch hochgradig spekulativ, von einer Identität des Kreide/Tertiär-Impaktes mit dem sog. Sintflutimpact – sei er im Neolithikum, sei er im Altertum – auszugehen. Auch vom Nachweis des charakteristischen iridiumhaltigen Horizontes (nach Alvarez) in Vergesellschaftung mit Flut- oder Zerstörungshorizonten z.B. in Mesopotamien (für die ein von Koch [671] postuliertes Alter von 10.000 Jahren im Übrigen schwerlich haltbar ist), ist mir jedenfalls nichts bekannt geworden; auch die Anwesenheit der „Ursibirier“ seit 15.000 bis 20.000 Jahren [ebd., 681] kann in Frage gestellt werden. Die Konsequenzen im Falle einer Bestätigung wären so ungeheuerlich, dass die derzeitige Aufregung über die Eliminierung von 300 Jahren im frühen Mittelalter und an die 2.000 Jahren im Altertum lächerlich anmuten würde.

Für die Zeit nach dem „Velikovsky-Impact“ hat es verschiedentlich Überlegungen zu größeren katastrophalen Einwirkungen auf die Menschheitsgeschichte gegeben; zu den Autoren gehören Mark E. Bailey und David Keys (6. Jh.), Victor Clube, William M. Napier, Benny Peiser, Christoph Marx (als ‚Ausreißer‘ mit einem allerletzten „Großer Ruck“ im 14. Jh.). Völlig ausgeschlossen wird ein Nach-Velikovsky-Impact in unseren Kreisen wohl von keinem.

Es muss in jedem Fall sauber unterschieden werden, soweit das überhaupt möglich ist, welche Katastrophe jeweils gemeint sein könnte. Eine Überlagerung und Vermischung verschiedener Traditionsebenen sollte einkalkuliert werden.

Aber kommen wir zum Kern. Es handelt sich, wie so oft, um einen literarischen Zufallsfund, der etwa 1540 publiziert wurde, und mit dem ich Angelika Müller in einem Punkt doch widersprechen möchte: Johannes TRITHEMIUS'

„Chronica, ein überauß lustig warhaftig Historii von der Francken ankunfft, narung, auffwachsung ... durch Herr Johann Trithemium ... auß den geschichtsschreibern, so hernach verzeichnet, gezogen u. in Lat. beschr., verteutscht [von Sebastian FRANCK]“.

TRITHEMIUS berichtet über die Herkunft der Vorfahren der fränkischen Sugambres/Sicambres bzw. der späteren Franken aus Troja, wie sie von den Sachsen Land im Rheinmündungsgebiet erhielten, und wie sie im Bündnis mit ihnen und den Thüringern gegen Gallier, Goten, Dänen (damals „Dakier“ genannt) und zuletzt den Römern kämpften.

Es werden durchgehende Königslisten (die Erwähnung von Königinnen und Prinzessinnen ist eher selten) aufgeführt mit Beginn, Dauer und Ende der jeweiligen Herrschaft in Jahresangaben christlicher Zeitrechnung (!). Er bezieht sich im erheblichen Umfang auf einen ansonsten unbekannt fränkischen Geschichtsschreiber mit Namen HUNIBOL/HUNIBALD.

Auch ein Vorfahr des Stammvater der Merowinger, MEROVEUS oder MEROVECH, des 44. Königs der Franken – dessen Existenz laut Sage auf eine übernatürliche Zeugung durch ein Meeresungeheuer, einen „Quinotaurus“ zurückgeführt wurde – findet seine Erwähnung auf Blatt XV. Es ist CLODOMIR, der 22. Frankenkönig, der von +50 an für zwölf Jahre regierte:

„Anno L nach Christi geburt/ wirt Clodomirus der Francken König/ in der zal XXII.

Clodomirus gemelts Königs Marcomirs sone [...] von disem sagt Hunibald [...]. Im erste jar [Anm.: 50 oder 51 u.Z.] seines reichs wurden gesehen **drey Sonnen/** sich gemelich zu einander thun. Danach volget durch der welt dritten theil (so unsern landen unnd wonung zueigent/ und in latein Europa genant ist) **mercklich theurung** und **hunger/** auch **groß sterben/** nit allein der **menschel/** sondern auch des **vihes.** ...“ [Anm. u. Hvhg. U.B.]

Selbstverständlich gehört Trithemius zu den Humanisten, die viel Erfindungsgabe aufbrachten, um die europäischen Völker von Troja, von den Armenien und damit zuletzt von den Göttern abstammen zu lassen. Aber sein Buch ist arm an Naturereignissen und -katastrophen; nicht jeder Tod eines Königs wird routinemäßig durch schreckliche Zeichen am Himmel angekündigt. Deshalb ist der Eintrag mit den drei Sonnen auffällig.

Diese Tatsache und die Erwähnung eines „großen Sterbens von Mensch und Vieh“ im Zusammenhang mit den drei „Sonnen“ – die gegen eine Sonnenspiegelung in der Atmosphäre (sog. Halos) spricht – lassen für einen wahrheitsgetreuen Bericht plädieren. Ich möchte in diesem Zusammenhang [Koch, Abb. 673] auch an den keltischen Dreischenkel erinnern.

Klaus Weissgerber [74] stimme ich ganz besonders in dem Punkt zu, dass auch gefälschte Quellen geschichtliche Ereignisse – wenn auch zeitverschoben – korrekt wiedergeben können. Die menschliche Faulheit könnte, statt Totalfiktionen zu erfälschen, möglicherweise bequemerweise Dokumente nur leicht, vor allem in der Zeitstellung verändert und damit paradoxerweise wertvolle Informationen gerettet haben.

CLODOMIRs Vater MARCOMIR hätte z. Z. des römischen Kaisers CLAUDIUS und des britannischen Königs GUIDERIUS geherrscht, dem Sohn des KIMBELIUS (CAMBELINUS/CUNOBELINUS); insofern wäre auch eine provisorische chronologische Fixierung gegeben. Es könnte eine Bestätigung der Himmelserscheinung bzw. der Katastrophe z.B. durch römische Quellen, so noch vorhanden, möglich sein.

Gibt es Nachweise für Bindeglieder zwischen einer „Mudur/Drei-Sonnen-Katastrophe“ in Zentralasien und einer „Drei-Sonnen-Katastrophe“ im Westen, die ja nach Koch Jahrtausende auseinanderliegen müssten?

Ja. Es wurden in Südosteuropa Gegenstände aus der sog. „Awarenzeit“ (vermutlich laut Zeller und anderer eher Hunnen- oder Ungarnzeit) wie z.B. Gürtel- oder Zaumzeugbeschläge gefunden, auf denen drei Wirbel als Verzierung auftauchen. Unterstellen wir, dass diese Symbole aus Ost- und Zentralasien mitgebracht wurden, nicht zufällig entstanden sind und nicht mit dem viel missbrauchten Attribut „uralt“ zu belegen sind, sondern auf eine zeitlich überschaubare Tradition von vielleicht wenigen hundert Jahren zurückblicken. Die werden allerdings zwischen CLODOMIR und den Awaren selbst bei verkürzter Zeit benötigt.

Weiter berichtet PRISKOS RHETHOR (byzantinischer Historiker und Gesandter am Hunnenhof, um 450) aus einem Gespräch mit einem griechischen Kaufmann an der Residenz des Hunnenkönig Attila über eine Kaskade von Migranten aus dem Osten, deren auslösende erste Staffel ursprünglich vor Nebeln, die vom Ozean aufstiegen und einer großen Zahl menschenfressenden Greifen floh [Pohl 1988, 24, insbes. 29, 38, 45, 52].

Ich habe ernstliche Probleme zu glauben, dass sich hier ein Haufen abergläubischer Rheumatiker aus irgendwelchen feuchten Sumpfgebieten Nordostasiens über den halben Erdball in klimatisch günstigere Zonen abgesetzt hat, sondern sehe hinter den ozeanischen Nebeln und Greifen eine weit existentiellere Bedrohung, wie z.B. einen durch was auch immer ausgelösten Megavulkanismus. Normaler Vulkanismus ist kein transkontinentaler Fluchtgrund, das beweisen z.B. die Menschen in Italien, die über Jahrtausende hinweg trotz aller Bedrohung die Nähe der Vulkane Ätna und Vesuv geradezu immer wieder suchen.

Ohne die weltweit auftretenden, aber nicht leicht zu datierenden Petroglyphen aus den Augen zu verlieren, sollte in dieser Epoche, der nachchristlichen Antike, die Suche intensiviert werden.

Zu den Petroglyphen im weiteren Sinne sind auch die alttürkischen Schriftdenkmäler zu rechnen, die steinernen sog. Runenstelen der Orchon- und Jenissej-Region (Kül Tegin-Stele u. a. m.); auf diese Schriftmonumente stieß ich im Zusammenhang mit der Arbeit von Volker Friedrich [50 ff.] zur Hunnen-/Awaren- und Ungarnfrage. Das Problem sollte, wie auch schon durch Zeller [1993, 7 ff.; 1996, 186 ff.] versucht, flankierend zu Friedrich von Osten her angegangen werden. Dafür war auch eine nähere Betrachtung der chinesischen Geschichte des +1. Jtsd. notwendig.

Wenn die Stelen tatsächlich im sog. „Ersten Türkischen Reich“ oder „Türküt-Khaganat“ (Beginn konv. ab etwa 555) bzw. in dessen östlichem Nachfolgestaat errichtet worden sind, geschah das nach herkömmlicher Lehre frühestens zur Zeit der DONG WEI-, XI WEI-, BEI QI-, BEI ZHOU-, NAN QI-, LIANG-, CHEN- UND SUI-Dynastien, also zwischen 479 und 618, und spätestens während der TANG-Dynastie im damaligen China, wobei die letztere (618-907) – „Chinas goldenes Zeitalter“ – praktisch vollkommen in die Illigische Phantomzeit fällt.

Illig [1996, 19] stufte die T'ANG-Dynastie als „vergleichsweise gut belegt“ ein – im Kontrast dazu Uwe Topper [1998, 259 ff.] – und erwartet erhebliche Korrekturen an der chinesischen Chronologie [Illig 1999a, 116-118]. Manfred Zeller sieht eine chinesische Phantomzeit eher bei den kurzlebigen SÜDLICHEN oder NAN T'ANG, also bei 902-975 [Zeller 1994, 72 ff.].

Ich kann noch nicht alle Hinweise ausbreiten, die bei aller nötigen Vorsicht und allen Vorbehalten dahingehend interpretiert werden können, dass es sich bei den T'ANG um eine Zeit handelt, die archäologisch bei weitem nicht so kloppfest ist, wie man geglaubt hat. Mir drängt sich mit Zeller der Verdacht auf, dass eine der kurzlebigen Mittelmächte des 10. Jhs., die in China herrschten, später zu einem phantomzeitfüllenden Großreich – wohlgemerkt, meiner Ansicht nach als Namensgeber – aufgeblasen wurde (z. B. die genannten NAN T'ANG Zellers in Jiangxi, oder von mir – vorschlagsweise – erweitert um die HOU T'ANG in Pien-Chou, dem heutigen Kaifeng, 923-936).

Aus welcher Zeit die archäologischen und architektonischen Hinterlassenschaften der „T'ANG“ tatsächlich stammen (einheitliche Herkunft, d.h. Umdeutung en bloc oder zusammengekoppelt aus verschiedenen früheren und/oder späteren geschichtlichen Epochen) muss einstweilen – trotz erster Hinweise – weitgehend offen bleiben. Ich plädiere allerdings im Gegensatz zu Zeller für eine Herkunft vieler Artefakte aus dem zweiten Drittel des +1.

Jtsds., d.h. für die Zeit der XI JIN (265-317), der WUHU SHILINGUO (314-479) inkl. der BEI WIE (386-535), der CHENG HAN (304-347) und/oder der DONG JIN (417-420) [alle Daten aus Gernet].

Fällt TANG, geraten die Türküt, viele weitere turkaltaiische Steppenvölker und andere protoaltaiische Völker ins Wanken; ob sie vollends stürzen, halte ich wegen der Stelen für fraglich. Ich nehme eher an, dass auch sie ihre ursprüngliche Position in der Chronologie Nordostasiens finden werden.

Die Türküt (oder wer auch immer sich hinter diesem Namen letztlich verbirgt) haben fraglos zu einem Volk oder Reich im heutigen China Kontakt gehabt. Die Frage ist jetzt nur, zu welchem. Von einem Reich T'ANG ist auf Seiten der Türküt, soweit ich die Situation überschaue, nur dreimal in *einer einzigen* chinesischen Inschrift der oft zweisprachigen Stelen die Rede [Radloff 1894, II.167 ff.]. Es wird in den turksprachigen Passagen immer von den „Tabghatsch (Tabğaç, Tabgach)“ dem „Berühmten (Volk)“ gesprochen. Dieses Attribut wurde zu allererst auf die Dynastie der sog. NÖRDLICHEN WEI (BEI WEI) bezogen, die von einem altaiischen, vielleicht tungusisch-, vielleicht turkstämmigen Volk, den Hsienpi-Mujong oder Sienbi-Mujong in der westlichen Ordosregion, gegründet wurde. Deren Herrscherschicht sinisierte sich bald.

Ich möchte hier allerdings nicht unterschlagen, dass es Überlegungen gibt, „Tabghatsch“ als sprachliches Derivat von „T'ang“ aufzufassen [Radloff, 1894]. Die umgekehrte Möglichkeit, also „T'ANG“ als chinesische Form von „Tabghatsch“, wurde meines Wissens nach nicht geprüft. Erschwert wird die Angelegenheit auch durch die Tatsache, dass „T'ang“ der Name des zum Idealherrscher stilisierten Gründers der chinesischen SHANG-Dynastie gewesen sein soll, der mythisch auf 1766-1753, konvent. ins -15. Jh. datiert wird [dtv XVIII, 80].

Eine entscheidende Aussage, die vielleicht als geschichtliches Kupplungsstück oder als Eichmarke für die Chronologiekordinierung dienen könnte, findet sich auf o.g. Stelen, die insbesondere durch Radloff eingehend untersucht und publiziert worden sind. Es ist der – mehrfach auftauchende – lapidare Satz in alttürkischer Sprache:

„Tängri yär bulğakin üçün yaŋi bolı

(Weil Himmel und Erde in Verwirrung gerieten ...)“ [Radloff 1894, I.61 ff.].

Es ist mehr als fraglich, ob damit lediglich ein strenger Winter, ein verregneter Sommer oder eine Zeit politischer Wirren (der chinesische Kaiser war schließlich der „Himmelssohn“, mit dem der Khagan der Türküt qua Dekret verwandt war). Es kann sehr wohl eine Zeit bedeutenderer Naturereignisse oder

-katastrophen gemeint sein. Leider reichen besagte Stelen nach herkömmlicher Datierung in die – möglicherweise phantomhafte – T'ANG-Zeit hinein.

China hat nach der Zeitenwende eine ganze Reihe von Zeiten mit schweren, z.T. existenzbedrohenden Naturkatastrophen durchlebt: konventionell datiert Ende des 2. Jhs., Ende des 3./Anfang des 4. Jhs. und die von David Keys im Gefolge Mike Baillies präferierte Zeit um 535 [Key 1999; s.a. Rezension Illig 1999b].

Wird Europa um die Illigschen 297 Jahre jünger, erhält die T'ANG-Zeit (bislang 618-907) als rechnerischen Beginn dieser Dynastie das Jahr +321 (entspräche der DONG JIN-Dynastie in Nanjing), als ihr Ende das Jahr +610. Das Jahr +322 käme den Naturkatastrophen – vielleicht als möglicher Grund für den Niedergang der drei Vorgängerdynastien (SANGUO-Zeit: WEI, SHU HAN und WU; 220-317) der XI JIN – vom Ende des 3./Anfang des 4. Jhs. sehr nahe. Aber auch hier machen uns die Angaben der Stelen einen Strich durch die Rechnung: Rechnet man nämlich die – zugegebenermaßen ungenauen – Zeitangaben der Stelen („Im einunddreißigsten Jahr des Bilgä-Khagan“, d.h. konventionell im Hase-Jahr 715 u.Z.) ebenfalls um, erreicht man Werte aus der ersten Hälfte des 5. Jhs., provisorisch +418). Das entspräche eher jenen Angaben von Keys [334], die er indonesischen Chroniken entnahm und die er, da 120 Jahre vor der von ihm präferierten Zeit einer großen Katastrophe liegend, nicht richtig zuordnen konnte.

Für diesen letzteren Zeitwert findet man allerdings auch laut einer von Keys Tabellen [326] vulkanisch bedingte Aziditätshorizonte (Säureanstieg wegen Vulkanausbrüchen) in den Grönlandeisbohrungen Dye-3 und GRIP (ca. 430-450), wenn man Key's Zeitskalen für diese Kernbohrungen ebenfalls umrechnet.

Key's eigentlicher „großer“ Impakt von 535 fiele damit korrigiert in das 3. nachchristliche Jh.; auf weitere Details dazu möchte ich hier nicht eingehen, da sich weder korrigiert noch unkorrigiert ein Korrelation zu „Mudur“ und den „Drei Sonnen“ ersehen lässt.

Es gäbe nur den Kunstgriff, die drei angenommenen Sonnen nacheinander aufglühen zu lassen. Aber kann man wirklich annehmen, dass zwei, drei Himmelskörper innerhalb 250 - 300 Jahren in Nordostasien oder wenigstens in der nördlichen Hemisphäre eingeschlagen sind? Dagegen spräche zunächst einmal die Wahrscheinlichkeit, dann Kochs Petroglyphen (die offensichtlich Gleichzeitigkeit darstellen), und die Zeitstellung der Ereignisse der TRITHEMIUS-Textstelle (ca. +51, also zu Beginn der SPÄTEREN/HOU HAN- oder ÖSTLICHEN/DONG HAN-Dynastie; 25-220).

Dafür sprächen allenfalls die Säurehorizonte in den Eiskernen. Auf jeden Fall müssen die grönländischen Aziditätshorizonte plausibel erklärt und in das Gesamtsystem eingefügt werden. Aber auch z.B. heftige Vulkaneruptionen in unmittelbarer Nähe der Bohrkernentnahmestellen (Island, nördlicher Mittelatlantischer Rücken) können – ohne zwingend globale Auswirkung – die Ursache gewesen sein.

Fazit: Selbst bei provisorischen Zeitkorrekturen um 297 Jahre ist derzeit kein möglicher Impact im ostasiatischen Raum zwischen dem Ende des 2. und der Mitte des 6. Jhs. mit dem Ereignis der TRITHEMIUS-Textstelle – die frappierend an den Tungusenmythos der „Drei Sonnen“ erinnert – in Einklang zu bringen. Selbst unter günstigen Umständen besteht immer noch eine Lücke von 130 Jahren. Ungeklärt bleibt, woher TRITHEMIUS im 15. Jh. den Topos übernommen haben könnte. Gegen einen „Mudur“-/„Drei Sonnen“-Impact im Mesolithikum, selbst im Neolithikum stehen nach wie vor die Tradierungsprobleme mündlicher Überlieferung.

Literatur

- Blöss, Christian (2000): *Ceno-Crash*; Berlin
dtv-Lexikon in 20 Bänden (1990); Mannheim · München
- Friedrich, Volker (2001): „Nibelungen und Phantomzeit im Donaauraum. Fiktives AWARENREICH zwischen Hunnen- und Ungarnsturm“; in: *ZS* 13 (1) 50-72
- Gernet, Jacques (⁵1987): *Die chinesische Welt*; Frankfurt/M.
- Hoffmann, Hillel J. (2000): „The rise of life on earth. When life nearly came to an end – The Permian extinction“; in: *National Geographic Magazine*, 09/2000, 100-113
- Illig, Heribert (1999b): Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitman – W. Ryan – F. de Sarre – D. Keys – F. Carotta. Eine Sammelrezension“; in: *ZS* 11 (4) 658-670
- (1999a): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Key, David (1999): *Als die Sonne erlosch. 535 n. Chr.: Eine Naturkatastrophe verändert die Welt*; München
- Kniep, Klaus (2000): - [Leserbrief zu Prof. Kochs Aufsatz]; in: *ZS* 12 (1) 176 f.
- Koch, Heinrich P. (1999): „'Mudur', der Himmelsdrache der Amur-Tungusen. Ältestes Zeugnis des Sintflutkometen“; in: *ZS* 11 (4) 671-682
- Mikolasch, Peter (1994): „Textile Muster als Katastrophenerinnerung“; in: *VFG* 6 (4) 99-115
- Müller, Angelika (2000): - [Leserbrief zu Prof. Kochs Aufsatz]; in: *ZS* 12 (1) 174 ff.
- Pohl, Walter (1988): *Die Awaren*; München

- Radloff, W.W. (1894-1899): *Die Alttürkischen Inschriften in der Mongolei*. 3 Bände; St. Petersburg
- Topper, Uwe (1998): „Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für oder gegen Illigs Mittelalterkürzungsthese?“; in: *ZS* 10 (2) 259-275
- Trithemius, Johannes (ca. 1540): „Chronica, ein überauß lustig warhafftig Historii von der Francken ankunfft, narung, auffwachsung ... durch Herr Johann Trithemium ... auß den geschichtsschreibern, so hernach verzeichnet, gezogen u. in Lat. beschr., verteutsch [von Sebastian Franck]“; o.O.
- U.-Köhalmi, Käthe (1972): „Griech.-Sibir. Mytholog. Parallelen“; in: *Acta Orientalia, Acad. Sci. Hung.*, Tom. XXV
- Weissgerber, Klaus (2001): „Zur bulgarischen Phantomzeit (I)“; in: *ZS* 13 (1) 73-102
- Zeller, Manfred (1996): „Die Landnahme der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598“; in: *ZS* 8 (2) 186-190
- (1994): „Zentralasien im frühen Mittelalter. Auswirkungen der Rekonstruktion bis nach China“; in: *ZS* 6 (3) 72-92
 - (1993): „Die Steppenvölker Südost-Europas in der Spätantike und im Frühmittelalter“; in: *ZS* 5 (1) 55-80
- Zillmer, Hans-Joachim (2001): *Irrtümer der Erdgeschichte*; München

Zur magyarischen Phantomzeit

Die Ungarische Bilderchronik

von Klaus Weissgerber

1. Vorbemerkung

Das Karpatenbecken wurde nach konventioneller Geschichtsschreibung in der ersten Hälfte des 5. Jhs. von den Hunnen, nach deren Abzug (454) von germanischen Stämmen (Ostgoten, Gepiden, Langobarden) und schließlich ab 568 von den Awaren beherrscht. Das Awarenreich soll bis 822 bestanden haben. Schließlich hätten (nach einem umstrittenen Interregnum) ab 896 die Magyaren das Land in Besitz genommen.

Um Illigs Phantomzeittheorie weiter zu untermauern, arbeite ich seit Jahren an der Rekonstruktion der tatsächlichen Geschichte des frühmittelalterlichen Karpatenbeckens.

Meinen geplanten „Pannonien-Beitrag“ (der erste Entwurf befindet sich in meinem Osteuropa-Manuskript) brachte ich vor allem wegen der Magyaren-Problematik noch nicht zum Abschluss. Grundsätzlich teile ich die Auffassung von *Manfred Zeller*, dass die ungarische „Landnahme“ (ung.: honfoglalás) bereits am Ende des 6. Jhs. erfolgt ist. Notwendig ist es aber nach wie vor, diese These allseitig zu beweisen. Dies erfordert natürlich die konkrete Analyse des archäologischen Befundes (diese erfolgt in meinem Pannonien-Beitrag), aber auch die Analyse der vorliegenden Schriftquellen unter dem Aspekt der Illigschen Phantomzeittheorie. Mein derzeitiges Problem besteht in der Erfassung der frühesten ungarischen Schriftquellen.

Allgemein wird anerkannt, dass schon im späten 11. und im frühen 12. Jh. Chroniken über die „Taten der Ungarn“ („Gesta hungarorum“) geführt wurden, die jedoch in ihrer ursprünglichen Form nicht erhalten geblieben sind. Wissenschaftliche Analysen haben aber ergeben, dass deren Inhalt in späteren historischen Werken bewahrt worden ist, vor allem in drei Chroniken, die ich abgekürzt hier mit *Anonymus*, *Kézai* und *Descriptio* bezeichnen möchte. Die ungarische Forschung geht von einer Urchronik aus, die als *Budaer Chronik* bezeichnet wird, aber als solche meines Wissens noch nie rekonstruiert wurde. M.E. dürften mehrere ursprüngliche Chroniken vorgelegen haben, die sich in verschiedenen Punkten unterschieden. Eine Klärung wird dadurch erschwert, weil anscheinend schon recht früh Überarbeitungen erfolgt sind.

Anonymus

Es handelt sich hierbei um das Werk eines unbekanntem Schriftstellers, der in Ungarn hoch verehrt wird. Sein (ästhetisch berührendes) Denkmal steht im Stadtwäldchen, hinter dem Heldenplatz in Budapest. Er selbst bezeichnete sich nur als Magister P., konkret: „P. dictus magister, notarius belae regis“. Er war somit „notarius“ eines Königs Béla. Allerdings gab es vier ungarische Könige dieses Namens: Béla I. (1060-1063), Béla II. (1131-1141), Béla III. (1172-1196) und Béla IV. (1235-1270). Die meisten Historiker tippen auf Béla III. oder Béla IV.

Pohl [327] schrieb: Anonymus „durchmischt mehrere Zeitebenen.“ Mir liegen zur Zeit nur Auszüge und Zusammenfassungen dieses Werkes vor, darunter eine 38 Seiten lange Internet-Ausgabe in ungarischer Übersetzung [Anonymus 1998], die offensichtlich auch nur eine Zusammenfassung des Werkes darstellt und aus der ich keine Bestätigung des Pohlschen Urteils entnehmen kann. Es hat den Anschein, dass dieser Internet-Text ‚geglättet‘ wurde. Deshalb bemühe mich weiter darum, eine der bisher veröffentlichten *vollständigen* Ausgaben seiner *Gesta Hungarorum* (Die Taten der Ungarn) in lateinischer Originalsprache (s. Literaturverzeichnis) einsehen zu können.

Simon von Kézai

Dieser war Hofgeistlicher des ungarischen Königs László IV. (1272-1296) und schrieb eine Chronik, die auch den Titel *Gesta hungarorum* trägt. Ich bemühe mich auch darum, die 1999 publizierte Gesamtedition einsehen zu können. In diesem Werk wurde der Inhalt der frühesten ungarischen Chroniken teilweise anders als im Werk des Anonymus angegeben.

Descriptio

Ein unbekannter französischer Geistlicher (der auch „Anonymus“ genannt wird) schrieb um 1308 eine *Descriptio Europae Orientalis* (Beschreibung Osteuropas), in der auf Grundlage alter Chroniken auch die Frühgeschichte Ungarns abgehandelt wurde. Dieses Werk spielte m. W. in der ungarischen Geschichtsforschung bis jetzt keine Rolle. Von seiner Existenz erfuhr ich erst durch die Diplomarbeit von Schneider [1986, 32 ff.], habe aber bis jetzt die 1916 in Krakau publizierte Ausgabe der *Descriptio* nicht einsehen können.

Bei meinen Forschungen stieß ich jetzt auf eine vierte Originalquelle, die seit Jahrzehnten ausgerechnet in meiner Bibliothek geschlummert hat. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts interessierte ich mich sehr für die ungarische Sprache und Geschichte und erwarb damals die *Ungarische Bilderchronik des Márkus von Kált 1358* (ich kürze sie im folgenden als „*UBC*“ ab. In der Literatur wird sie auch als *Wiener Chronik* bezeichnet),

die auf Grundlage einer ungarischen Edition (Herausgeber: Imre Szentpétery) 1961 in deutscher Übersetzung im Rütting & Loening Verlag in Berlin/DDR veröffentlicht worden ist. Es handelt sich hierbei um ein ästhetisch sehr ansprechendes Buch (hervorragende Wiedergabe der farbigen Originalminiaturen), das aber auch den Text der Chronik *ungekürzt* wiedergibt. Die Herausgeber haben ihre, der konventionellen Geschichtskonzeption geschuldeten, anderen Auffassungen lediglich in den Anmerkungen formuliert.

Bei der Lektüre dieses Werkes kam ich aus dem Staunen nicht heraus. Der Autor datierte noch im 14. Jh. *die ungarische „Landnahme“*, die nach konventioneller Geschichtsschreibung um das Jahr 896 erfolgt sein soll, unbekümmert ins *6. bzw. 7. Jahrhundert !*

Márkús von Kált betonte in der Einleitung seiner Chronik [Kap.1, 65], dass er seine Informationen „aus verschiedenen alten Chroniken“ zusammengetragen habe, die ihm „heilig“ seien. So ist es auch zu erklären, dass er auch mehrere konkrete Daten angab, die sich zu widersprechen scheinen. Um es vorab zu sagen: Es spricht auch für seine Ehrlichkeit, dass er mehrere Überlieferungen nebeneinander gestellt und diese so vor dem Vergessen gerettet hat! Wie ich zeigen werde, beruht jede dieser Überlieferungen auf einem historischen Kern.

Nach dieser Überraschung rechne ich damit, dass auch die genannten früheren Schriftquellen solche ‚ketzerischen‘ Angaben enthalten. Auf die wissenschaftliche Sekundärliteratur ist wenig Verlass. Immerhin fand ich trotz umfangreicher Literaturstudien in keinem „wissenschaftlichen“ Werk einen Hinweis auf die Datierungen der ungarischen Frühgeschichte in der *Ungarischen Bilderchronik !*

Schon jetzt möchte ich, noch vor Abschluss meines Pannonien-Beitrages (nach einigen grundsätzlichen Bemerkungen im Abschnitt 2) die chronologisch interessantesten Passagen aus der *Ungarischen Bilderchronik* den Lesern der *Zeiten sprünge* zur Kenntnis bringen. Sie sind m. E. von großer Bedeutung, um Illigs Phantomzeit-Theorie zu stützen.

2. Die Magyaren und ihre Vorgänger

Die heutigen Ungarn bezeichnen sich selbst als Magyaren (sprich: Madjaren; ungarisch: magyarok). In ihren frühen Chroniken (auch in der *UBC*) bezeichneten sich die Ungarn als Hunnen, somit als *Turkvolk*. Auch ihre Nachbarn hatten keine andere Meinung. Als ein Beispiel unter vielen verweise ich auf die Geheimschrift des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogenetos *De administrando imperio*. In den Kapiteln 38 - 40 ging der Kaiser ausführlich auf ein Volk ein, das er durchweg als „turkoi“ bezeichnete. Dass er damit nur die

Ungarn meinen konnte, geht schon daraus hervor, dass er die Namen der Fürsten Almutzis (Almos) und Arpades (Árpád) genannt [170, 176] und die „Landnahme“ im wesentlichen übereinstimmend mit den frühen ungarischen Chroniken beschrieben hat.

Auch in den folgenden sieben Jahrhunderten wurden in den Schriftquellen die Ungarn stets als ein Turkvolk bezeichnet. Eine Änderung dieser Auffassung trat erst im 18. Jh. ein. Nach langen Kämpfen hatten die Ungarn (unter habsburgischer Führung) ihre Befreiung vom türkischen Osmanenreich durchgesetzt. Sie wollten nunmehr im Habsburgerreich nicht mehr als Türken gelten. In diesem Sinne verwies im Jahr 1770 der Jesuitenpater János Sajnovics auf Ähnlichkeiten der ungarischen mit der finnischen Sprache. Eilfertige Linguisten entwickelten aus dieser Idee die Konzeption der *finno-ugrischen Sprachfamilie*, die sich grundsätzlich von den indogermanischen (indoeuropäischen), türkischen und semitisch-hamitischen Sprachfamilien unterscheiden soll. Die Sprache der Ungarn wurde dem ugrischen Zweig der finno-ugrischen Sprachfamilie zugeordnet, dem ansonsten nur die in Nordwest-Sibirien lebenden Chanten (Ostjaken) und Mansen (Wogulen) angehören sollen. Diese linguistische Konstruktion hat sich allgemein durchgesetzt, blieb aber trotzdem nicht unwidersprochen.

Der ungarische Historiker *Eugen Csuday* [38 ff.] hat es noch 1897 – ausgerechnet während der nationalistischen Millenniumsfeiern („1000 Jahre Ungarn“) – gewagt, nach eingehenden Sprach- und Quellenanalysen den türkischen Grundcharakter der heutigen ungarischen Sprache zu betonen. Ich kann hier seine 30 Seiten umfassende, sehr konkrete und für mich überzeugende Beweisführung nicht im einzelnen darlegen. Seine Schlussfolgerung lautete:

„Damit haben wir unseren Standpunkt bezeichnet, den wir der Nationalität des ungarischen Volkes betreffend einnehmen. Zur Annahme, daß das ungarische Volk zur türkisch-tatarischen Völkerfamilie gehört, zwingt uns das einstimmige Zeugniß der arabischen, griechischen und vaterländischen Chroniken.“ [Csuday 40].

Die Mehrheit der Linguisten widersprach natürlich; Csudays Sachargumente konnten jedoch nicht widerlegt werden. Zumeist wurde in der Folgezeit die Problematik in der Öffentlichkeit totgeschwiegen und nur in linguistischen Spezialwerken behandelt [vgl. Stinyi 1910; Wendt 90 ff.].

Im Ungarischen sind „ugrischen“ Ursprungs eigentlich nur die Grundzahlen eins bis sechs, einige Wörter wie Winter, Haus, Herz, Blut, Fisch und Netz und angeblich auch einige Verbstämme. Sie bezeugen, dass die ursprünglichen Magyaren tatsächlich aus dem ursprünglich „ugrischen“ Uralgebiet kamen.

Ein großer Teil des ungarischen Wortschatzes ist aber türkisch. Dabei handelt es sich nicht nur um Lehnwörter, sondern vor allem um sehr viele Wörter, die zum Grundwortschatz gehören, auch um Verbstämme und um die Suffixe, die in der ungarischen Sprache eine besondere Rolle spielen.

Auch die Struktur der ungarischen Sprache ähnelt mehr der der Turk- als der der Finnsprachen. Sowohl die ungarische wie auch die türkischen Sprachen werden von dem Gesetz der Vokalharmonie beherrscht, wonach in einem Wort nur entweder helle oder dunkle Vokale vorkommen dürfen. Im Finnischen gilt dieses Gesetz nur sehr eingeschränkt. Diese Sprache kennt 15 Deklinationsfälle, die durch Suffixe gekennzeichnet sind. Im Ungarischen und Türkischen gibt es überhaupt keine Deklination in unserem Sinn. Die dem Substantiv folgenden Suffixe entsprechen funktional weitgehend unseren Präpositionen.

Der von mir hochgeschätzte Polyhistor *Josef Marquart* [1903, 46 ff.] hat sich ausführlich mit dieser Problematik beschäftigt und die Sachargumente Csudays im wesentlichen bestätigt. Er betonte aber die „finnisch-ugrische Grundsubstanz“ der ungarischen Sprache, die nicht zu leugnen ist und schloss sich schließlich der Auffassung A. Vámbérys an, dass die ungarische Sprache „Mischcharakter“ trägt. Nach seiner nicht weiter belegten Auffassung hätte sich die Sprache der Magyaren deutlich von der der „Hunnen“ (Bulgaren, Chasaren, Awaren) unterschieden [ebd., 50].

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass im Ungarischen sehr viele *romanische, germanische und vor allem slawische Lehnwörter* enthalten sind, die schon in sehr frühen Zeiten in die Sprache eingedrungen sein müssen. Wie alle ungarischen Chroniken betonen, wurde das Karpatenbecken vor der ungarischen Landnahme vom „mährischen Fürstentum“ beherrscht. Dieses ist sowohl archäologisch wie auch durch byzantinische (Konstantin VII.), altslawische (Methodios) und ostfränkische Quellen (Annalen) gut belegt. (Allerdings ist dieses „Großmähren“ zeitlich nicht ins späte 9. Jh., sondern ins späte 6. Jh. einzuordnen [vgl. Weissgerber 2000, Kap.4. 5]. Auf diese Problematik werde ich auch in meinem Pannonien-Beitrag eingehen.)

Die ungarischen Chroniken (so auch die *UBC*) ließen ihr Volk von den Brüdern *Magor* und *Hunor*, den Urvätern der Magyaren und Hunnen, abstammen. Sie unterschieden also durchaus zwischen Magyaren und Hunnen. Die Selbstbezeichnung „Hunnen“ wurde in den Chroniken vor allem gebraucht, um die Abstammung des Herrscherhauses der Árpáden vom Hunnenkönig Attila zu bezeugen (siehe Abschnitt 3). Bei der Ethnogenese des ungarischen Volkes setzten sich aber die offensichtlich zahlenmäßig stärkeren Magyaren durch.

Laut Konstantin VII. [174 ff.] drangen unter Árpád sowohl sieben magyarsprachige wie auch drei andere Stämme ein, der er als *Kawaroi* (*Kabaroï*) bezeichnete. Letztere standen vorher unter chasarischer Oberhoheit, schlossen sich aber schon vor der Landnahme den Magyaren („Turkoi“) an. Der Kaiser schrieb:

„Die sogenannten Kawaren waren vom Stamm [griech. „genos“] der Chasaren. Es geschah nun, daß sie einen Aufstand gegen deren Herrschaft machten, und als es zum Stammeskrieg kam, blieb diese Herrschaft überlegen. Einige der Aufständischen wurden erschlagen, andere entflohen, kamen zu den Turkoi [= Magyaren] und ließen sich mit ihnen im Land der Petschenegen nieder. Sie schlossen Freundschaft miteinander und wurden Kawaren genannt. Und so lernten die Turkoi die Sprache der Chasaren, und bis heute gebrauchen sie eben diese Sprache; sie gebrauchen aber auch die andere Sprache der Turkoi“ [De adm. imp. Kap. 39; unmittelbare Übersetzung aus dem Griechischen, vgl. (1967) 174 f., (1995) 192 f.; Ergänzungen in eckigen Klammern hier und durchwegs von K.W.]

Die *Kawaroi* sprachen somit eine Turksprache, die sich von der Sprache der Magyaren unterschieden hat und wahrscheinlich mit der chasarischen Sprache identisch war. Theophylaktos Simokattes [I, 5] sprach davon, dass um 598 die „warchonitischen“ (also nach seiner umstrittenen Konzeption mit den Awaren verwandten) Stämme der Tarniach, Kotzagir und Zabender sich den im Karpatenbecken siedelnden Awaren angeschlossen hätten [vgl. Pohl 80 f., 222]. Nach den Berechnungen Haussigs [379 ff.] soll dies schon 583/584 geschehen sein.

Manfred Zeller [1996, 186 ff.] hat vermutet, dass die beiden erstgenannten Stämme mit den von Konstantin VII. genannten (magyarischen) Stämmen der Tarianoi (ung.: tarjén) und Kurtugematoi (ung.: kürtgyarmat) identisch waren. Diese These widerspricht jedoch dem Text des Konstantin VII., der die sieben magyarischen Stämme eindeutig von den (chasarisch-sprechenden) Stämmen der *Kawaroi* unterschied.

Auf jeden Fall sind mit den Magyaren turksprachige Stämme („Hunnen“) in das Karpatenbecken, eingedrungen, Ich teile Zellers Annahme, dass diese ursprünglich zu den *Onogunduren* (*Unogunduren*) gehörten, die ich auf Grund byzantinischer und armenischer Quellen mit den Bulgaren identifiziert habe [vgl. Weissgerber 2001, 80]. Fast alle Historiker vertreten die Auffassung, dass der in den deutschen Quellen des 10. Jhs. genannte Volksname der „Ungari“ (= Magyaren) von dem der Onuguren (= Onnogunduren) abgeleitet worden ist. Dem heutigen deutschen Landesnamen „Ungarn“ entsprechen ähnliche Bezeichnungen in vielen anderen Sprachen.

Übrigens betonte auch die *UBC*, dass mit den Magyaren auch andere „Skythen“ nach Pannonien gezogen sind [*UBC* Kap. 36, S. 105].

Vor kurzem wurde in dieser Zeitschrift ein Beitrag von *Volker Friedrich* [2001] veröffentlicht. In vielem stimme ich diesem Autor zu. Der archäologische Befund spricht eindeutig dafür, dass auch in Pannonien eine Phantomzeit von etwa drei Jahrhunderten bestanden hat und dass das „Awarenreich“ nicht von 568 bis 822, wie allgemein angenommen wird, bestanden haben kann. Die seltsamen Feldzüge Karls d. Gr. wurden offensichtlich erfunden.

Mit einigen Thesen Friedrichs kann ich mich aber nicht einverstanden erklären. Soweit es um die *Magyaren* geht, werde ich im 6. Abschnitt dieses Beitrages auf seine Bulchu-Verbulchu-Theorie eingehen. Friedrich ging in seinem Beitrag aber auch grundsätzlich auf die *Vorgänger der Magyaren* ein. In seinem „geschichtlichen Szenario“ [59] behauptete er, ohne Quellenanalyse, dass nach dem Tode Attilas ein Teil der Hunnen unter der Führung von Ernach in die Dobrudscha gezogen seien, wo sie byzantinische „Föderaten“ wurden. Dort hätten sie sich mit „aus Westasien zugewanderten ‚Awaren‘“, Slawen und „bulgarischen Namensgebern“ vermischt, woraus dann die „Bulgaren“ entstanden seien, die Friedrich mit den historischen „Awaren“ identifiziert [ebd., 64 ff.]. Diese sollen „ab 567 Gepidia im südlichen Teil des Karpatenbeckens erobert „und später die Langobarden aus der Donau-Theiß-Ebene vertrieben haben.“

Gestützt auf viele Quellenbelege (die ich noch ergänzen kann), habe ich in meinem Bulgarien-Beitrag *ein ganz anderes Szenario* erarbeitet. Schon zu Attilas Zeiten siedelten Bulgaren in Pannonien, die dort bis mindestens 568 nachweisbar sind. Die unter Ernach nach 454 abziehenden Hunnen zogen keineswegs in die Dobrudscha und wurden auch keine Föderaten. Stattdessen begründeten sie das „Großbulgarische Reich“ nördlich des Schwarzen Meeres. Ein Teil dieser Bulgaren überquerte um 528 die untere Donau und bildeten in Mösien ein neues Bulgarenreich. Die Ispersch-Bulgaren hatten mit den in Pannonien verbliebenden Bulgaren ursprünglich nichts zu tun (erst nach 568 stießen Teile derselben, wahrscheinlich unter der Führung Krums, zu ihnen.) Die von Osten vordringenden Awaren waren mit anderen Bulgaren, ebenfalls Splitter des „Großbulgarischen Reiches“ verbündet. Sie kamen auch nicht von Süden (Dobrudscha), sondern vom Norden nach Pannonien.

Wie die Quellen übereinstimmend belegen, kämpften sie zunächst an Elbe und Saale gegen Franken und Thüringern. Die Gepiden wurden nicht von den Awaren oder Bulgaren unterworfen, sondern von den Langobarden, die allerdings von den Awaren unterstützt wurden. Die Langobarden wurden

niemals von den Awaren geschlagen. Sie räumten vielmehr freiwillig das Karpatenbecken, um Italien zu erobern. Das „herrenlose“ Land (tatsächlich wurde es nach wie vor sowohl von romanisierten Pannoniern und Dakern wie auch von Slawen bewohnt) wurde dann von den Awaren (ohne Anführungszeichen) besetzt [vgl. Weissgerber 1999, 502; 2001, 75 ff.].

Nebenbei: Von einer Vernichtung der Gepiden kann keine Rede sein. Sie sind noch bis mindestens 599 im Karpatenbecken bezeugt und archäologisch nachweisbar [vgl. im einzelnen Bóna 1976; Pohl 229 ff.].

Friedrich [65] unterscheidet deutlich zwischen Hunnen, Bulgaren (= Awaren) und Ungarn. Demgegenüber betrachte ich die Bulgaren als ein Teilvolk der Hunnen, die nicht mit den Awaren identisch waren. (Diese Auffassung hatte ich schon in meinem Bulgarien-Beitrag begründet.) Hier möchte ich, vorerst nur auf Grundlage der Schriftquellen, etwas näher auf das Verhältnis zwischen *Awaren* und *Ungarn* eingehen.

Alle einschlägigen Forscher gehen von einer verworrenen und widersprüchlichen Quellenlage aus. Sie erklären diese – gewiss nicht zu Unrecht – damit, dass die zeitgenössischen Autoren sich auf unklare oder dubiose Informationen gestützt haben. Allerdings ahnte kein spezialisierter Historiker, der sich mit diesen Quellen auseinandersetzte, etwas von einer Phantomzeit. Wie ich feststellte, lassen sich viele Probleme klären, wenn man von Illig Grundthesen ausgeht.

In den *deutschen Quellen des 10. Jhs.* wurden Awaren und Ungarn anscheinend als identische Völker betrachtet. In den Berichten über die magyarischen Streifzüge in der ersten Hälfte des 10. Jhs. wurde abwechselnd von Awaren und Ungarn gesprochen, ohne dass ein Unterschied zu erkennen ist. Im Fuldaer Almanach ist die Rede von „Avari, qui dicuntur Ungari“ (Awaren, die Ungarn genannt werden [Székely 9]). Widukind [16] schrieb in seinen *Sächsischen Geschichten* von den „Awaren, die wir jetzt Ungarn nennen“. Er machte insofern noch einen zeitlichen Unterschied zwischen Awaren und Ungarn aus.

Konstantin VII. betonte dagegen in seiner Geheimschrift *De administrando imperio*:

„Denn die Awaren hielten sich jenseits der Danube (= Donau) auf, wo sich jetzt die Turkoï [= Ungarn] befinden, die ein Nomadenleben führen“

[Unmittelbare Übers. aus Kap. 30; vgl. *De adm. imp.* (1967) 140 f., (1995) 159].

Die Ungarn siedelten also dort, wo früher die Awaren gesiedelt hatten; sie waren nicht identisch. Besonders deutlich wird dies im Kapitel 29 [122 f.], in

dem dreimal im Text betont wurde, dass die Awaren zu den „sklawenischen“, also slawischen Völkern gehören.

Diese Auffassung steht natürlich in Widerspruch zu allen anderen Schriftquellen, in denen die Awaren ausdrücklich als Turkvolk bezeichnet wurden. Der „Irrtum“ Konstantins ist jedoch verständlich. Alle zeitgenössischen byzantinischen Quellen berichteten davon, dass das angreifende „Awarrenheer“ zum großen Teil aus Slawen bestand. Ditten [90] schrieb:

„Die in Pannonien siedelnden slawischen Stämme mußten damals die awarische Oberherrschaft anerkennen und beteiligten sich fortan aktiv an den Angriffen der Awaren auf Byzanz. [...] Wahrscheinlich waren die Slawen sogar die bedeutendste ethnische Gruppe innerhalb des awarischen Heeres.“

Er bezog sich hierbei u.a. auf Passagen bei Theophylaktos Simokattes [II.,3.15] über die ethnische Zusammensetzung der Gefangenen, auf die auch Moravcsik [1,71] einging:

„Wie unsere Quelle berichtet, waren von der großen Menge der Gefangenen kaum ein Fünftel Awaren; beinahe die Hälfte waren Slawen und der Rest ‚andere Barbaren‘.“

Nach dem Bericht des Th. S. wurden konkret 8.000 Slawen, 4.000 Gepiden, 3.000 Awaren und 2.200 „andere Barbaren“ gefangengenommen. Die Awaren bildeten offensichtlich nur eine Minderheit in ihrem „Staat“, was bei allen Analysen zu berücksichtigen ist. Von der Sprache der eigentlichen Awaren blieben nur Überreste vorhanden, die dafür sprechen, dass diese ein Turkvolk waren [Pohl 223 ff.]. So urteilte auch Moravcsik [1,72]:

„Die kleine Anzahl der Sprachreste, die uns von den Awaren erhalten blieb, weist darauf hin, dass die Sprache der herrschenden Klasse türkischen Charakters war.“

In der (bis auf die später hinzugefügten Jahreszahlen) recht zuverlässigen altrussischen *Nestorchronik* [1986, 25] heißt es:

„Als das slawische Volk, wie wir bereits gesagt haben, noch an der Donau lebte, kamen aus dem Skythenlande, das heißt aus dem Chasarenlande, die sogenannten *Bulgaren* und ließen sich an der Donau nieder und wurden die Unterdrücker der Slawen. Danach kamen die *Weißten Ungarn* [„bjelye ugrj“] und nahmen das slawische Land in Besitz, nachdem sie die Wolochen vertrieben hatten, die vorher das slawische Land besetzt hatten. Diese Ungarn waren erstmals zur Zeit des Kaisers Herakleios aufgetaucht, der (richtiger übersetzt: als dieser) einen Feldzug gegen den persischen Zaren Chosdroi unternahm. Zur gleichen Zeit traten auch die

Awaren auf, die gegen den Kaiser Herakleios zogen und ihn fast gefangennahmen. Diese Awaren bekriegten auch die Slawen.“

Diese Textpassage ist in mehrfacher Hinsicht von großer Bedeutung. Zunächst unterschied der Chronist eindeutig zwischen Bulgaren, Awaren und Ungarn. Von einer Identität zwischen Bulgaren und Awaren und von Awaren und Ungarn kann nach dieser Quelle keine Rede sein. Das wird auch in einer anderen Passage deutlich:

„Es gibt ein Sprichwort in der Rus bis auf den heutigen Tag: ‚Sie gingen unter wie die Awaren‘. Von ihnen gibt es keinen Stamm mehr und keinen Nachfahren.“ [ebd., 26]

Die Ungarn konnten also keine ethnischen Nachfahren der Awaren gewesen sein. Chronologisch interessant ist die Bemerkung, dass die Ungarn *erstmal*s zur Zeit des byzantinischen Kaisers Herakleios (konv. 610-641) an der Donau erschienen, also fast drei Jahrhunderte früher als konventionell angenommen wird. Für bedeutsam halte ich die Bemerkung, dass die Bulgaren *vor* den Awaren und den Ungarn erschienen, während Awaren und Ungarn *erstmal*s *gleichzeitig* das Donaugebiet besetzten. Da die Awaren aber unbestreitbar schon 568 Pannonien besetzten, müssen zur gleichen Zeit auch Ungarn hier erschienen sein! (Der Hinweis auf Herakleios dürfte ein Irrtum gewesen sein, wie er sich ähnlich auch in anderen zeitgenössischen Quellen findet.)

Der Chronist ging anscheinend von zwei ungarischen Besiedlungswellen aus. An anderer Stelle [35 f.] sprach er davon, dass

„im Jahr 6406 die Ungarn [„ugry“] an Kiew vorbeizogen und nach Überquerung der ‚Ungarischen Berge‘ [offensichtlich die Karpaten] in das Land zogen, das von da an ‚Ungarland‘ hieß.“

Hierbei handelte es sich offensichtlich um die von Álmos und später von Árpád geführten Ungarn. Das Jahr 6406 wird allgemein als das Jahr 898 angesehen. Ich halte, wie ich in einem weiteren Beitrag darlegen werde, die frühen Jahreszahlen der Nestorchronik als später interpoliert. Auch entspricht die Jahreszahl 898 nicht den westlichen Berichten, wonach die Ungarn schon 896 von Pannonien aus Italien bedroht haben sollen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die Arbeiten des ungarischen Historikers *Gyula László* [hier 1970; 1995] hinweisen, der sich sowohl auf Schriftquellen (die *UBC* erwähnte er nicht) wie auch auf den archäologischen und folkloristischen Befund stützt und die Ansicht vertritt, dass die ungarische Landnahme in mehreren aufeinanderfolgenden „Wellen“ erfolgt ist. Die Magyaren der ersten „Welle“ bezeichnete er entsprechend der Nestorchronik als „Weiße Ungarn“. Gegen diese These wurden vor allem chronologische Bedenken geäußert [z.B. Avenarius 187, sowie Anm. 46]. Geht man aber von der

Phantomzeit-Theorie aus, werden diese Bedenken hinfällig. Lászlós Theorie hilft, den tatsächlichen Magyarisierungsprozess des Karpatenbeckens richtig zu verstehen. (Auf einige Argumente Lászlós werde ich noch zu sprechen kommen.)

Auch ich vertrete die Arbeitsthese, dass 568 (u. U. schon früher) mit den Awaren bereits Magyaren in das Karpatenbecken eingedrungen sind, also viel früher, als die eigentliche ungarische Landnahme unter Árpád erfolgt ist, die ich um 600, entsprechend den Angaben der *UBC*, ansetze. (Näheres hierzu in den Abschnitten 3 und 4.)

Hierfür scheint auch eine Passage des Werkes des *Georgios Monachos* zu sprechen, einer Quelle des 10. Jhs., die einige Angaben über die Geschichte des 6. Jhs. enthält, die in den Werken der Konstantinos-Schule nicht enthalten sind. Danach flüchteten zur Zeit des bulgarischen Großfürsten Malamir (hier: Waldimer) von den Bulgaren unter Michail geschlagene „Makedonen“ zu den Ungarn („Ungroi“), die ihnen zu Hilfe kamen und ihnen die Rückkehr ermöglichten. Marquart [494] datierte die „Rückkehr“ auf das Jahr 835, also sechs Jahrzehnte vor dem konventionellen Termin der ungarischen Landnahme. Moravcsik [I. 131] kam auf das Jahr 837, vertrat aber die m.E. absurde Meinung, dass diese Ungarn aus der „Dongegend“ kamen, wogegen schon der konkrete Text des Monachos spricht.

In meinem Bulgarien-Beitrag habe ich Malamir auf 602 bis 606 datiert, was bedeutet, dass nach meiner unkonventionellen Zeitrechnung die „Makedonen“ zu den Árpád-Ungarn geflohen sind, was auch logischer als die bisherigen Auslegungen erscheint.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich davor warnen, sich unkritisch auf die zusammenfassenden Bemerkungen im Werk von *Gyula Moravcsik* (*Byzantinoturcica*) zu stützen, wie es z.B. Friedrich tat. Moravcsik hat das Verdienst, wohl alle Hinweise auf die Turkvölker in den byzantinischen Quellen gesammelt zu haben. Er erkannte, dass die Angaben vieler Schriftquellen im Widerspruch zur konventionellen Geschichtsschreibung stehen, zu der er trotzdem konsequent stand. Um diese zu halten, kam er in seinen einführenden Bemerkungen [Bd. I] zu nicht haltbaren Vermutungen, z.B. dass Hunnen, Bulgaren und Awaren Begriffe ohne ethnischen Bezug gewesen seien, die willkürlich und wechselnd auf verschiedene Nomadenvölker angewandt wurden. (Der Mischcharakter vieler Stammesbünde wird von mir nicht bestritten. Die Benennung erfolgte stets nach der dominierenden ethnischen Gruppe.)

In den *ungarischen Chroniken*, zumindest in der *UBC*, wurden die Awaren mit keinem Wort erwähnt. Die einfallenden Ungarn unter der Führung Árpáds – nach László die zweite ungarische Welle, nach der *UBC* [Kap. 25, S. 95] der „zweite Einzug in Pannonien“ – kämpften lediglich gegen Slawen („Mährer“) und „Wlachen“ [*UBC* Kap. 18, S. 91; Kap. 27, S. 97]. In dieser Quelle heißt es auch, dass der Mährerfürst Swatopluk, den Árpád besiegte, schlicht „nach Attila“ das Land regiert hätte, obwohl nach konventioneller Zeitrechnung Swatopluk volle 350 Jahre nach Attila gelebt haben soll.

Aufschlussreich sind aber die chronologischen Datierungen der Bilderchronik, auf die ich im Abschnitt 4 eingehen werde. Nach einer dieser Datierungen erfolgte die (erste) ungarische Landnahme 104 Jahre nach dem Tode Attilas, also im Jahr 557. Etwa um diese Zeit bedrohten die Awaren die Ostgrenze des Frankenreiches.

Auch die *islamischen Schriftquellen* sind von großer Bedeutung für die Erschließung der ungarischen Frühgeschichte. Ich kann hier nur kurz auf diese eingehen. Ibn Rusta (um 930) und Gardizi (um 1050) gingen eindeutig davon aus, dass die Ungarn mit den Turkvölkern verwandt sind [vgl. László 1995, Internetfassung 1 ff.]

Josef Marquart [68 ff.] hat sehr eingehend auch die Berichte islamischer Autoren (Muslim ben Abu Muslim, Mas'udi, Istachri, Ibn Ishaq, Ibn Fadlan und Ibn Hauq – die Namen hier ohne diakritische Zeichen – analysiert. Diese bezeichneten die Ungarn des 10. Jhs. mit dem Begriff „Bažyar“. Damit konnten sie nicht die Ispersch-Bulgaren gemeint haben, weil z.B. von Raubzügen nach Italien und Deutschland die Rede war, die diese Bulgaren nicht unternommen haben. Die „Bažyar“ waren nach arabischem Verständnis ein Turkvolk. Die „turksprachigen“ Baschkiren wurden übrigens mit dem gleichen Begriff bezeichnet. Manche Historiker betrachten das heutige Baschkirien am Ufer der Wolga als „Urheimat“ der Magyaren:

„Ungarische Dominikanermönche, die in den Jahren vor dem Mongolenfall (13. Jh.) ihre heidnischen Brüder im Osten suchen wollten, entdeckten hier Reste von Stämmen, die sich vor Jahrhunderten von ihren Brüdern getrennt hatten und mit denen sie sich ungarisch verständigen konnten.“ [Dienes 7]

Theophylaktos Simokattes, der um 600 geschrieben haben soll, hat in seinen *Historiae* einen „Exkurs“ über die Skythen bzw. Awaren aufgenommen, der unter Historikern als „ebenso detailreich wie unklar und daher umstritten“ [Pohl 29] gilt. Haussig [1953] und Pohl [29 ff.] haben diesen Exkurs eingehend analysiert, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. Nach diesem

Exkurs bestanden die Awaren ursprünglich aus zwei Geschlechtern, den „Wan“ und den „Chuni“ [Th. S. VII, 7]. Entsprechend wurde das Herrschergeschlecht „Warchonten“ genannt. Die „Wan“ seien aus Asien gekommen, üblicherweise werden sie mit den aus chinesischen Quellen bekannten Ruan Ruan (Juan Juan) identifiziert. Laut Theophylaktos sind aber diese Awaren gar nicht nach Pannonien gezogen. Ein anderer (europäischer) Stamm hätte den gefürchteten Namen der Awaren angenommen, um so andern Völkern Respekt einzuflößen. Wegen dieses ‚geistigen Diebstahls‘ (meine Formulierung) müsse man die aus den europäischen Quellen bekannten Awaren richtigerweise „Pseudo-Awaren“ nennen.

Dieser Exkurs öffnet natürlich allen Spekulationen Tür und Tor. Waren vielleicht die „Pseudo-War“ mit den Magyaren identisch und die Magor und Hunor der ungarischen Chroniken nichts anderes als die Wan und Chuni des Theophylaktos Simokattes?

Dagegen sprechen aber viele der angeführten Schriftquellen. So hat die *Nestor-Chronik* eindeutig zwischen Awaren und Ungarn unterschieden. Theophylaktos stützte sich ausschließlich auf die Angaben eines ungenannten türkischen Chagans. Ich halte ich es für durchaus möglich, dass sie schlicht erfunden worden sind.

3. Zum Zeitpunkt der Landnahme

Ungarn feierte im Jahre 1896 sein „*Millennium*“, den 1000. Jahrestag der „Landnahme“ der ungarischen Stämme unter Großfürst Árpád im Karpatenbecken. So eindeutig klar ist aber auch nach *konventioneller Geschichtsschreibung* das Jahr der Landnahme nicht. Konstantin VII., unser wichtigster Gewährsmann, gab keine konkreten Jahreszahlen an. Wenn wir in Geschichtswerken lesen, dass die Magyaren 889 ihre Wohnsitze in „Lewedia“ (am Don) vor den nachfolgenden Petschenegen aufgaben, um für einige Jahre „Etelköz“ (das Steppengebiet zwischen Dnepr und Dnestr) zu besiedeln, von wo sie 895 erneut von den Petschenegen vertrieben worden sind, so sind das nur errechnete Daten. Ostfränkische Quellen sprachen andererseits davon, dass Kaiser Arnulf sich 894 mit ihnen gegen das „Großmährische Reich“ verbündete hat und 899 der italienische (Teil-)König („Kaiser“) Berengar am Ufer der Brenta von ihnen geschlagen wurde [Dienes 81]. Nach der Vertreibung aus „Etelköz“ sollen sie einige Jahre in „Erdelw“ (Siebenbürgen) verbracht haben, ehe sie das Karpatenbecken besetzten, so dass einige Historiker den Beginn der Landnahme erst auf 897 datierten. Nach der *Nestorchronik* [1986, 35 f.] sollen sie sogar erst 898 an Kiew vorbeigezogen sein, um ins Karpatenbecken zu gelangen.

Vorsichtiger Historiker [z.B. Dienes 86] betrachten deshalb die ungarische Landnahme als einen Prozess, der etwa von 895 bis 902 (Vernichtung des mährischen Fürstentums) dauerte.

Es gibt auch westeuropäische Quellen, in denen magyarische Einfälle schon vor 895 erwähnt wurden, so einen Bericht von Hinkmar, Erzbischof von Reims, der auf 862 datiert ist [Dienes 81]. Weiter die Annalen des Regino, Abtes von Prüm, der ab 889 fortlaufend über Streifzüge der Ungarn berichtete und hierbei auch auf ihre „skythische“ Herkunft einging. Obwohl letztere Quelle in die Illigische Phantomzeit datiert ist, betrachte ich sie nicht als Fälschung. Sie könnte von einem späteren Kopisten umdatiert worden sein und tatsächlich schon im späten 6. Jh. entstanden sein.

Die *Ungarische Bilderchronik* nannte zur Datierung der Landnahme konkrete Jahreszahlen:

„Im Jahre 677 nach der Fleischwerdung des Herrn und im Jahre 104 nach dem Tode Attilas, des Königs der Ungarn, zur Zeit des Kaisers Konstantin III. und des Papstes Zacharias, zogen die Ungarn – wie es in der Chronik der Römer geschrieben steht – wieder von Skythien fort.“ [Kap. 25, S. 95]

„Im Jahre 600 oder 677 nach der Fleischwerdung des Herrn und im Jahr 100 nach Attilas Tod zogen also die gemeinhin Magyaren genannten Hunnen (lateinisch Ungari) zur Zeit Konstantins III. und des Papstes Zacharias wieder nach Pannonien zurück. Sie durchquerten das Land der Petschenegen, der Weißen Kumanen und Susdalier und berührten auch die Stadt Kyo [= Kiew]. Dann stiegen sie über die Alpen [= Karpaten] und kamen in eine Provinz, wo sie unzählige Adler sahen. [...] Dann wanderten sie drei Monate lang über die Berge und kamen endlich an die Grenzen des Landes Erdelw [ung.: Érdely, rum.: Transilvania, deutsch: Siebenbürgen]“ [Kap. 25, S. 96]

Die Chronik nennt somit drei verschiedene Jahreszahlen der Landnahme:

- 100 bzw. 104 Jahre nach Attilas Tod,
- das Jahr 600,
- das Jahr 677.

Alle drei Datierungen fallen in das 6./7. Jh.! Nirgends wird in der Chronik eine Jahreszahl der Landnahme genannt, die in das 9. oder 10. Jh. fällt. Das bedeutet, dass in den Chroniken, die in der *UBC* bewahrt wurden, noch Angaben enthalten waren, die der heutigen konventionellen Geschichtschronologie krass widersprechen!

Ich betrachte diese Angaben der Chronik nicht deshalb für fragwürdig, weil der Chronist drei verschiedene Jahresangaben brachte, die sich scheinbar

widersprechen. Er hat alle Angaben aus den ihm bekannten Chroniken übernommen, dabei aber m.E. übersehen, dass in den Chroniken drei verschiedene Landnahmen geschildert wurden, die aufeinander gefolgt sind. Wie ich bereits kurz darlegte, hatte dies schon *László* erkannt. So bemerkte er, dass die Ungarn nach den Überlieferungen auf drei verschiedenen „Routen“ ins Karpatenbecken gezogen sind:

- über den Vereckeai-Paß,
- durch das spätere Siebenbürgen,
- längs der unteren Donau [*László* 1995, Internet-Fassung S. 6].

Er folgerte hieraus, dass jede Einwanderungswelle auf einen anderen Weg erfolgt ist. *László* wagte es aber nicht, die These von den drei Landnahmen auch mit den chronologischen Angaben der *UBC*, die er bestimmt kannte (aber nicht erwähnte), zu begründen.

Die erste Landnahme

Diese soll 100 bzw. 104 Jahre nach dem Tode Attilas, der allgemein auf 453 datiert wird, erfolgt sein, also entweder 553 oder 557, also noch vor dem Einbruch der Awaren ins Karpatenbecken (568). Die *UBC* datierte allerdings den Tod Attilas in das „445. Jahr nach der Fleischwerdung des Herrn“ [Kap. 23, S. 94], so dass diese erste Landnahme auch schon 545 oder 549 erfolgt sein kann. Diese Ungarn waren die „Weißen Ugyr“ der *Nestorchronik*.

Ich erinnere daran, dass nach glaubwürdigen byzantinischen Quellen im Jahre 558 „Kutriguren“ in das Karpatenbecken eingefallen sind [Weissgerber 2001, 85ff.]. Unter denen dürften sich auch Magyaren befunden haben, die schon damals Pannonien mitbesiedelten. Wie ich im nächsten Abschnitt darlegen werden, dürften Magyaren aber auch schon weitaus früher ins Karpatenbecken gelangt sein.

Die zweite Landnahme

Nur diese Landnahme, die in der *UBC* auf 600 datiert wurde, brachte der Chronist mit den Namen *Álmos* und *Árpad*, den beiden aufeinanderfolgenden „Kriegsfürsten („gyulak“) der Magyaren in Verbindung. Der in der *UBC* geschilderte Völkerzug unter *Álmos* entspricht auffallend den Angaben der *Nestorchronik*, wonach die Ungarn 898 Kiew passierten. Zwischen beiden Jahreszahlen liegen 298 Jahre! Dies kann kein Zufall sein, zumal die *Budaer Chronik*, die Urchronik der *UBC*, und die *Nestorchronik* völlig unabhängig voneinander entstanden sind.

Die dritte Landnahme

In der konventionellen Geschichtsschreibung ist unbestritten, dass noch bis zum Ende des 10. Jhs. zunächst in Russland („Skythien“) verbliebene Magyaren in das Karpatenbecken nachrückten. Auf Einzelbelege möchte ich hier verzichten. Auch in der *UBC* [Kap. 36, S. 105] ist hiervon die Rede. Hierbei dürfte es sich um die „dritte Landnahme“ gehandelt haben, die in der *UBC* auf 677 datiert wurde. Aus der *UBC* selbst ergibt sich, dass die Landnahme von 677 nicht die Landnahme unter Álmos und Árpád gewesen sein kann. An anderer Stelle [Kap. 63, S. 116] wurde die Geburt Stephans I. auf das Jahr 699 datiert (üblicherweise wird diese um 975 angesetzt). Stephan war aber nach den Angaben der Chronik der Ururenkel von Árpád (vgl. Abschnitt 5).

Márkús von Kált ist es zu danken, dass er nicht nur den Inhalt der alten Chroniken, sondern auch deren Jahreszahlen, die nach meiner Überzeugung noch dem tatsächlichen Geschichtsablauf entsprachen, wiedergegeben hat. Als Autor des 14. Jhs. scheint er aber die Bedeutung der ihm vorliegenden Informationen nicht ganz erfasst zu haben. So versuchte er, drei verschiedene Ereignisse zu einem einzigen Ereignis zusammenfassen, das er in die Zeit des Kaisers Konstantin III. und des Papstes Zacharias datierte. Konstantin III. soll 641, Papst Zacharias 741 bis 742 amtiert haben. Bei beiden handelt es sich wohl um fiktive Personen oder um Personen, die erst nach der Abfassung der *Budaer Chronik* konventionell datiert wurden. (Für die allseitige Absicherung der Illigschen Theorie wäre die Rekonstruktion der tatsächlichen Papstgeschichte von großer Bedeutung.)

Illig hatte es stets sehr schwer, die Richtigkeit seiner Thesen durch *positive historische Quellenbelege* direkt zu beweisen. Die chronologischen Angaben in der Ungarischen Bilderchronik sind deshalb von ganz besonderer Bedeutung. Dass es sich hierbei nicht um Schreibfehler handeln kann, werde ich in den folgenden Abschnitten aufzeigen.

4. Die Ungarische Fürstenliste

Das ungarische Herrschergeschlecht der **Árpáden** (907-1301) leitete seine Abstammung nicht nur von dem legendären, aber zweifellos historischen **Árpád** († 907), sondern auch (und besonders) von dem ebenfalls legendären und historischen Hunnenherrscher **Attila** ab. Spätere Chronisten führten unter biblischem Einfluss diese Sohn-Vater-Abfolge bis zum „Stammvater“ **Hunor** und weiter bis zum biblischen Japhet (Sohn des Noah) fort.

Ich vermute, dass den meisten Lesern diese „*Fürstenliste*“ unbekannt ist. In der mir bekannten Sekundärliteratur wird sie nirgends erwähnt. (Warum nicht?) Zum besseren Verständnis der folgenden analytischen Bemerkungen

kungen möchte ich den Text dieser Liste, so wie diese in der *UBC* [Kap.25,S. 95 f.] enthalten ist, wiedergeben, wobei ich mich allerdings auf die genealogischen Angaben bis zum Vater Attilas beschränken möchte. (Die Namen der Ahnen Attilas bis zu Hunor und Japhet dürften ein Produkt späterer Phantasie sein.). Die Liste geht von Almus (Álmos), dem Vater des Eroberers Árpád, aus:

„Almus, Sohn des Ugeg, Sohn des Ed, Sohn des Chaba, Sohn des Ethele [= Attila], Sohn des Bendeguz, Sohn des [...]“ [*UBC*, Kap. 25, S. 95 f.].

Nach Jordanes [*Getica*, Kap.35,180; Kap. 49, 257] hieß der Vater Attilas allerdings nicht Bendeguz, sondern Munzucus (Mundzuk).

Im Unterschied zu den Ahnen Attilas wurden die meisten seiner Abkömmlinge in der *UBC* nicht nur erwähnt, sondern auch Angaben zu ihrem Leben wiedergegeben. Der Großvater und der Vater Árpáds wurden auch in byzantinischen Quellen erwähnt. All dies spricht für die Historizität dieses Teils der Fürstenliste. **Attila** hatte bekanntlich viele Söhne, nach der *UBC* [Kap. 20, S. 91] sogar sechzig [vgl. auch Thierry, *passim*]! Die Árpáden leiteten ihre Abstammung von dem Attila-Sohn **Chaba** ab, der „ein legitimer Sohn Attilas von der Tochter des griechischen Kaisers Honorius“ [*UBC* Kap. 22, S. 93] gewesen sei. Honorius, tatsächlich weströmischer Kaiser, regierte von 395 bis 423.

Nach der Schlacht von „Crimhildis“ (Nedao) soll Chaba mit 15.000 Hunnen zunächst zu seinem Großvater und dann nach „Skythien“ gezogen sein. Chaba ist (als Csába) ein Held der ungarischen Sagenwelt. Sein Name lebt in vielen alten Balladen fort. Die *UBC* [Kap. 22, S. 93] weiß aber auch Unschönes von ihm zu berichten:

„Als Chaba nach Skythien gekommen war und überall mit der edlen Abstammung seiner Mutter prahlte, verachteten ihn die Vornehmen der Hunnen und sagten, daß er kein echter Sohn des skythischen Königs sei, sondern ein Hergelaufener aus fremden Ländern. Darum fand er in Skythien auch keine Frau, sondern er mußte sich eine aus Corosmenien holen.“

Dies könnte auch ein Hinweis darauf sein, dass der Magyarenfürst Chaba nur behauptete, ein Sohn des großen Hunnenherrschers zu sein.

Nach der *UBC* [Kap.22, S. 93] hatte Chaba zwei Söhne, **Edemen** und **Ed**. Über **Edemen** weiß der Chronist zu berichten, dass dieser zur Zeit der Landnahme noch gelebt hat:

„Als die Ungarn zum zweiten Male nach Pannonien zurückkehrten, brachte dieser Edemen viele Verwandte seines Vaters und seiner Mutter mit“ [ebd.].

Schon aus biologischen Gründen kann es sich hier nicht um die Landnahme unter Árpád gehandelt haben. Diese „zweite Rückkehr“ muss 568 oder noch eher erfolgt sein. Dafür spricht auch, dass Ed, der Bruder des Edemen, nach der *UBC* der Urgroßvater des Árpád gewesen ist! Wie die *UBC* betonte, leitete die magyarische Sippe Aba ihre Abstammung von diesem Edemen ab. Über Ed, den zweiten Sohn Chabas, heißt es in der Chronik: „Dagegen blieb Ed in Skythien bei seinem Vater zurück“ [ebd.]. Chaba war also damals noch am Leben.

Ugeg (Ögyek), der Sohn des Ed, soll nach anderen Chroniken Enese, die Tochter des chasarischen Stammeshäuptlings Önedübül geheiratet haben [Csuday 48]. Die *UBC* erwähnte dies nicht.

So ist auch die bedeutende Rolle zu erklären, die sein Sohn **Eleud** (ung.: Elöd) im Chasarenbund inne hatte. Er ist offensichtlich identisch mit Lewedi (Lebedi), den Konstantin VII. [De adm. imp. Kap. 38, S. 170 f.] als „Woiwoden“ (Fürsten) der „Turkoi“ (= Magyaren) bezeichnete. Nach diesem Lewedi wurde das damals von den Magyaren besiedelte Territorium am Don als „Lewedia“ bezeichnet [ebd.].

Das Leben des **Álmos** (in der *UBC* Almus), Sohn des Eleud, wurde in der *Ungarischen Bilderchronik* sehr ausführlich beschrieben, wobei übernatürliche Legendengeschichten nicht zu übersehen sind. Trotzdem war er eine historische Gestalt. Konstantin VII. nannte ihn „Almutzis“ [ebd.] und bezeichnete ihn als den Führer der „Turkoi“, der sein Volk unter dem Druck der Petschenegen von „Lewedia“ zunächst nach „Etelköz“ und dann weiter nach Westen führte. Nach der *UBC* [Kap. 28, S. 97] wurde er noch in Erdelw (= Siebenbürgen) „getötet“ – „und er konnte Pannonien nicht betreten“. Die *UBC* nannte nicht die Jahreszahl seines Todes; konventionelle Historiker führen recht amüsante Debatten darüber, wann dies konkret geschehen ist.

Wie bei allen Turkvölkern (wie ausgeführt, betrachteten die Magyaren sich als ein solches) bestand auch bei den Magyaren ein Doppelfürstentum. Wie aus islamischen, byzantinischen und ostfränkischen Quellen hervorgeht, amtierte als sakraler Fürst der „kende“. Zur Zeit der Landnahme übte diese Funktion **Kurszán** (in ostfränkischen Quellen Carzan oder Cuzan) aus, der 904 starb. Nach einem Waffenstillstand luden die Baiern ihn zu einem Gastmahl ein und ermordeten hierbei heimtückisch ihn und sein Gefolge [vgl. Dienes 27; Makkai 17]. In der *UBC* wurde Kurszán nicht erwähnt. Nach der übereinstimmenden Meinung aller ungarischen Historiker soll es danach keinen „kende“ mehr gegeben haben. Ich bin anderer Auffassung: Die Angaben Konstantins VII. [Kap. 40] über das Fürstensystem der „Turkoi“ in der Mitte

des 10. Jhs. sprechen deutlich gegen diese Annahme. Noch damals gab es zwei Fürsten; „dritter Fürst“ war der „karchas“, der oberste Richter.

Álmos war rangmäßig zweiter Fürst: „**gyula**“. Nach seiner „Tötung“ wurde sein Sohn **Árpád** sein Nachfolger in dieser Funktion. Konstantin VII. schrieb ausführlich über diesen Fürsten. Márkus von Kált, der Autor der *UBC*, erging sich, wie alle anderen ungarischen Chronisten, in Superlativen, sobald er auf **Árpád** zu sprechen kam. Hier nur einige Kostproben:

„Arpad aber füllte mit dem Wasser der Donau sein Horn und flehte vor allen Ungarn über diesem Horn die Gnade des allmächtigen Gottes an. Der Herr möge ihnen dies Land für ewig überlassen. Und als er sein Gebet beendet hatte, riefen alle Ungarn dreimal ‚Gott, Gott, Gott! [„Isten, isten, isten“; K.W]. Das ist der Ursprung des alten Brauches, der bei den Ungarn noch heute gilt“. [*UBC* Kap.28, S. 98]

Das war zunächst die Reaktion **Árpáds** auf den Bericht eines Boten über die Schönheit Pannoniens. **Árpád** entschloss sich zum Angriff und besiegte die Fürsten Pannoniens, die zwar nicht in der *UBC*, aber von Anonymus namentlich genannt wurden:

„Also gab der Herr Pannonien den Ungarn wieder zum Erbe; wie er zur Zeit Mosis das Land Sion des Amoriter-Königs und das ganze Land Kanaan den Kindern Israel zum Erbe gegeben hat. Da nun jener Heerführer Arpad eine ganz besondere Würde in Skythien besaß - denn es war bei seinen Geschlecht nach skythischem Recht und Gesetz üblich, daß er in jeder Schlacht den Vorwärtsdringenden allein voranging, und beim Rückzug als letzter das Schlachtfeld verließ -, darum betrat er (so erzählt man) auch Pannonien als erster an der Spitze der übrigen Heerführer.“

[*UBC*, Kap. 28, S. 99 f.]

Árpád starb nach übereinstimmender Auffassung aller Historiker 907. (Einen konkreten Quellenbeleg für diese Jahreszahl habe ich noch nicht gefunden. Sie wurde offensichtlich an Hand der Berichte der ostfränkischen Annalen errechnet.) Im Millenniumsjahr 1896 wurde sein Standbild auf dem Heldenplatz in Budapest enthüllt.

Die *Bilderchronik* enthält, mit Ausnahme Attilas, bezüglich der Vorfahren **Árpáds** keine Jahreszahlen. Möglich ist jedoch die Erarbeitung einer relativen Chronologie. Hierbei gehe ich davon aus, dass Chaba zum Zeitpunkt des Todes seines Vaters (453) *mindestens* 18 Jahre alt war. Dessen Abkömmlinge kamen *spätstens* im 25. Lebensjahr ihres jeweiligen Vaters zur Welt. Hieraus würden sich folgende *Geburtsjahre* ergeben:

435 Chaba
460 Ed
485 Ugeg

510 Eleud
535 Almos
560 Arpad

Ich habe hier sehr großzügig gerechnet. Árpád dürfte zum Zeitpunkt der Landnahme älter als 40 Jahre gewesen sein. Mit der Ungarischen Fürstenliste lässt sich aber beim besten Willen kein zeitlicher Abstand von ca. 450 Jahren zwischen Attilas Tod und der ungarischen Landnahme rechtfertigen. Deshalb ziehen wohl alle konventionellen Historiker es vor, diese Liste unerwähnt zu lassen. Somit bestätigt die Fürstenliste, dass die zitierten Datierungen der Landnahme in der *UBC* keine ‚Schreibfehler‘ waren. Zumindest der Autor der Ur-Chronik war sich noch durchaus im klaren, dass zwischen Attila und Árpád **nur fünf Generationen** gelebt haben!

Kritiker können einwenden, dass die historische Existenz von Chaba, Ed und Üleg nicht bewiesen sei, da außerungarische Quellen sie nicht erwähnten. Dies ist natürlich kein Beweis ihrer Nicht-Existenz. Wäre z.B. die Geheimschrift Konstantins VII. verlorengegangen, wüssten wir von Árpád auch nur das, was die ungarischen Chroniken über ihn berichteten. Seine Existenz hätte somit mit dem gleichen Argument bestritten werden können. Aber selbst wenn die Gestalt des Chaba erfunden sein sollte, widerlegt dies nicht meine chronologische These. Der Autor der Ur-Chronik war sich auf jeden Fall darüber im klaren, dass Attila nur sechs Generationen bzw. 150 Jahre vor Árpád gelebt und gewirkt hat.

5. Die Árpáden

Die Nachkommen Árpáds werden allgemein als Árpáden bezeichnet. Nach konv. Zeitrechnung wurde Stephan I. (ungarisch: István I.) 1000 oder 1001 zu Weihnachten (auch diese Jahreszahl ist umstritten) zum ersten ungarischen König gekrönt. Die *UBC* berichtete ausführlich über diesen König und dessen Nachfolger bis ins 14. Jh., aber auch kurz über dessen Vorfahren. Danach war **Stephan I.** der Sohn von **Geisa** (Géza), der wiederum ein Sohn von **Toxum** (Taksony) war. Toxum war der Sohn von **Zoltan** (Zolt, Zsolt), eines Sohnes von Árpád [*UBC* Kap.54, S. 110 f.; Kap. 63, S. 116 f.]. Ungarische Historiker [z.B. Csuday 77 ff.] haben aus den ungarischen Chroniken folgende **Herrscherabfolge** konstruiert:

907 - 947 Zsolt,
947 - 972 Taksony,

972 - 997 Géza,
997 - 1038 István I. (Stephan I.)

Diese Herrscherabfolge findet sich in den meisten modernen Nachschlagewerken [z.B. Matz 281]. Das Fürstentum von **Zolt** (Zsolt) wurde nur von Anonymus [1998, 25 ff.] erwähnt. Danach soll nach dem Tode Árpáds (907) dessen jüngster Sohn Zolta (sprich: Solta) Nachfolger geworden sein. Als Regenten wurden die Heerführer Lél, Bulcsú und Botond eingesetzt. Ansonsten wusste der Chronist nicht viel über Zolta zu berichten. Er habe die Tochter des einheimischen Fürsten Mén-Marótárot geheiratet und sei ein Jahr vor seinem Tod zurückgetreten. In dem mir vorliegenden Auszug aus Anonymus wurden Jahreszahlen nicht genannt.

Die *UBC* berichtete nichts darüber, dass Zolt jemals Nachfolger seines Vaters als Großfürst gewesen ist. Sie enthält aber eine etwas merkwürdig klingende Passage über „Zoltan“, den Urgroßvater des „heiligen Königs“ Stephan I., und zwar im Zusammenhang mit der Beschreibung seines Feldzuges gegen „Kean, den Herzog der Bulgaren und Slawen“, der in Siebenbürgen stattfand:

„Dort brachte er auch einen seiner Urgroßväter namens Zoltan unter, der später jene transsylvanische Länder als Erbe hinterließ, und darum pflegt man gewöhnlich zu sagen: Zoltan von Erdeelwe [Érdely: die ungarische Bezeichnung für Siebenbürgen; K.W.]. Der war ein sehr alter Mann, der bis zu den Zeiten des heiligen Königs am Leben blieb.“ [*UBC* Kap. 66, S. 121]

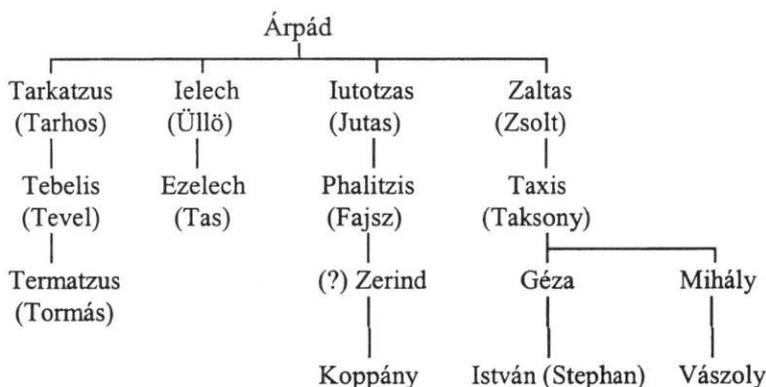
Hierbei dürfte es sich um Zolt gehandelt haben, der demnach nach dem Tode seines Vaters nicht Großfürst, sondern Fürst von Siebenbürgen wurde. Dies erscheint auch logisch. Warum sollte ausgerechnet der vierte noch minderjährige Sohn Árpáds Großfürst werden, obwohl anscheinend seine älteren Brüder damals noch am Leben waren? (Nach der zitierten Passage von Konstantin VII. dürfte er aber schon vor 548 gestorben sein. Diese Frage erscheint mir in Bezug auf meine Gesamtkonzeption recht nebensächlich.)

Nach anderen Berichten wurde Großfürst zunächst **Szabolcs**, ein Onkel oder Cousin Árpáds [Dienes 88]. Über diesen ist aber nichts weiter bekannt, auch nicht, wie lange er regiert hat. Möglicherweise war er nur Regent. Die *UBC* nannte als zweiten der sieben Stammesführer („hétmagyar“) einen Zabolch (Szabolcs). Aus der Darstellung geht aber nicht hervor, dass dieser Nachfolger Árpáds wurde.

Konstantin VII. konnte sich durch seine Gespräche (um 948) mit Termatzus, einem Urenkel Árpáds und mit Bultzus, dem obersten Richter der Magyaren, ein konkretes Bild über Geschichte und Gegenwart der Ungarn („turkoi“) machen. In seiner Geheimschrift *De administrando imperio* [Kap. 40, S. 196 f.] kam er auch auf die unmittelbaren Abkömmlinge Árpáds zu sprechen:

„Árpades, der Archon [= Großfürst] der ‚Turkoi‘, hatte vier Söhne: als ersten den Tarkatzus, als zweiten den Ielech, als dritten den Iutotzas, als vierten den Zaltas. Der älteste Sohn des Árpades, Tarkatzus, hatte einen Sohn Tebelis), der zweite, Ielech, hatte einen Sohn Ezelech, der dritte Sohn, Iutotzas, hatte einen Sohn Phalitzis, *der jetzt Archon ist*, der vierte Sohn, Zaltas, hatte einen Sohn Taxis. Alle Söhne des Árpades sind gestorben, seine Enkel aber, Phalis und Tasis, sowie ihr Vetter Taxis, leben noch. Tebelis ist gestorben; sein Sohn ist Termatzis, der kürzlich als Freund zusammen mit Bultzus, dem dritten Archon und Karchas der ‚Turkoi‘, zu uns kam.“ [Übersetzung aus dem griech. Original; vgl. *De adm. imp.* (1967) 178 f., (1995) 196 f.]

Diese Ausführungen verdienen als zeitgenössische Quelle und auch wegen ihrer Gewährsmänner hohe Glaubwürdigkeit. Dienes [88] hat diese *Genealogie der frühen Árpáden* tabellarisch zur Darstellung gebracht, wobei er die (wahrscheinlichen) ungarischen Namen nannte. In meiner folgenden Stammtafel gebe ich die griechischen und die ungarischen Namen wieder:



Keine Rede ist davon, dass Zaltas (Zolt) jemals Großfürst der Magyaren war (laut Konstantin VII. – s.o. – starb er vor 548!). Dienes ließ wohl deshalb (er gab keine Begründung an) in seiner Herrscherliste Zolt weg und bezeichnete, Konstantin VII. folgend, den Árpád-Enkel **Palitzis/Fajsz** als ungarischen Großfürsten, der bis 955 regiert haben könnte. Dies bedeutet, dass mangels anderer Informationen wohl auf immer unklar bleiben muss, welche Großfürsten zwischen Árpád und Fajsz die Magyaren tatsächlich angeführt haben.

Moderne ungarische Historiker vertreten eine Kompromisslösung. So wurde im Anhang der mir vorliegenden Ausgabe der *Ungarischen Bilderchronik* folgende Zeittafel gegeben:

890 - 907 Árpád	950 - 970 Taksony
907 - 945 Solt	970 - 997 Geisa
945 - 950 Fajysz	997 - 1038 Stephan [UBC 305]

Dieselbe Reihenfolge gibt die Herrscherliste wieder, die ungarische Historiker ins Internet (<http://alpha.bke.hu/-olyo/tori.htm>) gesetzt haben. Nur sind sie vorsichtiger mit der Angabe von absoluten Jahreszahlen:

895 - 907 Árpád	948 - 972 Taksony
907 - 94? Solt (Solta)	972 - 997 Géza
ca. 948 Fajysz	997 - 1038 Vajk (István)

Dass **Taksony**, der Sohn Zolts und Enkel Árpáds, ungarischer Großfürst war, berichteten übereinstimmend alle Schriftquellen. Nur die Jahreszahlen sind unklar. Nach Dienes [88] regierte er ab 955(?). Die *UBC* [Kap. 62, S. 116] sagte hierzu nur:

„Es wird gesagt, daß die Ungarn unter ihren Heerführern und Fürsten diese und ähnliche Streifzüge bis zu den Zeiten des Fürsten Toxun ausführten.“

Über dessen Sohn **Geisa** (Géza), der zum Christentum übergang und natürlich über den ersten ungarischen König **István//Stephan** berichtete die *UBC* dann sehr ausführlich.

Stephan I. gehörte unzweifelhaft der vierten Generation nach Árpád an. Wenn ich meine bisherige Methodik fortführe, muss er um 685 oder etwas später geboren sein (Zaltas/Zsolt war der jüngste Sohn Árpáds). In konventionellen Nachschlagwerken wird angegeben, dass er um 975 geboren wurde [z.B. Matz 281]. Zu meinem nochmaligen Erstaunen hat die *Ungarische Bilderchronik* das **Geburtsjahr Stephans I.** konkret genannt:

„Toxun [= Taksony] zeugte sodann die Söhne Geisa [= Géza] und Michael [Mihály]. Michael dagegen Ladislaus [= László] den Kahlen und Vazul [= Vászoly], während **Geiza**, von göttlicher Weissagung ermahnt, **im Jahre 699 nach der Geburt des Herrn** - wie es in der Legende des seligen Königs Stephan heißt - von seiner Frau Sarolt, der Tochter des Gyula, **den König Stephan den Heiligen bekam.**“ [UBC Kap. 63, S. 116]

Márkus von Kált hat somit noch im Jahr 1358 aus einer altungarischen Chronik zitiert, die die Geburt Stephans Ende des 7. Jhs. datiert hat – etwa 276 Jahre zu früh! Auch diese Datierung zeigt deutlich, dass es sich nicht um

einen „Schreibfehler“ des Chronisten gehandelt hat, als er die ungarischen „Landnahmen“ in das 6. und 7. Jh. datiert hat! Die in der gleichen Chronik enthaltene Geschlechterabfolge zeigt weiterhin deutlich, dass die unter Álmos und Árpád geführte Landnahme nicht 677, sondern 600 begonnen hat.

Auf Grund der eindeutigen Datierungen der *UBC* erübrigen sich weitere Fazit-Ausführungen. Natürlich hat Márkus von Kált 1358 die „neue Zeitrechnung“ gekannt und in seinem Werk auch verwandt, als er auf die späten Árpáden zu sprechen kam. Umso höher achte ich, dass er der Mut aufbrachte, die Datierungen älterer Chroniken nicht zu verschweigen. Er hätte diese auch ‚umrechnen‘ können!

6. Exkurs zu Bulchu und Verbulchu

In bestimmt gutgemeinter Absicht, jedoch fast ohne Quellengrundlage hat *Volker Friedrich* [2001, 51 f., 68 f.] auch das Problem der magyrischen Phantomzeit angesprochen. Als ‚Aufhänger‘ dient ihm der ‚historisch verbürgte‘ ungarische Heerführer **Bulchu** (ung.: Bulcsu), der nach der Schlacht am Lechfeld (955) auf Befehl des deutschen Königs Otto. I. hingerichtet worden sein soll. Friedrich identifizierte diesen sowohl mit einem in den byzantinischen Quellen genannten „Bulchu“ oder „Vultsus“, wie auch mit Verbulchu, einem der Stammesführer, die unter dem Oberkommando Árpáds die Landnahme durchgeführt haben sollen.

Hieraus zog Friedrich sehr weitgehende Schlussfolgerungen. Er fand in der Chronik des Simon von Kézai den Hinweis, dass der Großvater des Verbulchu

„in der Schlacht der Crimhild von den Germanen getötet worden war. Weil er das genau wusste, wollte er Rache an ihnen, röstete viele Germanen am Spieß und wütete mit solcher Grausamkeit gegen sie, dass er sogar ihr Blut trank, als wäre es Wein.“ [ebd., 51]

In der *UBC* [Kap. 33, S. 103] wird übrigens auch ein „Werbulchu“ als einer der árpádschen Stammesführer genannt. Allerdings ist hier mit keinem Wort davon die Rede, dass dessen Großvater von Germanen getötet worden ist, sondern nur davon, dass er Stammvater eines Adelsgeschlechtes war, das um den Balaton Besitzungen hatte.

Friedrich [51 f.] meinte weiter, dass Zeitpunkt und Schlachtort der sogenannten Crimhild-Schlacht „weder bei Kézai noch im Wiener Chronicon erwähnt“ wurden. *Wiener Chronicon* ist eine andere Bezeichnung für die *Ungarische Bilderchronik*. Letztere datierte die Schlacht sehr wohl. Sie fand unmittelbar nach dem Tode Attilas statt [*UBC* Kap. 18, S. 91]; sie war offensichtlich mit der von Jordanes erwähnten Schlacht an der Nedao (454) identisch.

Der Name „Crimhild“ findet sich übrigens noch nicht in der Chronik des Anonymus; er fand offensichtlich unter dem Einfluss des um 1200 entstandenen *Nibelungenliedes* Eingang in die *Kézai-Chronik* und in die *UBC*. Ich bezweifle die historische Existenz dieser Sagengestalt.

Nach Friedrichs Annahme soll somit der Großvater des 955 gehängten Bulchu bereits 456 gefallen sein, also rund 500 Jahre vorher. (Friedrich sprach sogar von 504 Jahren, da er die „Crimhild-Schlacht“ ohne Begründung auf das Jahr 541/542, also noch vor Attilas Tod, datierte.) Da Friedrich einsah, dass eine solch lange „Zeitenlücke“ kaum mit Illigs Phantomzeittheorie in Einklang zu bringen ist, schrieb er:

„Wahrscheinlicher ist, daß Bulchu ein Urenkel oder Ururenkel des getöteten Ahn gewesen ist.“ [68]

Schon diese Ausführungen Friedrichs zeigen, dass es sich nur um Vermutungen handelt. Da mich die Problematik interessierte, habe ich versucht, die mir bekannten Quellen in Bezug auf Bulchu und Verbulchu näher zu analysieren. In der Chronik des Anonymus werden drei Heerführer Árpáds genannt, die aktiven Anteil an den Siegen gegen pannonische Kleinfürsten hatten:

Lél, der Sohn des Tas,

Bulcsú, der Sohn des Bogát,

Botond, der Sohn des Kőlpeny [Anonymus 1998, 29].

Nach der gleichen Chronik wurden diese drei Heerführer nach dem Tode Árpáds als Regenten für dessen jungen Sohn Zolta eingesetzt [ebd., 35 f.]. Lél und Bulcsú führten auch „Streifzüge“ (tatsächlich Raubzüge) nach Italien und Deutschland durch. Schon aus zeitlichen Gründen kann dieser Bulcsú nicht mit dem angeblich 955 gehängten Bulcsú identisch sein. Zur Zeit des Todes Árpáds (907) muss er mindestens 40 Jahre alt gewesen sein, somit 955 sich dem 90. Geburtstag genähert haben. Schon dies schließt aus, dass er sich an der **Schlacht am Lechfeld** beteiligt haben kann. Es gibt keine zeitgenössische Quelle, die dies behauptet. Widukind sprach in seinen *Sächsischen Geschichten* [III. 48] nur davon, dass nach der Schlacht am Lechfeld drei Heerführer des „Ungarnvolkes“ vor Herzog Heinrich, dem Bruder Ottos I. geführt wurden, der sie hinrichten ließ. Namen wurden nicht genannt.

Anonymus [1998, 26] berichtete, dass Lél und Bulcsú noch zur Regierungszeit des Zolta am Inn von den Baiern und Alemannen geschlagen wurden und umkamen. Die *UBC* [Kap. 60, S. 112] schilderte ausführlich dieses Ereignis. Danach ließ der deutsche König Konrad I. (911-918) „Leel“ und „Bulchu“ hinrichten. Ausdrücklich heißt es, dass dies „im 18. Jahre“ geschah. Hierunter kann ich nur das 18. Jahr der Landnahme unter Árpád verstehen, also etwa das Jahr 914. Auch in deutschen Geschichtswerken ist von „gele-

gentlichen“ deutschen Siegen unter Konrad I. über die Magyaren die Rede [z.B. Gebhardt I. 261]. Diese Datierung scheint m.E. den Tatsachen zu entsprechen, auch wenn noch spätere Historiker, die Friedrich anführte, etwas anderes behaupteten.

Konstantin VII. [*De adm. imp.* Kap. 40, S. 178 f.] schrieb davon, dass der Árpáde Termatzus (ein Urenkel Árpáds) zusammen mit **Bultzus**, dem Sohn des Kalis, „als Freund“ nach Konstantinopel gekommen sei. Dies geschah um 548. Aus mehreren Gründen kann dieser „Bultzus“ nicht mit dem Heerführer „Bulchu“ identisch sein:

- Aus chronologischen Gründen: Bulchu war ein Kampfgefährte Árpáds, Bultzus war der Begleiter von dessen Urenkel!
- Bulchu war der Sohn des Bogát, Bultzus war der Sohn des Kalis.
- Bultzus übte die Funktion des „Kardas“, des obersten ungarischen Richters aus, eine erbliche Funktion. Konstantin VII. bezeichnete ihn als dritthöchsten Würdenträger („Archon“) des Ungarnreiches. Keine Rede ist davon, dass er Heerführer gewesen ist.

Ich kann nicht nachvollziehen, dass trotzdem konventionelle Historiker [z.B. Makkai 20] ohne den Versuch einer Begründung immer wieder „Bultzus“ und „Bulchu“ identifizieren. Moravcsik [II. 107] bezeichnete „Bultzus“ unter Bezugnahme auf Konstantin VII. als „ungarischen Feldherr (um 948)“, obwohl in der Quelle selbst hiervon keine Rede ist!

Soweit es um **Verbulchu** (Werbulchu) geht, erscheint schon zweifelhaft, ob es einen Stammesführer dieses Namens überhaupt gegeben hat. Anonymus jedenfalls kannte einen Stammesführer Verbulchu zur Zeit der Árpádschen Landnahme nicht. Die sieben „hétmagyar“ hießen bei ihm Árpád, Eleud, Tuhutum, Cundu, Tosu, Bogut und Ousad [*UBC* 277 f., Anm. 118]. Erst in den späteren Chroniken hießen diese Árpád, Zoboleh, Gyula, Cund, Leel, Werbulchu und Urs [*UBC* Kap. 28-35, S. 28 ff.]

Es hat den Anschein, als ob der Mythos der „sieben Stammesführer“ erst später erfunden wurde, wobei zwei verschiedene „Schulen“ am Werk waren. Die Schule, die Werbulchu nannte, erwähnte auch Leel (Lél) und Zoboleh (Szabolcs), die nach Anonymus Heerführer Árpáds gewesen sind. Insofern könnte der Name des historischen Heerführers Bulchu als Vorbild für den mythischen „hétmagyar“ Verbulchu gedient haben. Márkus von Kált war sich dessen aber offensichtlich nicht mehr bewusst. In seiner Chronik erwähnte er nacheinander sowohl den Stammesführer „Werbulchu“ wie auch den Streifzugführer „Bulchu“, ohne eine Identität der beiden Personen auch nur anzudeuten.

7. Nachbemerkung

Wie dargelegt, habe ich mich bei der Erarbeitung dieses Beitrages auch auf die Diplomarbeit von *Christian Schneider* gestützt. Dieser hatte sich vor allem mit dem Problem beschäftigt, ob Siebenbürgen (Transilvania) seit dem Abzug der römischen Truppen in der Völkerwanderungszeit kontinuierlich von Romanen (Rumänen) besiedelt war. Neben einer allseitigen Quellenanalyse hat er sich auch gründlich mit dem archäologischen Befund befasst. Er bejahte grundsätzlich diese Kontinuität, fand aber eine archäologische Lücke von einigen Jahrhunderten, weshalb er resignierend feststellte, dass er wegen dieser Lücke den endgültigen Beweis seiner These nicht führen konnte:

„Somit muß noch immer von einer Lücke von 500 Jahren, vom 5. bzw. 6. Jahrhundert bis zum 11. Jahrhundert gesprochen werden. Den derzeit kräftigsten Hinweis zu ihrer Schließung stellt die Theorie der Kerngebiete dar, die aber meines Erachtens auch nicht als schlüssiger Beweis zu werten ist. Die Frage der dako-romanischen Kontinuität ist als noch nicht gelöst zu betrachten.“ [Schneider 1986, 121]

Schneider konnte das 1988 veröffentlichte Standardwerk Pohls [232, mit Anmerkungen] über die Awaren noch nicht kennen. Dessen ausführliche Analysen des archäologischen Befundes machen deutlich, dass es noch Ende des 6. Jhs. Romanen im Karpatenbecken gegeben hat. Schneider [119] ahnte dies aber bereits:

„Mit dem 5, *spätestens aber dem 6. Jahrhundert*, verschwindet die Möglichkeit ihres archäologischen Nachweises.“

Andererseits wies Schneider [119 ff.] auf noch nicht gedeutete Funde im 10. Jh. hin, die er deshalb nicht den „Walachen“ zuordnen mochte, weil diese erst um 1050 in den Schriftquellen, wie der *Nestorchronik*, den frühungarischen Chroniken und der altrumänischen *Gelou-Gyula-Legende* – alle diese Quellen gingen von der romanisch-walachischen Kontinuität aus –, erwähnt wurden. Wie ich aufzeigte, enthalten diese Chroniken weitaus ältere Bestandteile, die es gestatten, die „Walachen“ in die Zeit unmittelbar nach 900 (= 600 !) einzuordnen. Geht man von der Illigschen Phantomzeit-Theorie aus, bestand somit überhaupt keine archäologische Lücke. Die rumänische Besiedlungskontinuität wäre bewiesen.

Literatur

- Anonymus (1937): „Anonymi Gesta Hungarorum“ (Hg.: M. Jakubovich / D. Pais); in: *Scriptores Hungaricarum*. Bd. 1; Budapest, 13-118
- (1977): *Gesta hungarorum. Béla király jegyzőjének könyve a magyarok cselekedeteiről* (Das Buch des Notars von König Béla über die Taten der Ungarn; Hg. Dezső Pais u. a.); Budapest
 - (1998): *Gesta Hungarorum* (Hg. Dezső Pais; Internet): www.mek.if.hu/porta/szint/tarsad/tortenel/anonimanonym.mek (Zusammenfassung in ungarischer Sprache)
 - (2000): *Kronika anonymného notára kráľa Bela. Gesta hungarorum*; Budmerice (Übersetzung ins Slowakische aus dem lateinischen Original)
- Avenarius, Alexander (1974): *Die Awaren in Europa*; Amsterdam · Bratislava
- Bartha, Antal (1975): *Hungarian Society in the 9th and 10th centuries*; Budapest
- Bóna, Istvan (1976): *Der Anbruch des Mittelalters. Gepiden und Langobarden im Karpatenbereich*; Budapest
- (1985): *Die Awaren. Schätze eines asiatischen Reitervolkes 6. - 8. Jh.*; Frankfurt/M.
 - (1987): *Ungarn. Völker im 5. und 6. Jahrhundert. Eine historisch-archäologische Zusammenschau. Germanen, Hunnen und Awaren*; Nürnberg
 - (1991): *Das Hunnenreich*; Stuttgart
- Cassel, Paulus Stephanus Selig (1947): *Magyarische Alterthümer*; Berlin
- Csuday, Eugen (1900): *Die Geschichte der Ungarn*; Budapest
- Descriptio (1916): *Anonymi Descriptio Europae Orientalis* (Hg. Olgierd Górka); Krakau
- Dienes, István (1972): *Die Ungarn in der Zeit der Landnahme*; Budapest
- Ditten, Hans (1978): „Zur Bedeutung der Einwanderung der Slawen“; in: *Byzanz im 7. Jahrhundert* (Hg.: Friedrich Winkelmann u. a.); Berlin
- Fodor, István (1982): *Die große Wanderung der Ungarn vom Ural nach Pannonien*; Budapest
- Friedrich, Volker (2001): „Nibelungen und Phantomzeit im Donauraum. Fiktives Awarenreich zwischen Hunnen- und Ungarnsturm“; in: *ZS* 13 (1) 50-72
- Gebhardt (†1913): *Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte. Teil I*; Stuttgart · Berlin · Leipzig
- Gragger, Robert (Hg., 1927): *Ungarische Balladen*; Berlin · Leipzig
- Györffy, György (1948): *Kronikáink és a magyar őstörténet* (Unsere Chroniken und die ungarische Urgeschichte); Budapest
- (1985): „Landnahme, Ansiedlung und Streifzüge der Ungarn“; in: *Acta Historica Academiae Scientiarum Hungaricae* (Budapest) Jg. 31, S. 231
 - (Hg., 1996): *A magyarok elődeiéről és a honfoglalásról* (Über den Ursprung der Ungarn und die Landnahme); Budapest (1958)
- Haussig, Hans-Wilhelm (1953): „Theophylakts Exkurs über die skythischen Völker“; in: *Byzantion* Jg. 23, 275-436

- Kézai, Simon (1999): *Gesta Hungarorum: The Deeds of the Hungarians* (Hg.: László Veszpremy); Budapest
- Konstantin VII. Porphyrogennetos (?1967): *De administrando imperio* (Hg. Gyula Moravcsik); Washington/USA (alle nicht weiter gekennzeichneten Belege beziehen sich auf diese Ausgabe)
- (1995): *Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die De Administrando Imperio genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos für seinen Sohn Romanos* (übersetzt, eingeleitet und erklärt von Klaus Belke und Peter Soustal); Wien (Diese mir bis zur Drucklegung dieses Beitrags nicht bekannte Ausgabe wurde nur zur Überprüfung der dt. Übersetzungen genutzt)
- Kristó, Gyula (1996a): *Magyar honfoglalás - honfoglaló magyarok* (Die ungarische Landnahme - die landnehmenden Ungarn); Budapest
- (1996b): *Hungarian History in the Ninth Century*; Szeged
- Kristó, G. u. a. (Hg., 1994): *Korai magyar történeti lexikon* (Lexikon der ungarischen Frühgeschichte; Hg.: Gyula Kristó / Pál Engel / Ferenc Makk); Budapest
- (1996): *Árpád előtt és után. Tanulmányok a magyarság és hazája történetéről* (Vor und nach Árpád. Studien über das Ungartum und die vaterländische Geschichte; Hg.: Gyula Kristó / Ferenc Makk); Szeged
- László, Gyula (1970): „Kérdések a magyar honfoglalásról“ (Probleme der ungarischen Landnahme); in: *Valóság* (Budapest) Jg. 1, 48-64
- (1995): „The Magyars of Conquest-Period Hungary“; in: *The Hungarian Quarterly* (Budapest) Jg. 37, Nr. 141
Auszüge im Internet): www.net.hu/Magyar/hungq/no141/p3.html
 - (1996a): *The Magyars. Their Life and Civilization*; Budapest
 - (1996b): *Honfoglaló magyarok* (Die landnehmenden Ungarn); Budapest
- Macartney, Carlyle Aylmer (1953): *The Medieval Hungarian Historians. A Critical and Analytical Guide*; Cambridge
- Makkai, László (1971): „Die Geschichte der Ungarn bis zur Landnahme“; in: *Die Geschichte Ungarns* (Hg.: Ervin Pamlényi); Budapest
- Marquart, Josef (1903): *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge. Ethnologische und historisch-topographische Studien zur Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts*; Leipzig
- Matz, Klaus-Jürgen (⁵2001): *Wer regierte wann? Regententabellen zur Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*; München
- Methodios (1977): *Pannonische Legenden. Das Leben der Slawenapostel Kyrill und Method*; Berlin (mit Übersetzungen der beiden Viten)
- Moravcsik, Gyula (1930): „Zur Geschichte der Onoguren“; in: *Ungarische Jahrbücher* (Leipzig) Jg. 10, S. 73
- (1953): *Bicác és a magyarság Mohácsig* (Byzanz und das Ungartum bis Mohács); Budapest
 - (?1958): *Byzantinoturcica. I, II*; Berlin
- Nestor-Chronik* (1985): *Rauchspur der Tauben. Die Radziwill-Chronik*; Leipzig

- Pohl, Walter (1988): *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n. Chr.*; München
- Róna-Tas, András (1996): *A honfoglaló magyar nép* (Das landnehmende ungarische Volk); Budapest
- Schneider, Christian (1986): *Die Kontinuität der rumänischen Bevölkerung in Siebenbürgen*; Wien [wysiwig://6/http://land.heimat/toskana210046/diplomarbeit.html](http://land.heimat/toskana210046/diplomarbeit.html)
- Silagi, Gabriel (1991): *Die „Gesta Hungarorum“ des anonymen Notars*; Sigmaringen
- Steinacker, Harald (1954): „Zu den ungarischen Geschichtsquellen des Mittelalters“; in: *Südost-Forschungen* (München) B. 13, S. 266
- Stinyi, Josef (1910): *Finnisch-ungarische Sprachwissenschaft*; Leipzig
- Székely, András (1979): *Illustrierte Kulturgeschichte Ungarns*; Leipzig · Jena · Berlin
- Theophylaktos Simokattes (1985): *Historiae* (Hg.: Peter Schreiner); Stuttgart
- Thierry, Amadée-Simon-Domin. (1855): *Die Söhne und Nachfolger Attilas*; Leipzig
- UBC (1961) = *Die Ungarische Bilderchronik des Márkus von Kált 1358*; Berlin
- Vajay, Sz. de (1968): *Der Eintritt des ungarischen Stammebundes in die europäische Geschichte*; Mainz · München
- Weissgerber, Klaus (1999): „Zur Phantomzeit in Thüringen. I, II“; in: *ZS* (Gräfelfing) 11 (3) 482-509 und 11 (4) 583-612
- (2000): *Zur Phantomzeit in Osteuropa* (Unveröffentlichtes Manuskript)
 - (2001): „Zur bulgarischen Phantomzeit. I, II“; in: *ZS* 13 (1) 73-102 und 13 (2) 213-242
- Wendt, Heinz F. (Hg., 1961): *Das Fischer Lexikon Sprachen*; Frankfurt/Main
- Zeller, Manfred (1993): „Die Steppen-Völker Südost-Europas in der Spätantike und im Frühmittelalter“; in: *VFG* (Gräfelfing) 5 (1) 55-80
- (1996): „Die Landnahme der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598“; in: *ZS* (Gräfelfing) 8 (2) 186-190

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologielücke des Weichseldeltas

Gunnar Heinsohn

I. Welthistorische Bedeutung der Weichselmündung

Was die Schelde- und später die Rheinmündung für den Überseeverkehr Westeuropas war und ungebrochen ist, das war – ohne es heute noch zu sein – die Weichselmündung für Osteuropa. Um 1650 ist der Weichselmündungshafen Danzig mit ca. 77.000 Menschen (Schätzungen reichen bis 100.000) – vor Wien, Augsburg, Köln und Hamburg – die volkreichste Stadt mit einer deutschen Einwohnerschaft. So ist es kein Zufall, dass St. Marien – eine der dreizehn gotischen Kirchen Danzigs - im 15. Jh. zur weltweit größten Hallenkathedrale aus Backstein ausgebaut wird (105,5 m lang und im Querschiff 60 m breit). In ihr finden 25.000 Personen Platz.

Die Weichselmetropole gelangt zu dieser Vorrangstellung als Haupthafen des polnisch-litauischen Imperiums, dem die Hansestadt von 1454 bis 1772/93 aus eigenem Willen politisch angehört und für das es bis zu 80 Prozent des Außenhandels abwickelt. Ihre Glanzzeit beginnt im Jahre 1453 mit dem Fall Konstantinopels an die Türken. Er führt zur Sperrung des Bosphorus und bringt einen Bedeutungsverlust der Schwarzmeerhäfen. Getreide aus den südöstlichen Kornkammern Europas wird nun noch mehr als zuvor weichselabwärts transportiert und muss *qua* Stapelprivileg (*ius emporium*) vor dem Export nach Skandinavien, England und die Niederlande durch die Danziger Speicher. Mit einem maximalen Umschlag von 116.000 Last (über 230.000 Tonnen) im Jahre 1618 wird die Stadt zum wichtigsten europäischen Umschlagsplatz für Brotgetreide. Sie blüht dabei so mächtig auf, dass sie den Polenkönig Stephan Batory (1575-1586), der ihre Privilegien einschränken will, in einem wechselvollen Krieg (April bis Dezember 1577) zur Einhaltung des *status quo* zwingen kann. Zwischen 1626 und 1629 wird selbst Nordeuropas gefürchtetster Herrscher, Gustav Adolf II. von Schweden (1611-1632), nicht minder erfolgreich abgewehrt.

Mit Elbing und – in Grenzen auch noch – Thorn leistet Danzig im 16. Jh. für den Osten, was Antwerpen (mit 125.000 Einwohnern um 1550), Brügge und Gent (zur Zeit Karls V. mit womöglich 170.000 Einwohnern neben Paris Europas größte Stadt) im Westen erbringen. Nach dem Massenmord –



Die Weichselmündung zur Mitte des 16. Jhs. mit den zu Polen gehörenden deutschsprachigen Hansestädten Thorn, Elbing und Danzig [aus Sebastian Münster, Cosmographia Universalis, Basel 1544; nach Siegler 1991, 98 f.]

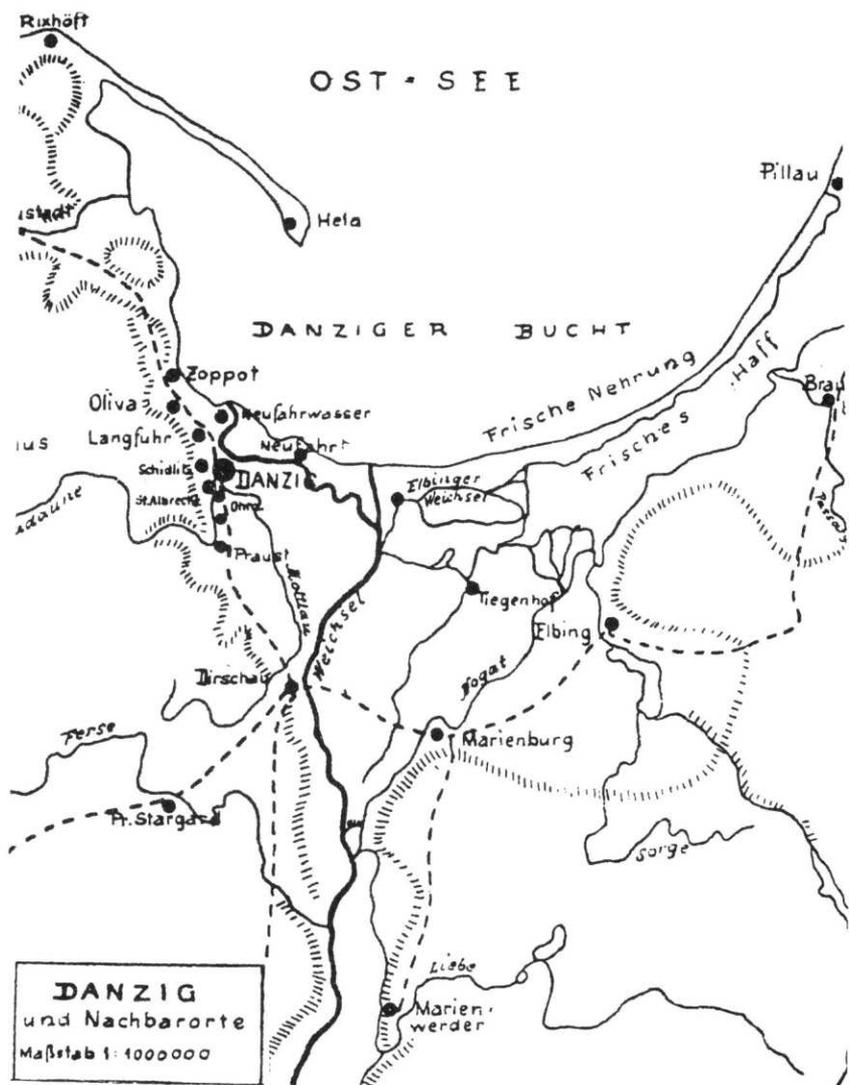
„Spaanse Furie“ – an 7.000 Bürgern Antwerpens unter Herzog Alba im Jahre 1576 und der anschließenden Emigration der aktivsten Kräfte Flanderns in die nördlichen Niederlande sinkt der Scheldehafen bis auf 37.000 Einwohner im Jahre 1790 ab. Gent und Brügge (der größte Hafen des Mittelalters) verwundern übrigens dadurch, dass sie bereits im 7. Jh. erwähnt werden, aber erst ab dem späten 10. Jh. mit ihrer urbanen Blüte beginnen.

Im 17. Jh. wird das protestantische Amsterdam (105.000 Einwohner um 1680) sehr viel reicher als Danzig. Gleichwohl bleibt der Weichselhafen die privilegierteste und zugleich steuerstärkste Stadt des sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckenden Großreiches: „Diamant in der [polnischen] Krone“ und „Venedig des Nordens“, heißt sie bei den Zeitgenossen. Schon im 18. Jh. jedoch rutscht Danzig – mit nur noch 46.000 Einwohnern gegen 1750 – international in die Zweitrangigkeit ab. Russisches und nordamerikanisches Getreide verdrängt das polnische von den westlichen Märkten. Ab Mai 1793 ist Danzig nur noch eine von vielen Hafenstädten des preußischen Königreiches, dessen Truppen eine mehrmonatige Belagerung zum Erfolge führen können.

II. Archäologie der Weichselmündung

Der deutsche Forschungsstand bis 1945

Es sind aber nicht so sehr landwirtschaftliche Produkte, sondern ganz eindeutig Erzeugnisse der Bernsteinengewinnung, die seit dem Altertum von Fernhändlern aus dem Gebiet der Weichselmündung geholt werden und dabei bis nach Griechenland und – später – auch nach Rom gelangen. Auch heute ist das polnische Gdansk der weltweit wichtigste Produzent von Bernsteinschmuck. Nicht zuletzt aus diesem Grunde lassen sich lange vor dem Aufstieg der slawischen Stadt Gyddanyzc [dazu Heinsohn 2001] gegen 960 – und ihrer endgültigen Eroberung durch den Deutschen Ritterorden im Jahre 1308 – für das Danziger Gebiet archäologische Funde nachweisen. Bereits seit der Jüngerer Bronzezeit, die für diese Region auf -1000 angesetzt wird, hat die Weichsel als Verbindung von der Ostsee über Krakau nach Ungarn gedient. Es ist dieselbe Route, die ab dem 13. Jh. als *via regia* bezeichnet wird. Zusätzlich verläuft über Land von Danzig über Schlesien (Glatz), Linz und Hallstatt ein etruskischer Handelsweg, dessen nördlicher Teil im 12. Jh. *via mercatorum* heißt. Auch die Landroute von Stettin an der pommerschen Küste über Stolp



Die Weichselmündung mit wichtigen, noch in deutscher Zeit untersuchten Ausgrabungsplätzen [Geisler 1918, 15]

und Köslin bis hinauf nach Ostpreußen kreuzt die Weichselmündung bei Danzig.

Zwei chronologische Rätsel gibt die archäologische Sequenz der Weichselmündung auf, für die eine Lösung auch nach viele Jahrzehnte währenden Debatten nicht gefunden werden konnte:

(i) Das erste Rätsel resultiert aus der herrschenden Datierung der frühmykenischen Schachtgräber in die Zeit von -1580 bis -1480. In diesen Grablegen ist Bernstein gefunden worden, dessen Herkunft in die Weichselmündung verlegt wird. Dortselbst jedoch beginnt die allerfrüheste Besiedlung mit steinzeitlichen Pfahlbauten erst gegen -1130. Überdies ist für diese frühe Zeit ein Bernsteinexport archäologisch noch nicht belegbar. Erst seit der Hallstattzeit Danzigs (ab -7. Jh.) liegen Funde vor, die auf Fernverbindungen verweisen. Die stratigraphisch und technologisch begründete Annahme, dass die frühmykenischen Schachtgräber nicht in das -16./-15. Jh., sondern in das -8./7. Jh. gehören [Heinsohn/Illich 1999, 244 ff., 350 ff.], erfährt durch den archäologischen Befund aus der Weichselmündung also eine weitere Bestätigung. Das Problem einer anscheinend viel zu späten Entwicklung der Bernsteinverarbeitung in der Weichselmündung hat eine berühmte Parallele in der angeblich viel zu späten Entwicklung der Kobaltgewinnung im erzgebirgischen Schneeberg. Auch dort gibt es erst nach -1000 eine Siedlungsgeschichte, aber das Kobalt der Gegend wird angeblich bereits im -3. Jtsd. in Mesopotamien und dann im -2. Jtsd. auch in den frühmykenischen Gräbern sowie in Ägypten verwendet. All diese Mysterien ließen sich durch die stratigraphisch begründete Herunterdatierung der entsprechenden Kulturstufen aufklären [ebd., 276 ff.].

(ii) Nicht weniger verblüffend als die fehlende Synchronisierung zwischen der Bernsteinherkunft (-1. Jtsd.) und der Bernsteinankunft (bereits -2. Jtsd.) verblüffen zwei je etwa 150 Jahre währende Siedlungslücken im frühen Mittelalter des Weichseldeltas:

„So ist für fast ganz Westpreußen eine lange Zeit ohne Spuren des Daseins seiner Bewohner verlaufen, und auch für St. Albrecht [Vorort Danzigs] ist für die Zeit von der letzten oströmischen Münze (610-641) bis zur ersten kufischen (zirka 800) nichts auf uns gekommen, was von der Bevölkerung jener Zeiten spräche. Selbst die Latrinen fehlen. Etwas weiter zurück [750] reichen in Oliva gefundene kufische Münzen, noch etwas weiter, bis 724, solche, die etwa 30 km östlich von Danzig bei Steegen auf der Binnennehrung bereits 1722 aus dem Meeressande ausgegraben wurden“ [Simson 1913, I, 9].

Die kufischen Münzen können über die mysteriöse Lücke von gut 150 bis 200 Jahren kaum hinwegtrösten, da sie ohne jeden Siedlungs-, Gräber- oder auch nur Latrinenkontext bleiben. Es gibt keinerlei Spuren von denen, die diese Münzen zwischen 724 und 800 gebracht oder von denen, die sie angenommen haben könnten. Es ist nämlich „sehr fraglich, ob es eine solche [Danziger Siedlung] vor der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts gegeben hat“ [Simson I, 10].

Noch erstaunlicher wirkt, dass kufische Münzen nach einer zweiten Lücke von weiteren eineinhalb Jahrhunderten (800 bis 960 oder später) noch einmal auftauchen. Diese nach 960 datierten kufischen Münzen haben nun nicht nur einen Siedlungskontext, sondern sie liegen auch mit ottonischen, englischen, böhmischen, ungarischen, flandrischen, norwegischen und dänischen Münzen zusammen. Deren Datierung erfolgt unabhängig von den Volatilitäten der islamischen Münzchronologie [Simson I, 15]. Beispielsweise gibt es eine Münze der angelsächsischen Königs Ethelred (978-1016). Während also sämtliche Münzen aus den Danzig näher benachbarten Gebieten frühestens in das 10. Jh. datiert werden können, sollen allein die fernen kufischen aus früherer Zeit stammen. Persische Münzen hingegen gibt es erst ab dem 11. Jh. (als Gesamtüberblick zum Münzbefund vgl. Zbierski [1978, 208]). Aufschlussreich sind auch die oströmischen Funde. Sie hören mit byzantinischen Münzen im frühen 7. Jh. auf und setzen nach einer Lücke von über drei Jahrhunderten mit byzantinischem Seidenbrokat [Zbierski 1978, 208] im frühen 11. Jh. wieder ein.

Es ist übrigens auch erst die Zeit nach 960, für die es arabische Berichte über Danzig gibt, so dass auch von daher ein Fragezeichen hinter die drei monetären chronologischen Ausreißer gesetzt werden muss. Ibrahim ibn Jakub, ein spanisch-jüdischer Reisender, kommt im Jahre 973 an den Hof Ottos des Großen (936-73). Er liefert eine arabischsprachige Beschreibung über die slawischen Gebiete einschließlich derjenigen der Weichselgegend. Für diese erwähnt er eine wohlgestaltete Stadt am Meere ohne König: „Die Lage der Stadt passt in jeder Hinsicht trefflich für Danzig“ [Simson 1913, I, 11]. Wir werden auf den archäologischen Befund für diese früheste *urbs* im nächsten (III.) Kapitel zurückkommen.

Im Jahre 997 schließlich erfolgt der Danzigbesuch des – aus Gnesen kommenden – Prager Missionsbischofs Adalbert (der „Heilige Adalbert“), der anschließend bei der vergeblichen Pruzenbekehrung umkommt. Die lateinische Lebensbeschreibung Adalberts durch den römischen Abt Canaparius nennt die „urbem Gyddanycz“ [Simson 1918, III, 1] als letzten sicheren Ort des frommen Mannes.

Die Unruhe über die fehlenden gut dreihundert Jahre zwischen dem 7. und 10. Jh. haben die deutschen Danzigforscher selbstredend immer verspürt. Ein letzter Versuch, sie mit harter Evidenz zu schließen, stützt sich auf in beträchtlicher Zahl ausgegrabene Bootsreste. Auch diese Funde sind in den notorischen Slawen-Germanen-Streit einbezogen worden. Wenn sie nicht ohnehin von Wikingern gebracht worden sind – für einige Funde ist das durch Beigaben unstrittig –, so sollen diese wenigstens die Herstellungstechnik an Slawen vermittelt haben, die dann eigene Boote produziert hätten. Es sieht in jedem Fall so aus, als ob einige der Boote noch in die früheste

„Zeit slawischer Oberherrschaft gehören sollten (erster Beginn im 7. Jahrhundert n. Chr. Geb.)“ [Lienau 1934, 46].

Da die Bootsfunde zahlreich sind, ist die Verführung groß, sie über den Zeitraum der leeren Jahrhunderte zu verteilen. Will man sie zwischen das 7. und 10. Jh. platzieren, landet man allerdings in einer Zeit, für die eine germanische Siedlung der Weichselmündung niemand mehr behauptet. Die Situation ist bis heute ohne Lösung geblieben, denn Boote mit eindeutiger Wikingerherkunft (aus Frauenburg und Baumgarth) können erst ab der Zeit „um 900 n. Chr. Geb.“ [Lienau 1934, 47] datiert werden. Es ist ja bereits an anderer Stelle beobachtet worden, dass harte Wikingerfunde vor 911 kaum zu verifizieren sind [Illig 1999, 98]. Die Chronologielücke Danzigs zwischen dem 7. und 10. Jh. kann mithin auch durch Boote nicht geschlossen werden.

Für die momentan auf 800, 750 und 724 datierten kufischen Münzen wird von niemandem ein Bauten- und/oder Gräberkontext auch nur behauptet. Sie sind bisher über Interpretation von Beschriftung und Aussehen datiert worden und für eine neuerliche Analyse einstweilen beiseite zu stellen. Die polnischen Ausgräber haben für das 8. Jh., in das sie momentan gesetzt werden, nichts gefunden (siehe nächstes Kapitel). Die Bootsfunde erlauben zwar einen ersten Beginn dieser maritimen Technik noch im 7. Jh., aber ihre wikingische Blüte beginnt erst nach einer langen Lücke im frühen 10. Jh. bzw. nach 900. Bei Betrachtung der harten Bauten- und Gräberevidenz ergibt sich mithin für die deutschen Forschungen bis in die 1930er Jahre eine *Danziger Siedlungslücke von 641-960*. Das Jahr 641 ergibt sich dabei aus dem konventionellen Todesjahr Heraklius I. (610-641), dem in Danzig gefundene Münzen zugewiesen werden konnten. Selbstverständlich können die Münzen auch aus dem Beginn seiner Regierungszeit stammen. Das Datum 960 wiederum für das Aufblühen der slawischen Siedlung urbanen Charakters ist tentativ gewonnen, weil Ibn Jakub sie bereits im Jahre 973 als imponierende Siedlung beschreibt. Hier ist ein Herangehen näher an das Jahr 900 selbstredend ebenso möglich wie bei Heraklius' Münzen an das Jahr 600.

Archäologische Abfolge des Weichseldeltas mit Fokus auf Danzig von der Spätbronzezeit bis zum 10. Jh. (deutsche Forschungen)

[Simson 1913, I; Bertram/LaBaume/Klöppel 1924; Keyser1972]

ab 10. Jh. *Von neuem kufische Münzen* neben ottonischen, englischen, Slawensiedlung dänischen etc. Jetzt Baureste, Gräber und seitdem **nie mehr unterbrochene Siedlung**. 973 von Ibn Jakob erwähnt und 997 vom Hl. Adalbert besucht. **Neukontakt mit Byzanz** (Seidenbrokat)

Rätselhafte Fundlücke ohne Siedlungsrest, ohne Gräber und ohne Bernstein vom frühen 7. bis zum 10. Jh.

Kufische Münzen ohne stratigraphische Verankerung und ohne irgendeinen Zusammenhang mit Siedlungsresten oder Gräbern werden auf 800, 750 (Oliva) und 723 (Meeresgrund) datiert.

bis frühes 7. Jh. Byzantinische Münzen von Theodosius II. (408-456) bis Heraklius I. Spätantike (610-641). Abwandernde Goten werden durch neue Ethnie (Slawen) ersetzt.

+100 bis +600 Dichte Besiedlung von Goten und Gepiden. „Gohtiscandza“ Gotenzeit aus Jordanes (+550)

ab Zeitenwende Münzen von Germanicus (14-19) bis Probus (276-282). Ausbau Römischer Einfluss der Bernsteinstraße (Moorbrücken). Aus Skandinavien kommende Goten ergänzen Ostgermanen.

ab -200 Eisenverhüttung in Oliva. Brandgrabengräber, Schilde, La Tène-Eisenzeit Schwerter, Bronzeschmuck

ab -300 Nachprägung einer Alexandermünze Hellenismus

ab -600 Steinkistengräber und Gesichtsurnen in mehr als 20 Fundstellen Hallstatt-Zeit

ab -1000/900 Frühgermanische Gräberfelder in Oliva, Brentau, Schönwärtling Jüngere Bronzezeit als Beginn einer 1500jährigen german. Siedlung bis ca. +600

ab -1130 Pfahlbauten im Weichseldelta Jüngere Steinzeit

Bernstein von der Weichselmündung in frühmykenischen Schachtgräbern (1580-1480) ohne entsprechende Siedlungsreste in der Weichselmündung selbst

III. Stratigraphie Danzigs im frühen Mittelalter: Die polnischen Grabungen

Die vorstehende archäologische Abfolge ist nicht an ein und derselben Stratigraphie gewonnen, sondern aus vielen verschiedenen Fundorten in und um Danzig rekonstruiert worden. Erst in polnischer Zeit sind im Bereich der heutigen Rechtstadt (Rathaus und Neptunbrunnen) und vorher schon der Altstadt systematische Ausgrabungen vorgenommen worden:

„Während die deutsche Forschung die ihr erwünschte Aufklärung über die Verhältnisse in Danzig vor der Einwanderung der Deutschen nur durch wiederholte sorgfältige Deutung der schriftlichen Überlieferung, dagegen nicht durch Ausgrabungen gewinnen konnte, vermochte die polnische Forschung diese in großem Umfange durchzuführen. Die Zerstörung vieler Teile der sog. Altstadt [...] ermöglichte es ihr, [...] den Boden aufzudecken und die Spuren der pomoranischen Burg und der ihr zugehörigen Siedlungen aufzusuchen“ [Keyser 1963, 316].

Die polnischen Ausgräber haben direkt auf die mysteriösen Siedlungslücken im frühen Mittelalter gezielt. Sie wollten dabei nicht nur die leeren drei Jahrhunderte vom 7. bis zum 10. Jh. füllen, sondern auch die Identität der Neusiedler ermitteln, die nach Abzug von Goten und Gepiden im späten 6. und frühen 7. Jh. das Danziger Gebiet übernommen haben. Waren es Balten – vor allem Pruzzen, die Namensgeber Preußens – oder Slawen?

„Die Regierung stellte erhebliche Mittel für die kostspieligen Grabungen bereit; es geschah dies deshalb, weil nachgewiesen werden sollte, dass von Anfang an die engsten Beziehungen zwischen Danzig und dem polnischen Staat bestanden hätten“ [Keyser 1963, 317].

Die politischen Motive waren gewiss vorhanden. Sie sind nach dem Sturz des marxistisch-leninistischen Regimes auch unumwunden eingeräumt worden. Kein Geringerer als der Direktor des Danziger archäologischen Museums, Henryk Paner [1997], hat bereits vor einem halben Jahrzehnt der wissenschaftlichen Redlichkeit eine Lanze gebrochen. Vor allem bei den rechtstädtischen Ausgrabungen waren jedoch schon sehr früh Wissenschaftler und nicht so sehr Ideologen am Werke. Unter ihnen ragt Andrej Zbierski heraus. Er hat für seine Ermittlung der Stratigraphie Danzigs auch den Respekt der vertriebenen deutschen Gelehrten gewonnen:

„Zbierski hat [...] einen umfassenden Überblick über die gesamten Ergebnisse der von ihm und anderen vor 1962 unternommenen Ausgrabungen geboten [Zbierski 1964, eine Art Frühfassung von Zbierski 1978, G.H.]. Jeder,

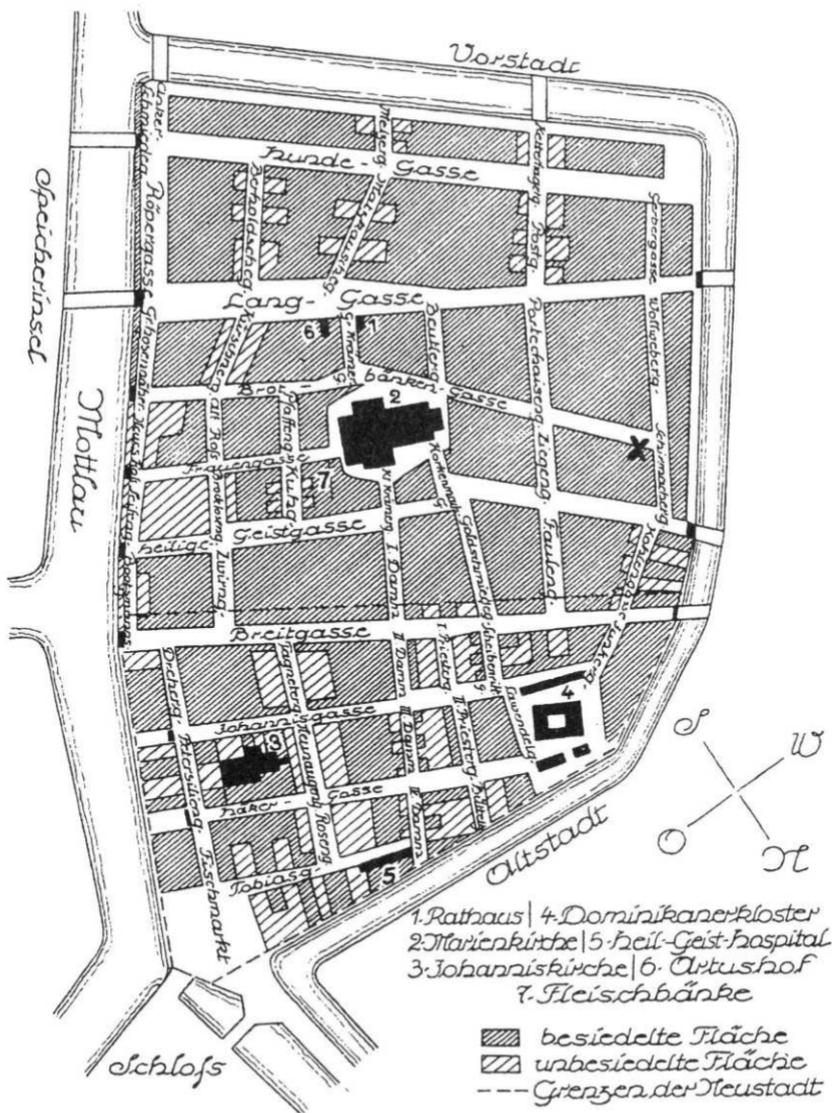
der sich über die Frühgeschichte Danzigs unterrichten will, muß künftig dieses dankenswerte Werk benutzen“ [Keyser 1967, 688 f.].

Zbierski hat vor allem im östlichen Teil der Langgasse am und unter dem Rathaus sowie an der heutigen Lage des Neptunbrunnens vor dem Artushof gearbeitet. Etwas weniger intensiv sind die Untersuchungen bei der Nikolai-kirche (Dominikanerkloster) ausgefallen. Aufgedeckt wurden bei diesen Grabungen Teile

„einer relativ starken Kulturschicht aus der 2. Hälfte des 9. *oder* dem Anfang des 10. Jahrhunderts. [...] Aber auch diese Siedlung scheint noch nicht die älteste gewesen zu sein, konnte man doch im Erdwall Teile einer noch älteren Besiedlung, die auf das 7. Jahrhundert zu datieren seien, finden. Die Siedlung des 9./10. Jahrhunderts wurde dann abgelöst durch eine spätere des 10.-12. Jahrhunderts, deren Überreste u.a. eine fortgeschrittene Handwerkskunst zeigen, da die ausgegrabenen Scherben einer nur mit der Töpferscheibe gefertigten Keramik angehören. Auf jeden Fall war sie befestigt durch eine starke Umwallung in der damals im slawischen Raum typischen Holz-Erde-Konstruktion, stellte möglicherweise, da keine Spuren von Tierdung gefunden wurden, eine Siedlung des Hafen-Handelstyps dar in der Nähe des alten Laufs der Mottlau und dürfte dann über einen Markt verfügt haben. Ihre räumliche Ausdehnung und Einwohnerzahl wird auf höchstens drei ha mit maximal 2000 Bewohnern geschätzt“ [Lingenberg 1982, 268; Fettkursivdruck hier und im Weiteren G.H.].

Die polnischen Ausgrabungen haben zum ersten Mal für Danzig eine frühmittelalterliche Stratigraphie erbracht. Die Lücke von 300 Jahren war damit jedoch nicht – wie allenthalben erhofft – gefüllt, sondern im Gegenteil erhärtet worden. Für die Zeit nach dem frühen 7. Jh. gibt es weder etwas von Pruzen noch von Slawen. Da ist einfach nichts, und das gilt auch für Münzen aus Kufa. Die Datierung der obersten Schicht als erster *urbaner* Stufe Danzigs in das späte 10. Jh. ergab sich aus den historischen Quellen (Canaparius, Ibn Jakub) wie auch daraus, dass daran anschließend die Siedlungsgeschichte bis heute komplett ist. Die Datierung der darunter liegenden Schicht in das 10. Jh. ist zwingend, wenn man den Anschluss an das *späte* 10. Jh. bzw. an das Jahr 960 der oberen Schicht nicht verlieren will.

Die Aussage „aus der 2. Hälfte des 9. oder dem Anfang des 10. Jahrhunderts“ in der Lingenbergschen Zusammenfassung der polnischen Forschungen für die Schicht direkt unter der ersten urbanen slawischen Schicht ist vorsichtig und nachvollziehbar gehalten. Man hätte sehr gerne bereits etwas im 9. Jh.,



Die Danziger Rechtstadt um 1360 [Keyser 1972, Beilage]. Die stratigraphisch orientierten polnischen Ausgrabungen erfolgten bei St. Nikolai (Dominikanerkloster bzw. Nr. 4) vor 1962 und noch einmal 2000 bis 2001 sowie – vor 1962 – zwischen Rathaus und Artushof an der Langgasse (zwischen Nr. 1 und Nr. 6). X = Beobachtungsstandort des Autors

um die 300-Jahreslücke wenigstens etwas verkürzen zu können. Man hat für die Zeit vor 960 aber nicht genug, um gleich 110 Jahre bis zurück auf 850 bestücken zu können. Gleichwohl wird aus dem 9. „oder“ 10. Jahrhundert bei anderen deutschen Autoren ein „9. bis 10. Jh. n. Chr.“ [etwa Siegler 1991].

Stratigraphie Danzigs im frühen Mittelalter (Langgasse – Rathaus und Neptunsbrunnen gemäß Zbierski [1978, 80 ff.]

Ab 1222 erstes erhaltenes Privileg für lübische Kaufleute; 1308 Eroberung Danzigs durch den Deutschen Ritterorden; dann ethnisch deutsch bis 1945

Erste urbane slawische Siedlung ab 960 10.-13. Jh.
(siehe vorstehenden Rekonstruktionsversuch)

Zweites Slawisches Dorf („IX.-X. Jh.“) frühes 10. Jh.

Rätselhafte Lücke vom 7. bis 10. / „IX.-X.“ Jh.

Erstes slawisches Dorf mit „Burgenkeramik“ 7. Jh.

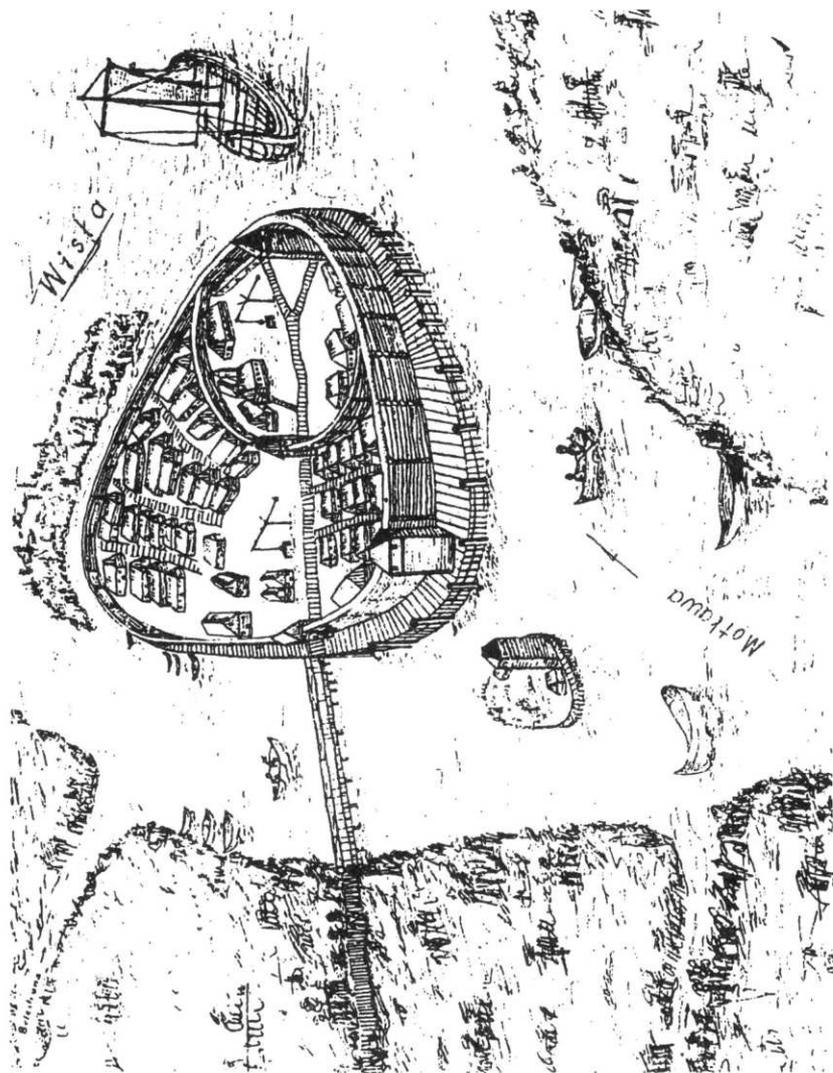
Abzug der germanischen Siedler im 5./6. Jh. (am Ort dieser Stratigraphie aber nicht präsent)

Die meisten Autoren präsentieren den realen Befund eines möglichen „oder“ als ein eindeutiges „und“. In den polnischen Arbeiten wird das fast durchweg als „IX-X. Jh.“ für das zweite slawische Dorf geschrieben [so auch Zbierski 1978, passim]. Danzig war dann eben

„bereits in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhundert **und** in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts ein bekanntes Zentrum der Hochsee- und Binnenschifffahrt, von Fisch- und Bernsteinverarbeitung“ [Babnis et al. 1997, 19].

Auf diese Bernsteinaussage wird im nächsten (IV.) Kapitel zurückzukommen sein.

Bei solchen Präsentationen des Grabungsbefundes ist keineswegs Fälschungsabsicht im Spiel. Die Gelehrten spüren wohl eher ein geradezu körper-



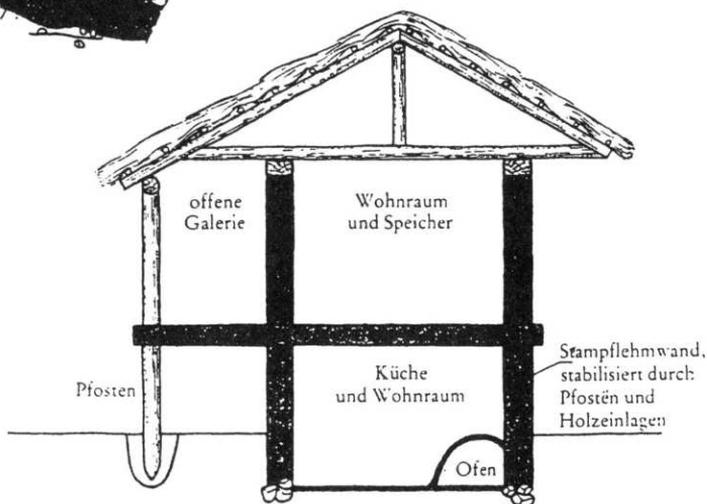
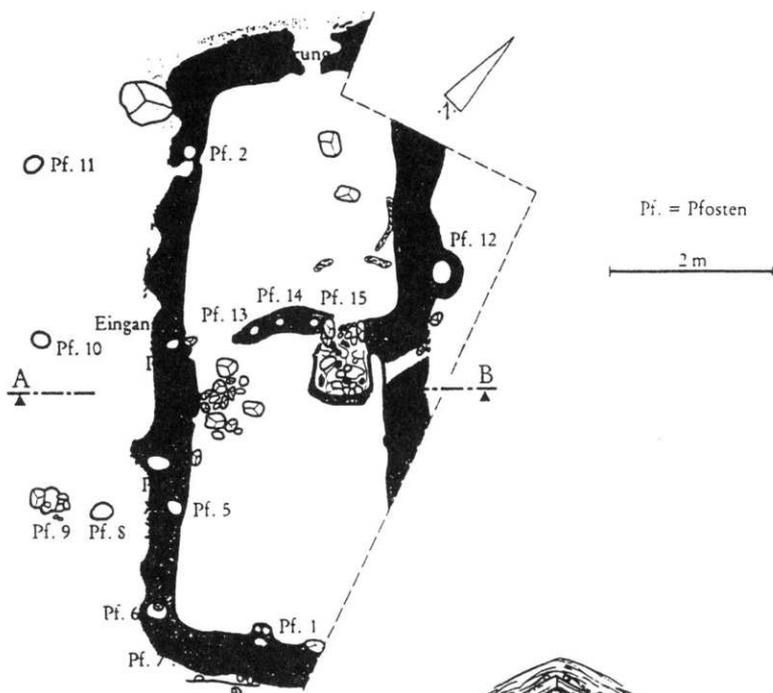
Rekonstruktionsversuch für die erste urbane slawische Siedlungsstufe Danzigs aus dem späten 10. Jh. bzw. ab 960 [Zeichnung von K. Nowalinska nach A. Zbierski aus Cieslak/Biernat 1995, 18].

liches Bedürfnis nach chronologischer Kontinuität, und ihren Lesern geht es ja nicht anders. Gleichwohl wird mit der Aussage „IX.-X. Jh.“ eine für über 100 Jahre ausreichende Fundmenge für das zweite slawische Dorf direkt unterhalb der Frühstufe der slawischen Burg suggeriert. Haben die Ausgräber aber wirklich so viel?

Die Antwort fällt eindeutig negativ aus. Der Ausgräber hat nämlich die Zeit von 850 bis 960 nicht aus der Masse seiner Funde begründet. Nicht diese erzwingen den Eintrag von 110 Jahren in die Chronologie. Er versucht eine derartige Argumentation nicht einmal ansatzweise. Vielmehr zitiert er – und das auch nur in einer Fußnote – den DDR-Archäologen Joachim Herrmann. Der hatte dem polnischen Kollegen mündlich und persönlich mitgeteilt, dass die Keramik des zweiten slawischen Dorfes der Keramik bei Schiffsfunden ähnelt [Lienau 1934] und ins „IX.-X. Jh.“ datiert werden könne [Zbierski 1978, 80, FN 20]. Schon diese Aussage verbietet es keineswegs, die real gefundene Keramik an das Ende dieses Zeitraumes, also in das 10. Jh. – sagen wir zwischen 920 und 960 – zu datieren. Und irgendeine Fundmenge, die mehr Jahre erfordern würde, ist ja nicht aufgefunden worden. Entscheidender aber ist, dass die deutschen Ausgräber der Zwischenkriegszeit [Bertram et al. 1924] die besagte Keramik keineswegs in das „IX.-X.“, sondern in das „XI-XIII.“ Jh. datiert haben [Zbierski 1978, 80, FN 20]. Das ist nun von einem 9. Jh. sehr weit weg und wird uns im übernächsten (VI.) Kapitel über das Danziger Umland noch interessieren müssen.

Die Stratigraphie Danzigs im frühen Mittelalter unter dem Zentrum der Langgasse hört nun aber nicht beim frühen 10. („IX.-X.“) Jh. auf, sondern geht dann chronologisch rückwärts nach einer fundlosen Zeit von 300 Jahren direkt in das 7. Jh. des ersten slawischen Dorfes über. Die Reste dieses frühen slawischen Dorfes haben sich im Material für den Erdwall der späteren Siedlung gefunden. Sie bestätigen einmal mehr die so schmerzlich empfundene Chronologielücke von 300 Jahren. Aber diese Reste stehen rein technologisch auch für den unmittelbaren historischen Übergang vom 7. in das 10. Jh., weil es sich bei diesen Relikten um die sogenannte Burgenkeramik handelt. Die bereits beschriebene Tendenz [Zeller 1996], ein und dieselbe Keramik der Slawenburgen einmal in das 9./10. und ein andermal in das 6./7. Jh. zu datieren, zeigt ja das Ringen der Ausgräber mit einem Grabungsbefund, den sie über einen extremen Zeitraum strecken müssen, für den sie nichts können, sondern der ihnen von der Chronologie vorgegeben ist.

Die Ausgrabungen bei Sankt Nikolai (Kirche des abgerissenen Dominikanerklosters) haben die frühmittelalterliche Chronologielücke Danzigs bestä-



Wohnhaus aus dem bulgarischen Krivina mit einer typisch spätantiken Tiefparterreanlage des 7. Jhs., aber mit einer Datierung in das 10. Jh. [Hermann 1986b, 45].

tigt. In den Arbeiten vor 1962 fand man kontextfremde Keramik aus dem 5. zusammen mit solcher aus dem 10. Jh., während für die Zeit dazwischen nichts vorzuweisen war [Zbierski 1978, 94]. Bei St. Nikolai sind die Grabungen im Jahre 2000 wieder aufgenommen worden und der Bericht über die erste Saison liegt vor. Man hatte erst einmal nur bis in das 11. Jh. zurückgegraben [Golembnik 2001]. Die bei Abfassung des Manuskripts noch andauernde zweite Saison ist auch in der Hoffnung begonnen worden, endlich etwas für die dunklen Jahrhunderte zu finden. Man weiß mittlerweile, dass man damit gescheitert ist. Vor dem 10. Jh. war nichts vorhanden. Es bleibt bei der Danziger Lücke zwischen byzantinischer Spätantike des 6./7. Jh. – mit slawischer Burgenkeramik hier und dort – und dem 10. Jh. mit seiner unbestrittenen slawischen Besiedlung.

Der Danziger Nikolaibefund erinnert frappant an die Musterstratigraphie eines anderen, aber weit entfernten slawischen Territoriums. Es geht um die bulgarische Siedlung Krivina [dazu bereits Weissgerber 2001, 92 f.]. Sie wird in typischer Manier der Chronologienöte als altbulgarische Siedlung des „7. bis 10. Jh.“ [Herrmann 1986b, 45] bezeichnet. In der über Münzen datierten Ortsstufe aus dem 10. Jh. verblüfft

„das Fortleben antiker Bautraditionen. Im Untergeschoß lagen Küche, Wirtschafts- und Wohnraum, oben Wohnraum und Speicher. [...] Die Siedlung war in den Ruinen des antiken Kastells Iatrus angelegt worden“ [Herrmann 1986b, 45].

Byzantinische Münzen aus dem 10. Jh. haben – wenn man so will – das Obergeschoss der Häuser in das 10. Jh. verbracht, während das Tiefparterre durch die Basis des spätantiken Kastells aus dem 7. Jh. 300 Jahre früher datiert werden musste bzw. auf rätselhafte Weise eine angeblich drei Jahrhunderte verschüttete Bautradition von neuem aufgegriffen hat. Auch die landwirtschaftlichen eisernen Geräte aus Krivinas 10. Jh. wurden auf „antiker Grundlage“, also nach 300 Jahre älteren Modellen entwickelt [Herrmann 1986a, 31, Abb. 17], ohne dass irgendwelche Zwischenstufen ermittelt werden konnten.

IV. „Leitfossil“ Bernstein und die chronologische Lücke

Die polnischen Ausgräber haben sich über die fehlenden Funde für 300 Danziger Jahre ebenso wenig beruhigen können wie ihre deutschen Vorgänger. Sie haben deshalb an einem Leitgut geprüft, ob nicht wenigstens mit diesem die drei Jahrhunderte irgendwie gefüllt werden können. Sie haben also noch einmal alle Bernsteinfunde gesichtet. Aber auch für dieses wichtigste Haupt-

handelsgut des slawischen Danzig musste eingeräumt werden, dass es vom „7. Jh. bis zum 10. Jh.“ schlichtweg fehlt [Luka 1978, 56].

Niemand kann für diese verblüffende Unterbrechung der Bernsteinbearbeitung auch nur die Andeutung einer Erklärung geben. Sie wird sehr schön deutlich im Bernsteinchronologiesaal im 1. Stock des archäologischen Museums zu Danzig (*Muzeum Archeologiczne w Gdansku*). Nach einer Vitrine mit aufwendigen Bernsteinrundperlen – und raffinierten Metallfibern – aus der Zeit von 375 bis 570 folgt im Fach für die Zeit von 570 bis 980 lediglich eine Kollektion unbearbeiteter Brocken nebst zwei Rundperlen, wobei diese Bernsteinfunde aus Zoppot durchaus an das Ende der 410-jährigen Zeitspanne, also in das 10. Jh. gehören können. Sie werden ja ungemein vage in das „VIII./IX.-X. Jh.“ platziert. In der Vitrine für die Zeit von 980-1300 sind dann wieder Bernsteinbearbeitungen in vielen Formen, Größenordnungen und Bearbeitungstechniken zu bewundern.

Der Saal mit den Vitrinen der generellen Technologieentwicklung liegt im 2. Stock des Danziger archäologischen Museums und deckt die Zeit vom 6. bis zum 13. Jh. ab. Es beginnt in der ersten Vitrine mit prächtigen Waffen und Gerätschaften aus Bronze und Eisen des „VI.-VII. Jh.“ Im mittleren Fach der zweiten Vitrine geht es von byzantinischen Münzen des „VI.-VII. Jh.“ dann aber direkt und unvermittelt über auf Funde des „X. Jh.“. Das frühe Mittelalter ist so vollkommen abwesend, dass man ihm gar nicht erst ein eigenes Vitrinenfach gewidmet hat. Die Werkzeuge und Waffen aus Bronze und Eisen in der nächsten Vitrine für die Zeit ab dem frühen 11. Jh. sehen dann erstaunlicherweise wieder ganz ähnlich aus wie die aus dem 6./7. Jh., so dass von der Technologieevolution her alles für einen Übergang aus dem 7. direkt in das 11. Jh. spricht.

Danziger Archäologen haben übrigens auch im Sudan gegraben. Im Eingangsbereich des archäologischen Museums (Hochparterre) ist ein besonderer Saal den dabei gemachten Funden gewidmet. Man hat sich vor allem auf die Chronologie des nubischen Frühchristentums konzentriert. Exemplarisch werden Funde aus der Stadt Faras gezeigt. Diese weisen allerdings eine schmerzliche und bisher nicht erklärte Lücke auf. Nach Friesen und Öllampen, die in das „VI.-VIII. Jh.“ datiert werden, reißt eine Lücke von 300 Jahren auf. Erst im „XI./XII. Jh.“ geht es dann mit Wandmalereien und Öllampen weiter. Auch in der libanesischen Musterstratigraphie Byblos [Heinsohn 1998] sowie in der Synagogenchronologie Israels/Palästinas ist ja für dieselbe Periode eine fundleere Zeit zu beklagen [Heinsohn 1999; 2000]. Die Annahme englischer Forscher, dass die Fundarmut des frühmittelalterlichen Europa durch Einschläge von Meteoritenschwärmen herbeigeführt worden sei, der komplet-

te frühmittelalterliche Zeitraum der herrschenden Lehre mit Funden beispielsweise aus dem Nahen Osten jedoch problemlos gefüllt und somit bewiesen werden könne, bestätigt sich für das – von Danzigern ergrabene – Nubien bisher nicht.

V. Liefern Dörfer aus dem Umfeld Danzigs Funde für die drei Jahrhunderte, die in der Stadt selbst leer bleiben?

Spricht man mit den jungen Spezialisten vor Ort, hört man sehr schnell, dass nicht nur in, sondern auch um Danzig herum archäologische Funde, die zweifelsfrei zwischen die Spätantike des frühen 7. Jh. und das frühe 10. Jh. datiert werden können, schwer nachweisbar sind. Was bisher für diese Zeit in die Bücher geschrieben worden ist, sei veralteten Methoden geschuldet. Das müsse auf den Prüfstand und neu zugeordnet werden. Ungeachtet dieser Warnungen soll hier referiert werden, was man aus dem Danziger Umland einmal in die fragliche Zeit datiert hat. Schließlich stehen diese Befunde auf Papier, mit dem bedeutungsvoll gegen die Chronologiekritiker gewedelt werden dürfte – zumindest von Leuten, die sich nicht vor Ort kundig machen.

Von allen Plätzen aus Danzigs Umland mit einer momentanen Datierung in die dunklen Jahrhunderte ist ein mit Palisaden befestigter Hügel bei Zoppot der am besten rekonstruierte. Ein Modell wird im archäologischen Museum gezeigt. Die Datierung lautet auf „VIII.-IX. Jh. (?)“ [Luka 1978, 43]. Mit dem Fragezeichen wird selbst für diese Siedlung eingeräumt, dass die Datierung unsicher ist. Das liegt auch daran, dass ganz ähnliche Hügelumwallungen – etwa in Podjazdy – in das „XI.-XIII. Jh.“ datiert werden [Tuszynska 1997, 13]. Für Zoppot selbst wiederum bliebe unerfindlich, warum der ideal gelegene Hügel gerade ab dem 10. Jh., als die Weichselmündung um das nun urbane Danzig aufblüht, nicht mehr genutzt worden sein soll.

Es werden aber weitere befestigte Plätze momentan noch in die dunkle Zeit datiert. Aufgrund von Keramikfunden, die durch die ursprünglichen deutschen Ausgräber in das 11.-13. Jh., durch den DDR-Archäologen Herrmann dann jedoch ins „IX.-X. Jh.“ datiert wurden, werden folgende Hügelplätze stereotyp in das „IX.-X. Jh.“ datiert: Gruczno, Janiszewy, Krepa Kaszubska, Lubiszewo, Luzino, Orunia, Otomin, Podzamcze und Skarszewy. Für all diese Orte gilt, dass sie selbst bei der momentanen Datierung in das 9. oder das 10. Jh. gehören können. Mit dem zweiten Datum landen sie in einem unbestrittenen Chronologiebereich. Einen wirklich harten Beweis für das 9. Jh. hingegen liefern sie gerade nicht.

Für die Hügelbefestigung in Bedargowo wird nicht „IX.-X.“, sondern „VIII./IX.-1. Hälfte X. Jh.“ angegeben [Luka 1978, 40]. Die bewusste Vagheit dieser Aussage soll kenntlich machen, dass man unsicher darüber ist, ob hier wirklich mehr gesagt werden kann als das übliche „IX.-X. Jh.“ der DDR-Archäologie (also das 11.-13. Jh. der deutschen Ausgräber aus der Zwischenkriegszeit).

Schließlich werden unbefestigte Ortschaften angeführt, die jetzt noch in die dunklen Jahrhunderte platziert werden [Luka 1978, 40-43]:

Ciechocino („VIII.-XII. Jh.“)	Gniew („VIII.-IX. Jh.“)
Juszkowo („VIII.-X. Jh.“)	Kopalino („VIII.-IX. Jh.“),
Legowo („VIII.-XI. Jh.“),	Malary („VIII.-XI. Jh.“),
Oliwa („VII.-IX. Jh.“),	Pieleszewo („VIII.-IX. Jh.“),
Skowawarcz („VIII.-XII. Jh.“),	Stary Wiec („VIII.-XII. Jh.“),
Swiety Wojciech („VIII.-X. Jh.“),	Zabornia („VIII.-X. Jh.“).

Für sämtliche Orte gilt, dass in ihnen nur Oberflächenuntersuchungen vorgenommen wurden. Dass Siedlungsschichten für 200-500 Jahre auch stratigraphisch eingelöst werden können, behauptet also niemand. Als besonders rätselhaft gilt, dass die Mehrheit dieser Dörfer gerade dann verschwinden soll, als die Städte der Weichselmündung im 11./12.-14. Jh. mächtig aufblühen und mit landwirtschaftlichen Produkten versorgt werden müssen. Es entstehen ja nicht plötzlich andere Dörfer, aus denen die hungrigen Städter versorgt werden können.

An sechzehn Plätzen des Danziger Umlandes sind immerhin Sondagen vorgenommen worden, also mehr als das bloße Oberflächenbesammeln oder eine hastige Rettungsaktion vor dem Bulldozer. Und von diesen sechzehn Untersuchungen einer etwas größeren Genauigkeit werden lediglich drei unzweideutig in die dunkle Zeit gesetzt. Angaben der Art „IX.-X. Jh.“ bleiben dabei außer Betracht, da sie sich ja auch für das herrschende Verständnis auf das 10. Jh. beziehen können und von den früheren Danziger Ausgräbern sogar als 11.-13. Jh. geführt wurden.

Zu den drei verbleibenden Sondagen gehört die bereits erwähnte Hügelumwallung bei Zoppot. Mit seiner Fragezeichendatierung „VIII.-IX. Jh. (?)“ [Luka 1978, 43] ist der Ort auch bisher schon so schwimmend eingeordnet, dass niemand eine Beweisführung auf ihn stützen möchte. Für Pelplin-Maciejewo wird das „VII.-VIII. Jh.“ [ebd., 42] genannt. Dabei ist das frühe 7. Jh. der byzantinischen Zeit unstrittig und liegt vor der von Illig vorgeschlagenen Chro-

nologiekürzung. Dass die Funde dann so massiv wären, dass sie auch ein „VIII. Jh.“ noch benötigen, wird nicht zu belegen versucht.

Am Ende bleibt lediglich die Sondage von Sobieczyce, das ins „VIII.-X. Jh.“ [Luka 1978, 43] verbracht wird. Auch diese Aussage fällt vage aus. Dass die Funde zahlreich genug wären, um mehr als das 10. Jh. zu benötigen, wird nicht gesagt. Überdies stellt sich für dieses Dorf wieder die Frage, warum es im 11. Jh. nicht mehr existent sein soll, als der Bedarf der Städte anzuziehen beginnt. Die Datierung „VIII.-X. Jh.“ enthält das stereotype „IX-X.“ der DDR-Keramikdatierer, mit dem das 11.-13. Jh. der früheren Ausgräber ersetzt wurde. Es ist aber die ursprüngliche Zeitangabe des 11.-13. Jh., mit der man sich die wenigsten Widersprüche einhandelt. Sie macht Sinn, weil sie zum Aufstreben der Städte passt, das genau in diesen Zeitraum gehört.

Wer eine Beweisführung für die Existenz der in Frage gestellten drei Jahrhunderte auf das Danziger Umland stützen will, stößt schon jetzt auf deutliche Zweifel der Forscher vor Ort. Vor allem jedoch kann er ohne positiven *stratigraphischen* Befund aus dem Umland den unstrittigen stratigraphischen Lückenbefund in Danzig selbst nicht aushebeln. Wer dennoch mit dem Umland arbeiten will, wird Waffengleichheit akzeptieren müssen. Die Ausgräber hätten also zu prüfen, ob sie alle ergrabenen Siedlungsschichten auch dann noch bequem unterbringen können, wenn sie mit einer Chronologie auskommen müssen, die dreihundert Jahre kürzer ist. Man würde ihnen zwischen 300 und 1200 nicht 900, sondern nur noch 600 Jahre zur Verfügung stellen. Erst wenn in diese 600 Jahre nicht hereinpasst, was man für den Zeitraum zwischen dem konventionellen Jahr 300 und dem konventionellen Jahr 1200 ergraben hat, kommen die Chronologiekürzer in Schwierigkeiten. Und diese Funde müssen wirklich ergraben werden. Sie können nicht durch moderne astronomische Berechnungen oder Schätzungen über denkbare vergangene Himmelsereignisse ersetzt werden.

VI. Fazit

Es sieht aus dem Blickwinkel der deutschen und mehr noch der stratigraphisch orientierten polnischen Forschungsarbeit für das frühslawische Danzig so aus, als ob drei frühmittelalterliche Jahrhunderte zwischen dem 7. und 10. Jh. nicht existiert haben. Wie für den gesamtslawischen Raum Texte aus dieser Zeit gänzlich fehlen [Heinsohn/Sidorczak 2001], so sind jetzt für die zentrale Siedlung an der Ostsee selbst Materialien dauerhafterer Art unauffindbar geblieben. Der Versuch, diese Chronologielücke mit Funden aus um-

liegenden Dörfern zu schließen, erscheint verständlich, scheitert aber am Fehlen stratigraphisch untermauerter Sequenzen. Die Aufforderungen der jüngeren polnischen Fachleute vor Ort, die Datierungen aus der Nachkriegszeit mit Vorsicht zu behandeln, weisen in dieselbe Richtung. Sicher ist man sich dort nur für die Zeit bis zum Ende der Spätantike und dann wieder ab dem 10. Jh., während alles andere auf den Prüfstand gehöre. Von daher kann mit dem harten stratigraphischen Befund des Weichseldeltas der Illigsche Vorschlag einer Kürzung des frühen Mittelalters um drei Jahrhunderte [Illig 1998; 1999] nicht abgewiesen werden.

P.S. Für Beschaffung und Auswertung der polnischsprachigen Literatur sowie den Zugang zu Museen und Ausgrabungsplätzen danke ich Joanna-Maria Sidorczak.

Literatur

- Babnis, M., Kuklinski, J., Nowak, Z., Sawicki, J.K. (1997), *Dyament w kronie / The Diamond in the Crown / Der Diamant in der Krone*, Gdansk & Gdynia
- Bertram, H., LaBaume, W., Klöppel, O., Hg. (1924), *Das Weichsel-Nogat-Delta: Beiträge zur Geschichte seiner landschaftlichen Entwicklung, vorgeschichtlichen Besiedlung und bäuerlichen Haus- und Hafenanlagen*, Danzig
- Cieslak, E., Hg., (1978), *Historia Gdanska: Tom I do roku 1454*, Gdansk
- Cieslak, E., Biernat, C. (1995), *History of Gdansk*, Gdansk
- Geisler, W. (1918), *Danzig, ein siedlungsgeographischer Versuch*, Halle a.d. Saale
- Golembnik, A., Hg. (2001), *Badania archeologiczne terenu przyslego centrum Dominikanskiego w Gdansku. Sezon 2000*, Warszawa
- Heinsohn, G. (1998), „Byblos von +637 bis 1098 oder: Warum so spät zum Kreuzzug?“, in *ZS*, Nr. 1, S. 113-116
- Heinsohn, G. (1999), „Frühes Mittelalter und das jüdische Leben in Palästina: Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur archäologisch wirklich auffindbar?“, in *ZS*, Nr. 3, S. 356-388
- Heinsohn, G. (2000), „Jerusalems frühmittelalterliche Synagogenabfolge“, in *ZS*, Nr. 1, S. 53-58
- Heinsohn, G. (2001), „Gibt es wirklich keinen Zusammenhang zwischen dem Ortsnamen Gothiscandza des Jordanes aus dem 6. Jh. und Danzigs Namen Gyddanyzc aus dem 10. Jh.?“, in Vorbereitung
- Heinsohn, G., Illig, H. (1999³), *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt* (1990¹), Gräfelting
- Heinsohn, G., Sidorczak, J.-M. (2001), „Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter?“, in *ZS*, Nr. 2, S. 200-212

- Herrmann, J. (1986a), „Die Slawen der Völkerwanderungszeit“, in J. Herrmann, Hg., *Welt der Slawen: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München
- Herrmann, J. (1986b), „Wegbereiter einer neuen Welt – die Welt der Staaten und Völker des europäischen Mittelalters“, in J. Herrmann, Hg., *Welt der Slawen: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter* (1992¹), München-Düsseldorf
- Illig, H. (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- Keyser, E. (1928²), *Danzigs Geschichte*, Reprint o.J. bei Danziger Verlagsgesellschaft Paul Rosenberg, Hamburg
- Keyser, E. (1963), „Die polnischen Ausgrabungen in Alt-Danzig“, in *Zeitschrift für Ostforschung*, Bd. 12, S. 315-339
- Keyser, E. (1967), „Neue polnische Forschungen zur Geschichte Danzigs und PommereLLens bis zum 13. Jahrhundert“, in *Zeitschrift für Ostforschung*, Bd. 16, S. 676-691
- Keyser, E. (1972), *Die Baugeschichte der Stadt Danzig*, Köln · Wien
- Lienau, O. (1934), *Die Bootsfunde von Danzig-Ohra aus der Wikingerzeit*, Danzig
- Lingenberg, H. (1982), *Die Anfänge des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschen Stadt Danzig*, Stuttgart
- Luka, L.J. (1978), „Ziemia Gdanska w okresie wczesnosredniowiecznym – od VII w. do polowy X w.“, in E. Cieslak, Hg., *Historia Gdanska: Tom I do roku 1454*, Gdansk, S. 27-68
- Paner, H. (1997), „Z badan archeologicznych Gdanska“, in *Rocznik Gdanski*, Bd. LVII, S. 7-36
- Siegler, H.G. (1991), *Danzig: Chronik eines Jahrtausends*, Düsseldorf
- Simson, P. (1913-18), *Geschichte der Stadt Danzig bis 1626*, 3 Bände, Reprint bei Scientia Aalen, 1967
- Tuszynska, M. (1997), „Z pradziejow gminy Suleczyno“, in H. Paner, Hg., *Na szlaku Gotow*, Gdansk
- Weissgerber, K. (2001), „Zur bulgarischen Pantomzeit I“, in *ZS*, Nr. 1, S. 73-102
- Zbierski, A. (1962), „The Early Medieval Gdansk in the Light of Recent Researches“, in *Kwartalnik Historii Kultury Materialnej*, Bd. 10, Nr. 1-2, Ergon III, S. 418-434
- Zbierski, A. (1964), *Port Gdanski na tle miasta w X-XIII wieku*, Gdansk
- Zbierski, A. (1978), „Gdansk w okresie panowania krolow polskich I ksiazat pomorskich – od IX w. do XIII w.“, in E. Cieslak, Hg., *Historia Gdanska: Tom I do roku 1454*, Gdansk, S. 71-265, 331-334
- Zeller, M. (1996), „Die Nordwestslawen im Frühmittelalter“, in *ZS*, Nr. 4, S. 499-524

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer

Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim

Gunnar Heinsohn

Von allen Pfalzen Karls d.Gr. hat Ingelheim wegen der Erwähnungen in den einhardischen Legenden (*Vita Caroli Magni*) immer schon die Phantasie von Professoren und Politikern beflügelt. Kaiser Wilhelm II. hatte sogar vor, „seinem großen kaiserlichen Vorbild durch eine Rekonstruktion der Pfalz zu Ingelheim die Ehre zu erweisen und sich ein angemessenes Denkmal zu setzen“ [Kauntz 2001, 9]. Der Beginn des Weltkrieges machte diesem großartigen Vorhaben schon im Jahre 1914 ein Ende. Die Historiker haben allerdings noch weitere fünfzig Jahre an der mächtigen Pfalz aus dem Jahre 787 festgehalten. Sie ist dabei immer prächtiger und größer geworden. Erst in den 1960er Jahren setzen Zweifel ein [Sage 1965, 323 ff.; dazu Illig 1998, 213].

Mittlerweile ist Ingelheim längst die europäische Musterausgrabungsstätte für die gesamte Karolingerzeit geworden. Zur Bestürzung der Fachgelehrten sind schlimmste Befürchtungen der Karlsverehrer wahr geworden. Scharlatanische Karlsbezwefler – ver- und angeführt vom Herausgeber dieser Zeitschrift –, so grämt man sich, werden nun auch noch das ehrwürdige Ingelheim mit Beschlag belegen. Denn das

„von den Geschichtsbüchern vermittelte Modell einer ‚karolingischen Pfalz‘ als wehrhafte quadratische Anlage mit dreischiffiger ‚aula regia‘ und mehreren Säulenhöfen hat sich mit den heutigen Befunden als nicht vereinbar erwiesen. So entstand die, allerdings einschiffige Saalkirche erst im 10. Jahrhundert“ [Kauntz].

Niemand weiß, wo Ludwig der Fromme, der zwischen 817 und 840 zehnmal in Ingelheim residiert haben soll, den Pflichten des Gottesdienstes nachkommen konnte.

Auch Befestigungsanlagen aus einer Karlszeit konnten nicht gefunden werden: „Hohe Stadtmauern [...] sind erst in der Stauferzeit entstanden“ [Kauntz], also ab dem 11. Jh.

Eine einzige Münze – aus Gold übrigens – wurde ergraben. Sie soll auf dem freien Markt 200.000 DM bringen und zu Karl gehören. Allerdings stammt sie aus Arles. Obendrein ist das Stück ein Unikat, so dass es mit anderen Münzen nicht verglichen werden kann. Schlimmer noch: Da die Münze „mit einem recht missglückten Porträt Karls“ [Kauntz] versehen ist, macht ihre Zuordnung doch gewisse Schwierigkeiten. Genau!, möchte man hinzufügen, wo man doch sonst so treffende Konterfeis des Europaeinigers hat.

Alle Hoffnungen für die Ingelheimer Karlszeit richteten sich nun auf die „*aula regia*“. Eine Säulenhalle gibt es in Ingelheim tatsächlich. Leider ist sie nicht dreischiffig, wie die Historiker glauben machen wollten, sondern einschiffig. Das jedoch beunruhigt noch am wenigsten. Viel unheimlicher mutet an, dass die Reste dieses Baus aus jedem denkbaren Blickwinkel römisch aussehen. Die Bestandteile der Aula sprechen mithin eher für das 4. bis 6. als für ein karolingisches 8. Jh.: „Die Säulen des Säulenhofes könnten [...] Teile eines repräsentativen Baus aus dem römischen Mainz gewesen sein“ [Kauntz]. Der verwendete Stein kommt aus dem „Odenwald, wo die Römer schon Steinbrüche betrieben hatten“ [Kauntz]. Auch die „Bodenplatten aus Marmor und Porphyrt“ [Kauntz] wirken gut römisch.

Für die Römerzeit sprechen noch weitere Indizien. Denn Vorbild der Aula ist so gut wie zweifelsfrei ein Römerbau aus dem imperialen Trier des 4. Jh. gewesen:

„Der Architekt der einschiffigen, 40,5 Meter langen und 16,6 Meter breiten ‚*aula regia*‘ [...] musste Kenntnisse von der aus dem vierten Jahrhundert stammenden Trierer Konstantinsbasilika gehabt haben. Denn die Maße in Länge und Breite der Ingelheimer Aula ergeben, um den Faktor 1,8 multipliziert, das Abbild des Trierer Vorbildes“ [Kauntz].

Den stärksten Hinweis gegen die Verortung der Aula in eine Karolingerzeit liefert jedoch ein eher unscheinbares Element des Gebäudes. Es handelt sich um die Substanz zwischen den Steinen. Die Aulabauer verwendeten nämlich

„hydraulischen Kalkmörtel, der als ‚*opus signinum*‘ zu römischer Zeit unseren Beton ersetzte und mit einem Zuschlag von Ziegelmehl versehen wurde“ [Kauntz].

In seiner *Naturgeschichte* [XXXV: 165] hatte Plinius diesen Mörtel als „eine der großartigsten Erfindungen der Menschheit“ eingestuft – mit Recht, wenn man die imponierenden Kuppelbauten der Kaiserzeit in Betracht zieht, deren Spannweiten à la Pantheon aus dem 2. Jh. erst im 15. Jh. wieder erreicht wurden. Vom -1. Jh. bis zum +3. Jh. erstreckt sich die Hauptepoche der Verwendung von *opus signinum*. Das Wissen über die Herstellung dieses römischen Betons war allerdings im rheinhessischen Gebiet Ingelheims „in der Völkerwanderungszeit [5./6. Jh.] verloren gegangen“ [Kauntz]. Deshalb konnte der Aulamörtel auch nicht aus der ersehnten Karlszeit des 8. Jh. stammen.

Die Ingelheimer Aula bestand also nach Bauplan, Säulen, Bodenbelag und Mörtel aus römischem Stoff. Während die einschiffige Kirche Ingelheims dem Frühmittelalter nach vorne in das 10. Jh. entflocht war, machte sich nun die Aula nach hinten in die Spät Römerzeit des 5. Jh. davon. Damit wären weitere und überdies ungemein harte Belege gegen die Existenz einer Karlsepoche erbracht. Oder doch nicht?

Gerd Rupprecht, der rheinland-pfälzische Landesarchäologe und oberste Mediävist für Ingelheim, sieht gerade im Mörtelbeweis gegen die Karlszeit das stärkste Argument für den Kaiser, den er bald mit „einem noch zu schaffenden ‚Pfalzmuseum‘“ ehren möchte [Kauntz].

Der römische Betonmörtel spreche – so Rupprecht – nicht einfach nur ein weiteres mal für die schiere Existenz des fränkischen Fürsten, sondern liefere obendrein einen bisher nicht bekannten Beweis für das allerdings längst unstrittige Ausnahmegenie dieses Manne. Und ein bisschen was von diesem Licht fällt ja auch auf den Landesarchäologen. Schließlich hatte noch niemand aus der Mediävistenzunft Karl als Wiederentdecker des ‚opus signinum‘ erkannt oder auch nur ins Auge gefasst. Gewiss schlagen zahllose Großtaten für ihn zu Buche, aber in den Ritzen zwischen Steinen, geradezu im Dreck hatte noch keiner nach dem Ausnahmegelehrten aus Franken gefahndet. Bremens führender Karlsforscher, Dieter Hägermann [2000], hat gerade über 700 Seiten über den Erbauer Ingelheims vorgelegt, aber zum Mörtel schweigt er. Da kommt Gerd Rupprecht natürlich ganz weit nach vorne.

Karl der Bauherr, so vermutet also Rupprecht, hat nicht nur für die römischen Baupläne aus Trier, sondern auch für die mauerseitige „Ausführung sich des Rates und der Mitarbeit auswärtiger Fachleute bedient, eben in der Weise eines europäisch denkenden und handelnden Herrschers“ [Kauntz].

Wie lange man in Ingelheim noch graben kann, „hängt vom Zufluß weiterer Gelder ab“ [Kauntz]. Auch in den *Zeitensprüngen* soll eine Lanze für die generöse Finanzierung der Archäologen gebrochen werden. An nichts soll es mangeln den Mitgliedern des vielversprechenden und – ganz im Sinne des Kaisers – „europäischen Teams von Studenten und Fachpersonal“ [Kauntz]. Immerhin sind gänzlich unerwartete Forschungsaufgaben hinzugekommen. Wo hat das römische Betongehemnis Jahrhunderte überwintert? Warum beharrte der große Kaiser gerade auf *opus signinum*? Wie konnte er auf einen Stoff versessen sein, den ja niemand kannte? Wer waren die geheimnisvollen Mörtelchemiker, die nach Ingelheim beordert wurden? Wo kamen sie her und – mehr noch – wo eilten sie dann hin? Warum hat sich das Wissen über den Spezialmörtel nach Ingelheim wieder verflüchtigt? Warum hat Karl den Stoff nicht für ein noch größeres Pantheon verwenden lassen? Wollte er sich wirklich nur in Rheinhessen als Kaiser aller Maurer verewigen? Wird hier gar eine dämonische Seite des Imperators sichtbar, der die Mörtler noch in Ingelheim erwürgen ließ, damit kein anderer Grande den Ruhm des *opus signinum* an seine Fahnen heften konnte? Müsste dann nicht auch vor Ort nach den Skeletten dieser raren Meister gesucht werden? Fragen über Fragen, für deren Beantwortung beim Budget nun wirklich nicht geknauert werden sollte.

Literatur

- Friedrich, R. et al. (1998): *Karl der Große in Ingelheim*; Ingelheim
- Hägermann, D. (2000), *Karl der Große: Herrscher des Abendlandes. Biographie*, Berlin · München
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter* (1992¹), München-Düsseldorf
- Kautz, E. (2001), „Griff ein Dienstbote in Karls Schmuckschatulle? Die rheinhessische Pampa entdeckt ihre Geschichte“, in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. August, S. 9
- Sage, W. (1965), „Zur archäologischen Untersuchung karolingischer Pfalzen in Deutschland“, in W. Braunfels et al., *Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben*, Bd. 3: *Karolingische Kunst*, Düsseldorf, S. 323-335

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum



Der Ingelheimer „Saal“, Holzschnitt aus Sebastian Münster, *Cosmographia Universalis*, Basel 1544 [Friedrich et al. 1998, 27]

Ingelheim – karolingisch oder römisch ?

Heribert Illig - Günter Lelarge

Die Pfalz in Ingelheim ist vielleicht das letzte markante Bauwerk, das man immer noch unbestritten den Karolingern zuschreibt. Anders als jene Kirchen, die ohnehin ottonischen zum Verwechseln ähnlich sehen, geht es hier um einen großen Baukomplex, der heute von dem Ort Nieder-Ingelheim überbaut, aber stellenweise ausgegraben und damit sichtbar ist. Das Viertel wird heute noch „Im Saal“ genannt. Es handelt sich ursprünglich um ein annäherndes Quadrat von 99,50 x 91,50 m Seitenlänge, dem ein Halbkreis(bau) mit einem Durchmesser von 87 m angefügt ist [Binding 105]. Diese *Exedra* wird auf Grund ihrer Mauerstärke zweistöckig und wegen einer vor Ort gefundenen Säulenbasis mit vorgelagertem Säulenumgang rekonstruiert. An sie schließt direkt, aber nun schon auf dem Quadrat, eine *Kirche* mit *Atrium* an, an das die *Palastaula* stößt. Sie bildet die südwestliche Ecke des Quadrats, ihre Apsis durchbricht seinen Umriss. Als ihr Eingang diente ein *Dreibogenbau*. Auf der anderen Seite begrenzen mehrere Gebäude, darunter der 60 m lange *Nordflügel* das Geviert. Es wurde als geschlossen interpretiert. Zu Zeiten Barbarossas wurde viel verändert: Der Exedra wurden *Türme*, *Mauer* und *Graben* vorgelagert, das Innere wirkte deutlich „luftiger“, also weniger bebaut; auf der Südostseite wurde das Areal erweitert und vollständig ummauert. Diese Rekonstruktion des ersten Ausgräbers ist lange, allzu lange vertreten worden.

1354 stiftete Kaiser Karl IV. noch für Ingelheim ein Augustinerchorherren-Stift zu Ehren der Hll. Wenzel und Karl d. Gr. Doch zwei Jahre später verpfändete er Ingelheim; ab da werden wertvolle Bauteile und Bauplastik ausgebaut und abgefahren [S./W. 100].

Unsicherheiten

Neugierig machten die im Paderborner Ausstellungskatalog abgebildeten Fundstücke der Ingelheimer Grabungen in der Exedra. Dort werden in Text und Bild vorgestellt [S./W. I.100-107]:

- „Monolithische Säule. Römisch (2. Jahrhundert?)“
- „Säulenbasis. Römisch oder Ende 8. Jahrhundert“
- „Kompositkapitell. Römisch (2./3. Jahrhundert) oder Ende 8. Jahrhundert“
- „Korinthisches Kapitell. Römisch (2. Jahrhundert?) oder Ende 8. Jahrhun.“
- „Gebälkfragmente. Römisch oder Ende 8. Jahrhundert“
- „Wand- und Bodenplatten. Römisch und Ende 8. Jahrhundert“.

Diese Unbestimmbarkeit führte zu dem Schluss, dass die Exedra aus römischen Bauteilen auf antikisierende Weise zusammengefügt worden sei, wobei karolingische Steinmetze dermaßen gut römische Handwerkskunst nachempfunden hätten, dass heute keine Unterscheidung mehr möglich sei. Nur bei zwei Fundgruppen, Stuck und Putz, gibt es eindeutige Datierungen in die Karolingerzeit [S./W. I.103, 106]:

- „Stuckfragmente. Königspfalz Ingelheim, 3. Drittel 8. Jahrhundert“
- „Wandputz. Königspfalz Ingelheim 3. Drittel 8. Jahrhundert“.

Diese verdächtig genauen Datierungen werden im Text relativiert, weil sie nicht aus archäologischer Notwendigkeit, sondern von einer einzigen Schriftquelle abgeleitet worden sind. Denn zu den Putzfragmenten wird angemerkt:

„Zwingende Hinweise auf eine figürliche Ausmalung liegen indessen nicht vor. Diese Beobachtung ist von besonderem Interesse, da die Beschreibung der Pfalz Ingelheim durch Ermoldus Nigellus für das Jahr 826 zwei Freskenzyklen beschreibt, deren einer die *Regia domus* geschmückt haben soll. [...] Auf dieser Schilderung und insbesondere auf der Tatsache, daß (noch) nicht die Kaiserkrönung des Jahres 800 erwähnt wurde, baut mancher Datierungsversuch zur Ingelheimer Aula und zur Pfalz insgesamt auf.“ [S./W. I.107]

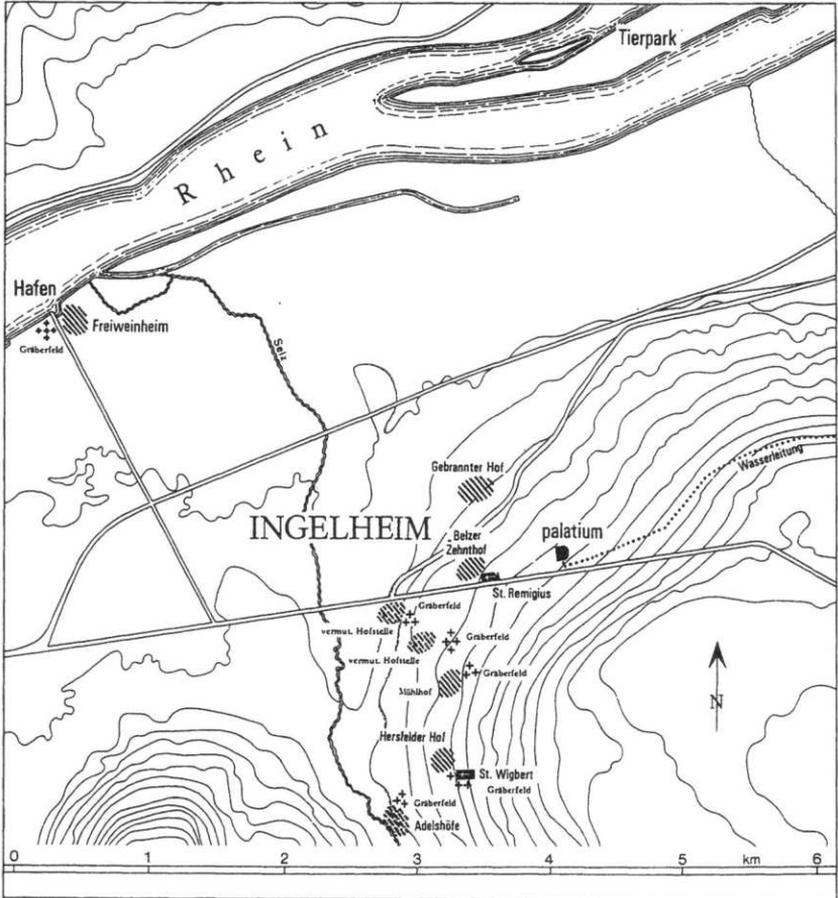
So ließen sich Putz und Stuck auf 33 Jahre genau fixieren. Doch schon im Band III des Ausstellungskatalogs wird vom selben Autor eingestanden, dass die Putzfragmente die Schriftquelle keineswegs bestätigen:

„Das Vorhandensein eines Wandmalereizyklus, wie ihn Ermoldus Nigellus für die Aula und eine Kirche in der Pfalz Ludwigs des Frommen zu 826 beschreibt, findet allerdings durch den archäologischen Befund keine Bestätigung (Lammers 1972)“ [Grewe in S./W. III.145].

Die Datierung war aber auch anders und scheinbar noch genauer zu erhalten. Christian Rauch verwandelte klaffende Lücken zu Beweisen aus dem Schweigen heraus („e silentio“). Aus nur drei belegten Aufenthalten Karls des Großen in Ingelheim – 774, 787/88 und 807 – rekonstruierte er die Baugeschichte: Für die große Reichsversammlung von 788, auf der unter anderem Tassilo III. zum Tode verurteilt worden ist, erwartet er umfangreiche Bauten.

„Dieses und die **dreizehnjährige Pause** unmittelbar vorher, während der **keine Nachrichten** über Aufenthalt des Königs und Amtshandlungen in Ingelheim **vorliegen**, läßt den Schluß zu, daß während dieser Zeit in Ingelheim gebaut wurde“ [Rauch 7; fettkurs. Hvhg. hier u. im Weiteren von H.I./ G.L.]

Nach 788 findet erst 807 wieder eine große Versammlung am Ort statt:



Ingelheim, Lageplan im Frühmittelalter [Binding 100]

„Jetzt aber tritt nun wieder eine *Pause* ein, in welcher der Bau des Palatiums geschehen sein kann, ein Zwischenraum von etwas *über 19 Jahren*, während derer *Karl nicht in Ingelheim* war“ [Rauch 9].

So werden jahrzehntgenaue karolingische Baudatierungen kreiert. Im Jahre 1973 [w.-w. 23] hieß es dagegen lakonisch: „Für Synoden dient bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts die Remigiuskirche.“

Erledigt hat sich auch die Behauptung des um 828 schreibenden Ermoldus, den Rauch [9] als „fast krampfhaft suchende[n] Lobhudler seines Kaisers“ einstuft: Die Säulen für die Exedra seien aus Ravenna herbeigeschafft worden. Seit Untersuchung des Gesteins steht fest, dass zumindest die Syenit-Säulenschäfte aus dem Odenwald stammen, aus römischen Steinbrüchen [S./W. I.100; vgl. Kauntz]. Die besungenen 100 Säulen und 1.000 Kammern bleiben ebenfalls Wunschbild. Günther Binding als bester Pfalzenkenner resümiert:

„Ich halte das ganze Preislied des Ermoldus Nigellus, der die nach seiner Meinung von Ludwig dem Frommen erbaute Pfalz wohl nicht aus eigener Anschauung kannte, für reine dichterische Phantasie, und es sollte deshalb bis zur Entdeckung neuer überzeugender Argumente unbedingt bei jeder Rekonstruktionsdiskussion der Ingelheimer Pfalz unberücksichtigt bleiben“ [Binding 103].

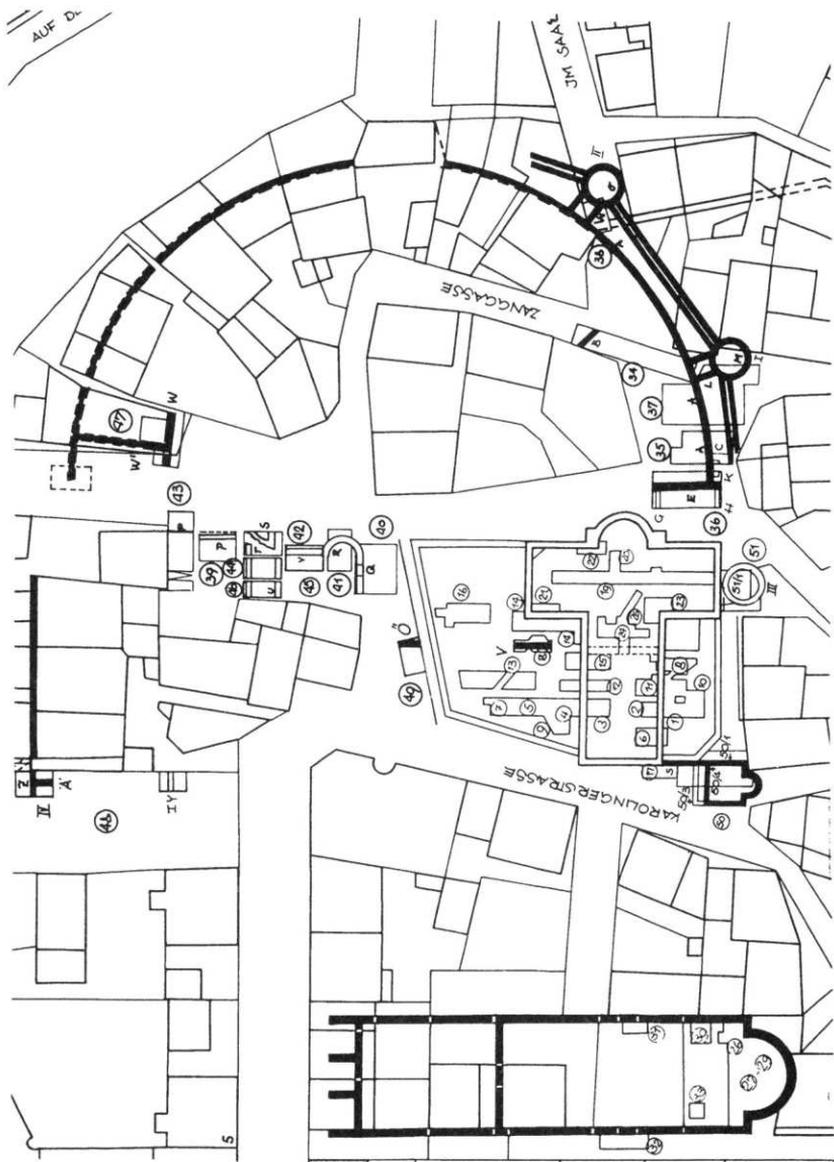
Dasselbe gilt für die Beschreibung des Poeta Saxo, der angeblich um 888 ein Epos über den Karl d. Gr. und damit über den ‚richtigen‘ Pfalzbauer verfasste [ebd.]. Somit sind die in konventioneller Datierung zeitnächsten Darstellungen als wertlos erkannt. Einhard hat dazu nur einen einzigen Satz geschrieben:

„Auch begann Karl mit dem Bau von zwei herrlichen Palästen: der eine war nicht weit von Mainz in der Nähe seines Gutes Ingelheim, der andere in Nimwegen am Flusse Waal ...“ [Firchow lt. Friedrich u. a. 95].

Grabungen

Die erste Grabung führte Christian Rauch in den Jahren 1909-14 durch. Für ihn entstand die gesamte Pfalz samt Königshof (palatium und curtis) unter Karl dem Großen, gefolgt von einer zweiten, hochromanischen Bauphase unter Barbarossa im 12. Jh. Leider gelang es Rauch nicht, seine Befunde insgesamt zu publizieren, da seine Grabung vorzeitig vom Ersten Weltkrieg gestoppt wurde und sein abgeschlossenes Manuskript im Zweiten Weltkrieg verbrannte. Dann übernahm Hans-Jörg Jacobi die Aufgabe, Rauchs Forschungsergebnisse erneut zusammenzustellen. Sie erschienen 1976, doch Rauch war am 31. 1. desselben Jahres im Alter von 99 Jahren verstorben.

Zu diesem Zeitpunkt war sowohl die Grabung von Adolf Zeller in den dreißiger Jahren, als auch die eigentliche zweite Grabungskampagne (1960 bis



Gesamtübersicht der ottonisch-„karolingischen“ Pfalz (schwarz = Karolingisch)
 [W.-W. 1973, Ausschnitt aus beigelegter Karte]

1970) beendet: von Walter Sage rings um die Kirche begonnen, von Hermann Ament innerhalb der Kirche und von Uta Wengenroth-Weimann in der Aula fortgesetzt und teilweise veröffentlicht. Von 1993 bis 1998 lief eine dritte Bodenuntersuchung unter Holger Grewe.

Als erstes machte Rauchs *Rekonstruktion der Kirche* Probleme. Er hatte eine dreischiffige Basilika gesehen, doch Sage fand zwingende Indizien dafür, dass es sich bei der Pfalzkapelle um eine einfache Kreuzkirche gehandelt haben muss [W.-W. 10]. Soweit aufgehendes Mauerwerk erhalten war, gehörte es in ottonische Zeit. Aber auch ihr ältester, von Sage aufgedeckter Estrich ist allenfalls ein spätestkarolingischer. Denn er

„enthielt neben anderen Scherben, die gut in das 9. und frühe 10. Jahrhundert passen, in völlig gesicherter Lage einen echten bemalten Pingsdorfer Scherben“ [so Sage 1962 lt. W.-W. 11].

Seitdem wird von einer ottonischen Kirche gesprochen. Auf dem Areal der Kirche hatte der verwunderte Rauch [16] obendrein einen Holzbau mit Feuerstelle nachgewiesen. Demnach hätte auf dem Platz der Kirche zwischen diesem für ihn karolingischen, heute ottonischen Bau und der staufischen Kirche mitten in der Pfalz ein Gehöft bestanden! Unter dessen Feuerstelle lag Keramik der Merowingerzeit, über ihr Badorfer Keramik und eine kompakte humose Kulturschicht. So „kann dieser Herd am ehesten in die spätmerowingische Zeit (7./8. Jahrhundert) datiert werden“ [W.-W. 12], womit das Holzhaus vor den ersten Kirchenbau rückte. Zum ursprünglichen Mörtel der ottonischen Kirche haben wir keine Angaben gefunden. Die Erneuerungen und Ausbesserungen der Stauferzeit sind in einem gelbbraunlichen Mörtel ausgeführt [W.-W. 12].

Mit der Kirche müsste sich auch ihr *Atrium* aus der Karolingerzeit verabschieden, da es nicht vor der Kirche gebaut worden sein dürfte. Allerdings vertritt Binding [112] die Ansicht, es habe ursprünglich zur Aula gehört, an deren Fluchten es anschließe und dessen Achse es fortsetze. Diese Behauptung ist jedoch substanzlos, weil die Länge der Aula gar nicht feststeht (s.u.), womit allen Gedanken über Achsen und Fluchten die Basis fehlt. Die Kirche

„verwandelt sich, *bei völligem Fragwürdigwerden des Atriums* in eine einheitlich »um oder nach 900« entstandene einschiffige Kirche mit Querhaus und Apsis. [Sage zitierend Kohtz 295].

Der Verjüngungsprozess schreitet voran. Heute wird sie wegen der Pingsdorfer Keramik „frühestens in den Jahren nach 900“ [S./W. III.149] oder gar erst in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. gesehen [Binding 1998, 111]. Die „beiden schlanken, die Apsis flankierenden Türme“ [W.-W. 13] sind am ehesten zum Ende der

zweiten Hälfte des 10. Jhs. zu erwarten [vgl. Illig 1996, 261-264]. Die Obergrenze gibt die erstmalige schriftliche Erwähnung der Kirche im Jahr 997 [W.-W. 13].

So verlor die „Karolingerpfalz“ ihre Kapelle, und die Historiker brüten seitdem über der Frage, wohin der große Kaiser ritt, so er dem Gottesdienst beiwohnen wollte.

Bei Sages Grabungen wurde gezielt der jeweilig verwendete *Mörtel* beachtet. Die damaligen Berichte erwähnen nirgends jenen „römischen“ Mörtel, der dank beigemengter Ziegelbröckchen ganz besonders hart wurde. Dafür gibt es zwei andere Mörtelsorten:

a) Einen sehr festen und hellen Mörtel, dem feiner bis mittelgrober Kies beigemengt ist. Er weist „Kalkmännchen“ auf und wird beim Zermahlen sandig-krümelig. Nachweisbar ist er in der Aula, im Halbkreisbau und seinen zwei Türmen, in Mauern östlich und südlich der Kirche [W.-W. 14, 20 f.].

b) Einen deutlich dunkleren, grauweißen bis ockerfarbenen Mörtel, meist mit ausgeprägter Holzkohlebeimischung, der beim Zermahlen mürbekrümelnd wird. Mit ihm sind gebaut: Turm III, der sich im rechten Querschiff der Saalkirche ‚versteckt‘, Ein- und Anbauten des Halbkreisbaus, alle Mauerzüge des „Saalplatzes“, die Ostwand des sogen. Karlsbades und einige weitere Mauern [W.-W. 21].

Da Turm III auf Badorfer Keramik steht, kann er frühestens in karolingischer Zeit erbaut sein. Da er aber von ottonischem Mauerwerk durchschnitten wird, sollte er selbst noch nicht ottonisch sein. Insofern werden die beiden Mörtelarten zwei karolingischen Bauabschnitten zugerechnet.

Die „karolingische“ Pfalz

Die *Aula Regia* blieb gemäß dieser Mörtelinschätzung auch nach den jüngeren Ausgrabungen karolingisch. Es handelt sich bei ihr um einen Saalbau von vielleicht 33,30 zu 14,50 m, an den sich eine 4,90 m tiefe, vermutlich gewölbte Apsis anschloss. Erhalten sind Teile der Ostwand bis in eine Höhe von 8 m und ein Drittel der Apsiswand, bis knapp an den möglichen Gewölbeansatz. Im Türbereich wurden zwei Estriche aufgedeckt. Der ältere liegt auf einer Kulturschicht mit vorgeschichtlicher Keramik, der jüngere liegt 30 cm darüber auf Badorfer Keramik und auf bemalten Putzresten. Damit schienen die von Ermoldus auch für die Aula berichteten Wandmalereien nachgewiesen, So wurde gefolgert:

„Der ältere Estrich ist also eindeutig karolingischer Art [...] Im Mittel 30 cm darüber ist der jüngere durch die Keramik und die Lage in nachkarolingische Zeit zu setzende Estrich anzutreffen“ [W.-W. 17].

Obendrein fanden sich in ihrer Ostwand einige Gerüstlöcher mit Holzresten, für die Ernst Hollstein „das wahrscheinliche Fälljahr 986 ermittelt hat“ [Binding 107], womit auch eine ottonische Bauphase (gegebenenfalls Restaurierung) hinreichend begründet ist.

Bei der *Exedra* gab es zunächst keine weiteren Probleme, nachdem die Mehrheit der Forscher blind Einhard folgte, wonach es sich um einen karolingischen Bau handele – allerdings nach römischem Vorbild und mit römischen Versatzstücken. Seine Raumfolge ist durchwegs 10 m, die vorgesetzte Säulenhalle 5 m tief.

„Der *auf römischer Grundlage errichtete große Halbkreisbau* geht, wie wir annehmen möchten, in einer Anregung zu seiner Bauidee höchstwahrscheinlich auf den (noch heute aufrechtstehenden) Halbrundbau am Trajans-Forum in Rom zurück; und 800/801 war Karl zum letzten Male in Rom“ [Rauch 1960, 9].

Wieso brauchte Karl ein Vorbild, wenn er ohnehin auf römischer Grundlage baute? Ging es um Fundamente oder nur um eine Vorstellung? Wegen des Mörtels sind alle drei südöstlichen Türme der *Exedra* karolingische Bauten, stammen aber aus zwei Bauphasen. (Grewe bringt zwei verschiedene, einander widersprechende Grundrisse mit drei oder vier nachgewiesenen Türmen [S./W. III. 144 f.], während Binding [106] sechs von sieben Türmen als archäologisch belegt sieht.) Die karolingische Bauzeit muss verwundern, läuft doch durch die ersten beiden Türme ein Kanal, der in ihrem Innern offen und im Halbrund geführt war. Daraus lässt sich ‚eigentlich‘ nur eine mit Fließwasser gesäuberte Gruppenlatrine der Römer rekonstruieren, wie sie im frühen Mittelalter weder bekannt ist, noch von irgend einem Capitulare verlangt wird. Für Ausgräber Sage ging es bei dem Kanal vorrangig um die Ableitung von Hangwasser; er

„läßt zugleich an seine Verwendung zu sanitären Zwecken denken, womit wir mit einer technischen Anlage erneut auf das Vorbild antiker Bau- und Ingenieurkunst verwiesen werden“ [Sage 1976, 156].

Weil es der Kanal ermöglichte, die Türme leicht zu unterminieren oder zu betreten, können sie keinen Verteidigungszwecken gedient haben, was allerdings genau so für die Römer- wie für die Karolingerzeit spräche. Der vom Mörtel her der zweiten Karolingerphase zugehörige Turm III wird nicht vom Wasser durchspült; er entstand später und wohl für andere, fortifikatorische Zwecke.

Die Befunde von Sage, Ament und Wengenroth-Weimann wurden in *vier Bauphasen* zusammengefasst:

1. Karolingisch: Aula und der nördlich anschließende Bau mit dem Dreibogenbau, der Halbkreisbau (Exedra) mit seinen Türmen und dem umlaufenden Kanal sowie der auf der Südseite wohl von einem Säulengang flankierte Nordflügel.

2. Karolingisch, 2. Ausbaustufe: Gebäude nördlich der Kirche mit Karlsbad, An- und Einbauten am Südende des Halbkreisbaues und Turm III.

3. Ottonisch: Pfalzkapelle und wohl Atrium, Wiederherstellung der Aula mit einem neuen Fußboden und wohl einer neuen Putzdekoration [W.-W. 23 f.].

4. Staufisch: Erweiterung, Renovierung, Befestigung.

Wie steht es eigentlich um *karolingische Funde* aus Ingelheim? Sie sind so selten, dass selbst die Ingelheimer Ausstellung *Internationale Tage. Ingelheim 774-1974* keine solchen vorweisen konnte [vgl. Böhme]. Ingelheim war zwar mit eigenen Funden vertreten, aber nur, so lange es um Altstein-, Jungstein-, Bronze-, Hallstatt- und Latène-Zeit, um Kelten, Römer und Franken bis ins 7. Jh. ging [Böhme 410-414]. Im *Museum an der Kaiserpfalz* gibt es allerdings drei unscheinbare Putzfragmente zu besichtigen, an denen insbesondere die rezenten Behältnisse beeindruckend: gediegene Zigarrenkistchen der Firma Wilhelm Moeser, Gießen, Marke Posodos.

1994 wurde dann bei der Aula eine Riemenzunge aus vergoldetem Kupfer mit Tassilokelch-Dekor gefunden [Grewe 1998, 33]. Dieser Stil wird wegen der Aufschrift „Tassilo“ konventionell zwischen 770 und 800 angesetzt, während es gute Argumente gibt, ihn bei 1000 zu erwarten [vgl. Illig 1996, 134 ff.]. Die mit ihm stilistisch verwandten sog. „Tassilo-Leuchter“ werden auf der gegenwärtigen Ausstellung in Magdeburg über Otto d. Gr. gezeigt, weil sie „doch weitreichende Gemeinsamkeiten mit angelsächsischen Bronzearbeiten des 10. Jhs. erkennen“ lassen [Peter 2001, 407], eine Bestätigung für unseren jüngeren Zeitanatz. Der 1996 gefundenen Goldmünze haben wir unten einen eigenen Abschnitt gewidmet.

1998 feierte Ingelheim den 1250. Geburtstag ‚seines‘ Karls mit einer Ausstellung. Gezeigt wurden sämtliche Ingelheimer Schätze, also die Architekturteile, die sonst in Mainz liegen, die Riemenzunge, der Goldsolidus, dazu eine Kreuzemalfibel, die 1994 in der Königspfalz gefunden worden ist, ins 9. bis frühe 10. Jh. datiert und Karolingern wie Ottonen zugerechnet wird [Friedrich u. a. 124 f.]. Sie fehlte folglich bei der großen Paderborner Ausstellung, die sich im Grunde ja auf die Zeit um 799 konzentrieren wollte. Aber Goldsolidus, Riemenzunge und Architekturteile waren wiederum vertreten.

Die Ingelheimer Abteilung für karolingische Fundstücke passt demnach gut in zwei Zigarrenkisten: die fraglichen Putzreste, Goldsolidus und Riemenzunge, wenn man die Bauteile den Römern und die Fibel den Ottonen

belässt. Das ist keine gute Ausbeute und keine gute Beweislage für die Karolingerzeit. Offenbar kürzlich wurden zwei Begräbnisse hart an der Aula-Apsis gefunden, die als Rätsel gelten [Kauntz]. Denn ihre Datierung im „9. oder frühen 10. Jahrhundert“ kollidiert empfindlich mit der gleichzeitigen Nutzung einer „Reichsaula“. Sie wären viel leichter akzeptierbar, wenn die Aula damals noch nicht ihre Funktion hatte – wie wir vorschlagen.

Die römische Wasserleitung

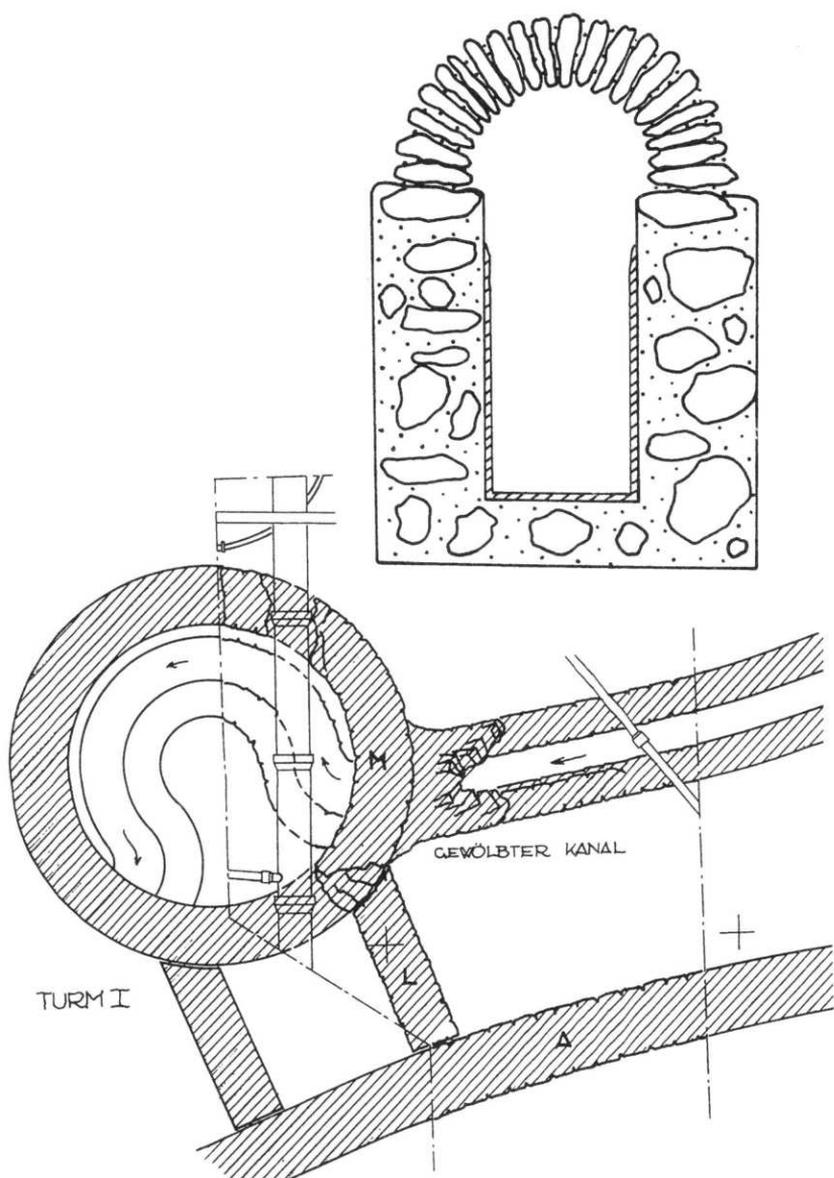
Ein Bauwerk sorgte trotz dieser ‚sauberen‘ mittelalterlichen Abfolge für erhebliche Irritationen, obwohl es gar nicht unbedingt zur Pfalz gehört. Seit 1847 ist eine Wasserleitung bekannt, die über gut 7 km das Wasser von drei Quellen in Heidesheim gesammelt und bis nahe Nieder-Ingelheim befördert hat. Ihre Mündung konnte so wenig wie ihre Quelfassungen aufgespürt werden; ansonsten läuft sie rund 1 m unter der Erdoberfläche, sauber gemauert und überwölbt mit den Außenmaßen 1,15 x 1,70 m und einer Durchflussöffnung von 0,45 x 1,10 m.

Nach einer Ausgrabung von 1906 sprach sich Hambloch für ein römisches, Schumacher als Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums und der Ausgräber Saalwächter für ein karolingisches Bauwerk aus. Saalwächter, dem ein fast ebenso langes Leben wie Chr. Rauch vergönnt war, argumentierte aber 1966 [65 ff.] für einen römischen, Rauch postum 1976 [8 f.] für einen spätantiken, in der Karolingerzeit weiter benutzten Aquädukt.

Dem ist von K. Weidemann, K. Grewe [1991] und zuletzt P. Haupt [1998] widersprochen worden. Dieser Doktorand stellte folgende Argumente für eine Leitung zusammen, die „zu karolingischer Zeit in römischer Technik erbaut wurde“ [ebd., 50]: Der Aquädukt war selbst kein Luxusbau, wohl aber waren die ohnehin gut mit Wasser versorgten Baulichkeiten „im Saal“ ein „deutliches Zeichen königlicher Repräsentation“. Doch dem Aquädukt fehlten Schlammfänge, Tosbecken, Brücken, Bachunterführungen und ähnliche technische Bauelemente, wie sie Römerbauten zeigen. Auch lag das Gefälle über dem von Vitruv vorgeschlagenen Maß. Und der Mörtel?

„Ein hydraulischer Estrich (opus signinum) diente zur Abdichtung von Sohle und Wangen der Leitung; die Eigenschaft der Wasserdichtigkeit bekam der Estrich durch Beimengung von Ziegelmehl und -grus. Diese Methode der Mörtelherstellung steht ebenfalls in römischer Tradition, offenbar wurden sogar antike römische Ziegel für den Grus im Mörtel der Ingelheimer Leitung verwendet“ [Haupt 50].

Der Mörtel kann also nicht ohne weiteres als karolingischer bezeichnet werden, zumal Haupt [48 f.] auch die „antike Bauweise“ der Leitung anspricht. Es



Schematischer Querschnitt der Ingelheimer Wasserleitung [Friedrich u. a. 51]
 Grundriss von Turm I mit offen geführtem und davor überwölbtem Kanal
 [W.-W. 1973, Ausschnitt aus beigelegter Karte]

war damals sicher eine Kostenfrage, ob man ein Tal am Hang umfuhr oder mit einem klassischen Bogenaquädukt überspannte. Hier will zudem gesehen werden, dass eine geradlinige Trassenführung das Gefälle erhöht hätte, was aber nicht mehr zulässig gewesen wäre. Ohnehin wird bereits die leichte Überschreitung des Maximalgefälles moniert; doch in diesem Ausmaß wird das auch an anderen römischen Bauwerken beobachtet [ebd., 51].

So bleibt es unverständlich, warum römischer Mörtel, römische Technik und antike Bauweise plötzlich von den Karolingern eins zu eins nachempfunden worden wären. Das ist auch „vor dem Hintergrund der karolingischen Antikenrezeption“ [ebd., 53] nicht zu verstehen, denn ein Renovatio-Wollen würde nur nach längeren Bauerfahrungen, keineswegs bereits beim ersten und einzigen Bau zu einer ausgereiften Technik finden. Zu allem Überfluss ist bekannt, dass Karl d. Gr. mit der Stadt Köln einen Vertrag über den Abbruch der großen, insgesamt rund 100 km langen Eifel-Wasserleitung abgeschlossen habe [Lamprecht 101]. Dieses Schriftstück bestätigt keineswegs einen fränkischen Vorliebe für römische Aquädukte.

Bleibt zu fragen, ob wirklich der römischen Vielfalt an wasserbezogenen Bauten – insgesamt Tausende von Aquädukten, Druckwasserleitungen, Thermen, Zisternen, Talsperren, Abwasseranlagen, Hafengebäuden, Molen oder Leuchttürmen – diese eine Wasserleitung als fränkische Eigenleistung gegenübergestellt werden kann, als einsames Zeugnis für ein gewissenhaftes Untersuchen und Nachbauen der großen Vorbilder?

So wird klar, warum immer wieder Kenner für einen römischen Aquädukt plädiert haben. Der anfängliche ‚Saulus‘ Saalwächter hat später sehr gute Argumente vorgebracht: Der Aquädukt wurde gebraucht,

„um hier ein stattliches Gebäude mit gutem Wasser zu versorgen. Der unterirdische Leitungskanal hat eine ungefähre Länge von 8 km und ist kunstvoll gemauert. Die inneren Seitenwände sind mit einem rötlichen Mörtel sauber verputzt. Er besteht aus einem Gemisch von grobkörnigem Rheinkiesel mit Ziegelmehl und Kalk und ist von derselben Beschaffenheit wie der an den römischen Wasserleitungen Frankreichs (Arles, Nîmes und Metz) und Südwestdeutschlands (Köln und Trier) beobachtete“ [Saalwächter 1966].

Kurt Böhner [19] kennt solche Leitungen auch von anderen großen, römischen villae urbanae wie in Nennig und Tholey. Während er den Platz der Ingelheimer villa urbana am ehesten am „Pfalzmäuerchen“, also außerhalb des Pfalzgeländes sucht, plädierte Saalwächter für den Halbrundbau im „Saal“, weil er ein Indiz gefunden hatte:

„Äußerst wichtig für den Nachweis des Zusammenhangs zwischen dem von Dr. Sage angetroffenen Mauerschlitze mit dem römischen Aquädukt und einem von ihm mit Wasser versorgten Römerbauwerk sind aber das mit 0,40 m angegebene Innenmaß des Mauerschlitzes und der genau beschriebene innere Mörtelverputz des Schlitzes. Ich halte ihn trotz allen Widerspruchs für ein Stück des *bereits als römisch anerkannten großen Aquäduktes*, dessen Innenmaß und Mörtelverputz genau dem des Mauerschlitzes entspricht [Die römische Herkunft des Schlitzes als End- und Verteilungsstrang der römischen Wasserleitung wurde inzwischen unterstützt durch die Grabungsergebnisse Professor Christian Rauchs (1914), die Dr.-Ing. H. Jacobi in einem Vortrag in Ingelheim am 23. November 1964 erstmals vorlegen konnte. Durch genaue Pläne und Fotos Prof. Rauchs konnte belegt werden, daß nicht nur der genannte Schlitz, sondern auch längere Wasserleitungsstränge unter dem Palast, insbesondere an der nachgewiesenen Exedra (Halbkreisbau von 88 m Durchmesser) den gleichen gemauerten Querschnitt aufwiesen wie der große römische Aquädukt].“ [Saalwächter 1966, 67; von ihm der Einschub in eckigen Klammern]

Konrad Weidemann [1974, 43] vermutete, dass die (römische!) Wasserleitung außen um die Exedra herumführte und in die Badeanlage, die Saalwächter als Kultbrunnen eines römischen Mithräums (s.u.) deutet, mündete.

Beide konnten nichts von der TL(=Thermolumineszenz)-Prüfung eines Aquäduktteils durch Heidelberger Archäometriker [1998] wissen. Mit ihr

„konnte ein darin verbauter Brocken gebrannter Lehm auf ein römisches Alter TL-datiert werden. Da mit der Methode die letzte Erhitzung datiert wird, bezieht sich dieses Alter nicht notwendigerweise auf den Bau der Wasserleitung. Ziegel von Ausgrabungen bei der Kaiserpfalz in Ingelheim ergaben frühmittelalterliche bis mittelalterliche Daten“ [Archäom.].

Demnach stammt der Brocken aus römischer Herstellung. Sollen wir auch noch annehmen, dass die Karolinger in ihrem unbedingten Wunsch nach antiker Gestaltung sogar römische Lehmbrocken gesammelt hätten, um ihrem Vorbild mit zweitverwendetem Material möglichst nahe zu kommen?

Das römische Ingelheim

Gab es eigentlich im Ingelheimer Raum genügend Römerfunde, die einen Aquädukt und einen römischen Wasserabnehmer rechtfertigen können? Prüfen wir die Spuren. Natürlich saßen hier die Römer, seit sie zum Rhein vorgestoßen waren.

„Neben den römischen Säulen aus den Steinbrüchen des Odenwalds und anderen Schmuckstücken in Verbindung mit den Resten eines Ziegels der

22. oder 23. Legion, dem Votivstein einer zur Palastsicherung und zum Kurierdienst stationierten Reitertruppe und eine im Saale gefundene Münze der Kaiserin Sabina (117-138) spricht viel für das palatium eines Befehlshabers des nahen römischen Waffenplatzes Mainz auf dem Saal in Ingelheim“ [Saalwächter/Weyell 22]

„Bei dieser Betrachtung darf der Grabstein des Lucius Antonius, Sohn des Lucius, aus der voltinischen Tribus (mit dem Beinamen) Senilicus (Reiter oder Soldat) der XIV. Legion, der doppelten, nicht übersehen werden [...] Körper setzt die Inschrift in die Zeit des ersten Aufenthaltes der XIV. Legion in unserer Gegend, in die Jahre 14 vor bis 43 nach Christus“ [Saalwächter 1910, 14].

„Wenn die beschriebenen Siedlungsspuren in einem größeren Zusammenhang gesehen werden, dann verraten sie im Umkreis des Saales eine geschlossene Reihe römischer Landhäuser“ [Saalwächter 1966, 83].

Des weiteren erwähnt Böhner [38 ff.] einen römischen Hof mit Friedhof und eine ganze Reihe weiterer Grabstätten in der Nähe von Römerstraßen. Selbst im ‚nationalen Vergleich‘ steht Ingelheim mit seinen vollplastischen Grabskulpturen nicht hinten [Temes 165]. Auch die römischen Säulen und Kapitelle der Pfalz sind unverwechselbar römisch. Ältere Werke über Ingelheim [Zeller 1937, 67] sprachen eindeutig von römischen Kapitellen; nur bei den Kämpfersteinen schwankten sie zwischen karolingisch und frühromanisch. Warum sollten diese Steine von vielleicht karolingischen Händen bearbeitete Spolien sein, mit denen wiederum „auf römischer Grundlage“ [Rauch 9] eine ‚neorömische‘ Exedra errichtet worden wäre? Der Halbkreisbau misst im Durchmesser fast 90 m. Da es im Mittelalter keinen einzigen Folgebau gibt – nicht einmal wie bei der Aachener Pfalzkapelle verkleinerte, schlichere Nachbildungen [vgl. Illig 1996, 270-276] – lassen sich Vergleiche allein mit kaiserrömischen Bauten anstellen.

In Rom wurde -31 das *Augustus-Forum* begonnen, dessen beide Exedren jeweils etwa 33 m messen. Ziemlich exakt den Durchmesser Ingelheims hat die große Exedra oberhalb des Circus Maximus, Teil von Domitians *Flavierpalast auf dem Palatin*. Diese ab +80 gebaute Exedra hatte ebenfalls einen Säulenportikus, war bogenförmig, aber nicht halbrund ausgelegt. Nahezu halbrund öffnet sich noch heute der (allerdings nur) 60 m spannende *Trajansmarkt* auf das Trajansforum in Rom (ab +107). Die Marktanlage hat auch die entsprechenden Räumlichkeiten wie Ingelheim: nebeneinander liegende Räume, die sich nur zum Kreismittelpunkt öffnen [Stierlin 42, 80, 85, 130]. In *Köln* schließlich ist in der Schildergasse/Herzogstr. das römische *Forum* nachgewiesen worden. Seinen Abschluss bildeten zwei halbkreisförmig, parallel

geführte Fundamentmauern (in ihnen ein 0,47 x 1,65 m messender Gang) von 110 m Durchmesser. Daraus wurde eine großzügige Säulenhalle mit insgesamt fünf Vorbauten an der äußeren Mauer rekonstruiert [Wolff 234].

So gibt es beste Vergleichsmöglichkeiten im römischen Reich (nicht im Mittelalter), es gab in der Nähe Ingelheims die Hauptstadt der Provinz Germania prima, also Mainz (Moguntiacum), und viele römische Bauten rund um den „Saal“. Insofern ist auch schon viel früher [vor Illig 1999, 411] postuliert worden, dass es sich um eine Exedra der Römerzeit handle.

„Zeller hält sie [in den 30er Jahren] für ein Bauwerk im römischen Sinne [...] Man wird seine Vermutung teilen müssen, weil das aus weiter Entfernung herbeigeholte Wasser der Heidesheimer Quellen in einem als römisches Bauwerk erkannten Kanal in den von der Exedra umschlossenen Pfalzbezirk geleitet worden ist“ [Saalwächter 1963, 28].

Das römische Palatium von Ingelheim

Insofern muss endlich die Frage gestellt werden, was eigentlich in Ingelheim karolingisch sein kann. Zunächst lassen wir einen Skeptiker zu Worte kommen:

„Der Agnostizismus, der uns durch diese und weitere noch zu erwartende Überraschungen aufgezwungen wird, könnte in unseren Vorstellungen von Ingelheim zu einer *weitgehenden Entwertung und am Ende gar zur Eliminierung der karolingischen Substanz führen: zu der Annahme, dass in karolingischer Zeit in Ingelheim überhaupt keine Anlage von künstlerischem Rang entstanden sei*. Das aber widerspräche entschieden den Aussagen der einschlägigen Schriftquellen“ [Kohtz 295].

Was widerspräche hier noch? Außer einigen Urkundennennungen, die Karls Itinerar um drei Ingelheimbesuche vervollständigten, weder Einhard noch Ermoldus Nigellus noch Poeta Saxo. Da Einhards Elefantengeschichte und damit seine Karlsvita erst im 13. Jh. entstanden sein kann [Illig 1996, 338 f.; Heinson 2000], bleibt kein schriftlicher Widerspruch aus der Karolingerzeit.

Nun soll der Befund sprechen. Er tut dies schon durch die *Orientierung der Gesamtanlage*. Sie ist nicht Nord-Süd ausgerichtet, sondern Südwest-Nordost. Diese Orientierungsachse kennen wir auch von den Römerstraßen unter Aachens mittelalterlichem Zentrum. Dort ist erst die Pfalzanlage mit Kapelle, Atrium, Aula und Verbindungsgang aus einem genordeten Raster entwickelt worden. Schon das bringt Ingelheim in die Römerzeit.

Von der Bausubstanz ist die *Kirche* bereits entkarolingisiert, ihr *Atrium* muss folgen. Die *Wasserleitung* ist aller Wahrscheinlichkeit nach römisch, die

Exedra ebenfalls. Mit der *Exedra* ist der *Nordflügel* untrennbar verbunden. Er wird römisch wegen derselben Mörtelart und wegen eines Befunds:

„Augenscheinlich sind die Architektur des Halbkreisbaues und die des Nordflügels aufeinander bezogen“ [S/W. III.147].

Wie steht es mit der *Aula*, auch „Reichsaula“ genannt?

„Für ursprünglich römisch hält Zeller auch die *aula regia*, sowie jenen dreibogigen Querbau, der offenbar als monumentaler Eingangsbau in den Vorhof des Reichsaales gedacht war“ [Kohtz 1974, 293].

Zeller, der in den dreißiger Jahren gegraben hatte, lehnte nach Sage als erster eine Rekonstruktion der *Aula* als dreischiffige Basilika ab „und führte sie auf den Typ der antiken *Aula* zurück, wofür er als naheliegendes Beispiel die bekannte ‚Basilika‘ in Trier heranzog“ [Sage 1964, 71 f.]. Mit der *Aula*-Form hat sich Zeller durchgesetzt. Aber kann die römische Abkunft aufrecht erhalten werden, seitdem unter ihren Estrichen Badorfer, sprich merowingische Keramik gefunden worden ist?

Hans-Ulrich Niemitz [1994] hat gezeigt, wie die Badorfer Keramik von unten und die Pingsdorfer Keramik von oben über die Phantomzeit hinweg gestreckt worden sind. Damit erwarten wir die Badorfer Keramik vor 614, Hinweis auf eine merowingische Ansiedlung in römischen Gebäuden. (Bei der Kirche liegt somit das Holzhaus vor 614 und die darüber liegende Kirche frühestens nach 911.)

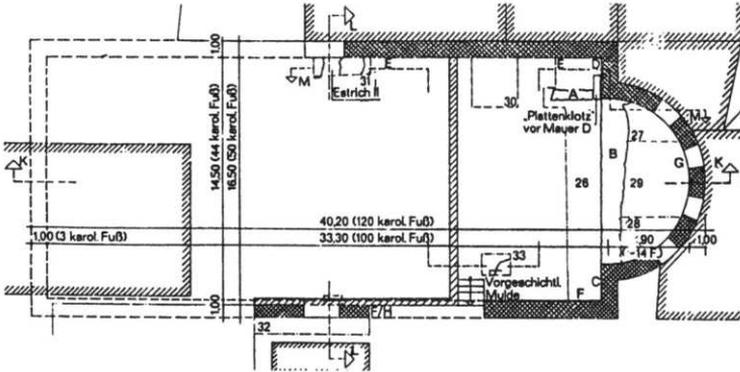
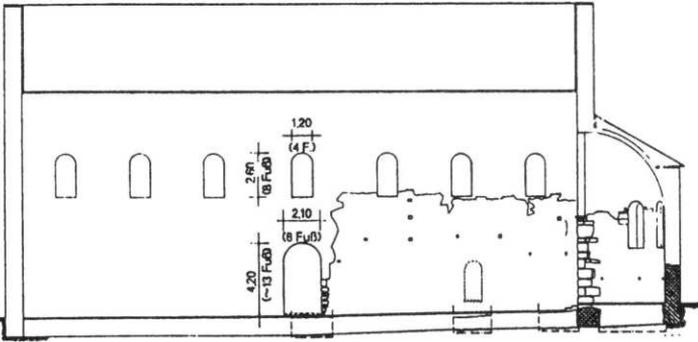
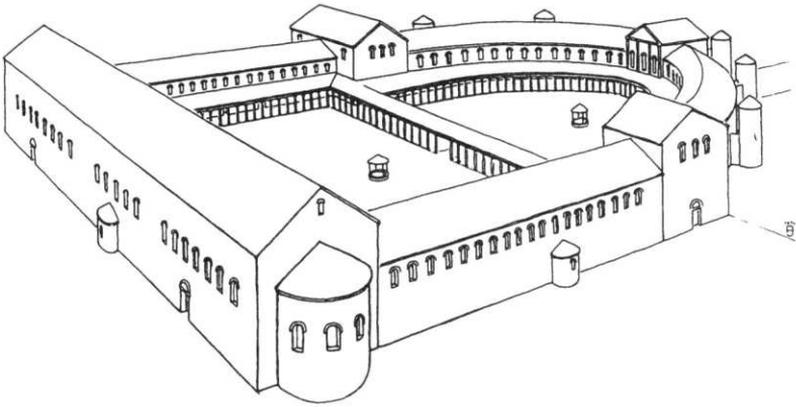
Da sich unter dem ältesten, mergeligen Estrich der *Aula* „nur noch vorge-schichtliche Keramik in schwarzbrauner Kulturschicht“ findet [W.-W. 17], müsste man entweder annehmen, dass der Römerbau unvollendet geblieben wäre, doch das ist unwahrscheinlich. Oder es wäre ein gut gestalteter römischer Boden ausgebrochen worden, bevor jener merowingerzeitliche erste Estrich eingebracht wurde. Dafür gibt es Hinweise, denn

„Reste eines darauffliegenden Estrichs fanden sich nicht, wohl aber klein-formatige Steinplättchen, die zu einem *opus sectile*-Boden gehört haben könnten“ [Grewé 1999, 145].

Das *opus sectile* steht zwischen Mosaikboden und Steinintarsienarbeit. In seiner Schicht wurden auch große Mengen von bemaltem Putz freigelegt. Er kann, wie schon erwähnt, die Wandmalereien nicht bestätigen, weil keines der Fragmente

„zwingend auf figürliche oder ornamentale Darstellungen, Inschriften oder ähnliches hin[deutet ...] erscheint eine Ausmalung mit linear umgrenzten Farbflächen wahrscheinlicher“ [S./W. III.145].

Derselbe Autor berichtet von Wand- und Bodenplatten aus Marmor oder Porphyrt, so dass er von einer „prachtvollen, ganz offenbar auf Repräsentation



Zweiter „karolingischer“ Gesamtentwurf, nun ohne Kapelle, aber noch geschlossen; „Aula“ von Ingelheim, Aufriss und Grundriss [Binding 108]

hin angelegten Raumwirkung“ ausgeht [Grewé 1998, 31]. Reicher Steinschmuck, reine Farbflächen an den Wänden, dazu Kapitelle, Säulen, farbige Stuckaturprofile – das ist die Beschreibung römischer Prachtarchitektur. Demnach wäre die Aula eindeutig ein Römerbau: Dafür sprechen Ausstattung, die mit der Trierer Aula verwandten Maßverhältnisse [Kauntz], der herausgerissene Boden und indirekt der jüngere, ottonische Boden. Das von Kauntz [2001] im Zusammenhang mit der Aula berichtete „opus signinum“ – vgl. Heinsohns Glosse auf S. 463 – ist uns nur beim Aquädukt, nicht bei der Aula begegnet. Die Ausgräberin Wengenroth-Weimann hat 1973 ausdrücklich betont, dass die rötliche Mörtelfarbe – in der ganzen Pfalz allein im Apsisscheitel der Aula gefunden – nicht von beigemengten Ziegelbröckchen nach römischer Art herrührt, sondern von einer äußeren Einwirkung, wohl von Brand [W.-W. 14]. Kennt Kauntz einen aktuelleren Stand, so wäre im Sinne Heinsohns der Beweis für eine römische Aula nochmals bekräftigt.

Die Aula ist mit der ältesten der in Ingelheim festgestellten Mörtelarten aufgemauert worden. Diese Mörtelart stammt demnach aus der Römerzeit, die zweite aus ottonischer und die dritte aus staufischer Zeit.

Nunmehr können wir uns dem sogenannten *karolingischen Bad* zuwenden, das auch Karlsbad genannt wird, obwohl es erst unter Ludwig dem Frommen entstanden sein soll [Binding 112]. Rauch hatte hier ein Rundbecken ausgegraben, das zu der Namensgebung führte. Saalwächter [1963, 25] erkannte darin den Kultbrunnen eines Mithräums, der in den Becken der Mithrasheiligtümer von Königshofen, Dieburg und Friedberg seine maßgenauen Entsprechungen findet. Obendrein war „im Saal“ eine Reitertruppe stationiert – und Mithras wurde am meisten beim Militär verehrt. Gemäß den „glaubhaften Erzählungen zweier mit dem Saal verbundenen Einwohner“ sind auf diesem Gelände zwei Platten gefunden worden, die den beiden Motiven „Männer mit gesenkten Fackeln“ und „Jäger mit Hunden“ gewidmet waren. Diese Motive können dem Mithraskult zugeordnet werden [Saalwächter/Weyell 24 ff.].

Selbst Zeller kann als Gewährsträger genannt werden. Das Becken in dem gewölbten Raum diente nach seiner Sicht der Wäschereinigung, aber er schrieb:

„Daß das Bauwerk selbst aus römischer Zeit stammt, scheint mir unzweifelhaft, denn die Tuffsteinrollen des eingestürzten Gewölbes sind eine schon bei den Etruskern geübte Bauweise“ [Zeller lt. Saalwächter 1963, 24].

Insofern erscheint die Vermutung eines römischen Mithrasheiligtums wesentlich plausibler als die einer karolingischen Wäscherei. Doch gibt es hier einen harten Einwand. In der allein erhaltenen Ostwand wurde der jüngere, also

nichtrömische Mörtel nachgewiesen. Es ist hier erst die Frage zu beantworten, ob diese Mauer später errichtet worden ist als das Rundbecken.

Nicht zuletzt geht es um die *Gesamtplanung*. Seit Rauchs Rekonstruktion dominierte Jahrzehnte lang das mit Mauern abgeschlossene Pfalzareal. Doch mittlerweile öffnet sich das Geviert: Im Nordwesten entfiel der abgeriegelte Raum als Aulavorplatz. Der Südflügel – „dies eine Terminologie, die kaum mehr zutreffend ist – hat sich aufgelöst und damit auch die „Fiktion einer randgeschlossenen Bebauung“ [S./W. 148]. Mit der Abgeschlossenheit verliert sich auch das Karolingische.

Münzfunde und der Goldsolidus

Die ausgedehnteste und völlig unbestritten römische Ruinenstätte Ingelheims liegt in der Flur „Am Pfalzmäuerchen“. Hier sollen laut Saalwächter Fundamente eines Turms, ein Brunnen, ein Mosaikfußboden und mehrere zum Rhein führende gepflasterte Straßen freigelegt worden sein. Noch im Mittelalter dürften bedeutende Mauerreste der römischen Ruine gestanden haben. Saalwächter fand in Urkunden „die alten muren“ mehrfach erwähnt. Von ihnen trägt die Gemarkung ihren Namen – ungeachtet der Tatsache, dass es römische „Mäuerchen“ waren [Classen 26 ff.]. Außerdem fand sich in zwei Krügen ein Münzschatz mit 543 Münzen.

Ein weiterer Hortfund ist bekannt, bei dem „mehrere Tausend Kleinmünzen von Tetricus I. und II. (267-278) und Victorinus vergraben worden“ sind [Saalwächter 1966, 54]. Der vielleicht bedeutendste Ingelheimer Schatzfund soll aus 30 Goldmünzen – aus der Zeit nach 346 – bestanden haben. Und das Flurstück „Goldacker“ trägt seinen Namen nach dort gefundenen römischen Goldmünzen.

Diesen Tausenden von römischen Münzen stand bis 1996 kein einziger Fund einer Karolinger Münze gegenüber. Dann wurde bei einer Rettungsgrabung in der Peripherie der Königspfalz Ingelheim ein in Arles geprägter Goldsolidus gefunden, der sofort in der Ausstellung „Die Franken“, 1999 dann in Paderborn gezeigt werden konnte. Aber er verwirrt mehr, als er belegen könnte. Das beginnt mit dem verunglückten Porträt samt Umschrift, die nur mit Hilfe anderer Münzen gelesen werden konnte, während die Rückseite deutlich beschriftet ist, aber die „Darstellung [...] ohne Mühe als stilisiertes Stadttor zu deuten“ ist [Martin 39]. Das heißt, die Darstellung fiel reichlich schlicht und unbeholfen aus. Im Museum vor Ort findet sich – als Beschreibung des Münzreplikats – eine salomonische Begründung: „Die Art der Darstellung ent-

spricht wahrscheinlich dem Willen der Münzstätte, und nicht deren Können.“
Begrifflicherweise schloss P.H. Martin seinen dieser Münze gewidmeten
Artikel mit einem ganzen Katalog an Fragen ab:

„Alle Versuche, Karl dem Großen eine Goldprägung außerhalb Italiens zuzuweisen, haben bisher nicht überzeugen können. Der Solidus aus Ingelheim wirft neue Probleme auf: Wie ist die Diskrepanz zwischen der stark verwilderten Vorderseite [Porträt] und der fast elegant geschnittenen Rückseite zu erklären? Reicht es, nur die Tätigkeit zweier verschieden befähigter Stempelschneider anzunehmen? Handelt es sich vielleicht um eine postume Prägung, lange nach dem Tode Karls? Wie erklärt sich dann aber die große Nähe der Rückseite zu der des Lyoner Denars? Gehen wir von einer zeitgenössischen Prägung aus, wäre ihr Anlaß zu klären. Warum weicht Karl der Große hier von der von ihm selbst in verschiedenen Gesetzen gefestigten monometallischen Silberprägung ab? Warum gerade in Arles, wo er sich zu dieser Zeit gar nicht aufgehalten hat? Aus den Reichsannalen wissen wir, daß er 813 Bischofsversammlungen in Mainz, Reims, Tour, Chalon und Arles abhalten ließ. Steht diese Prägung damit im Zusammenhang und können wir eines Tages gar mit dem Auftauchen von Goldstücken aus den anderen vier Städten rechnen? Wir erinnern uns auch, daß der Berliner Denar dieses Typs Spuren von Vergoldung trägt. Ist das Zufall oder ist da ein Zusammenhang mit unserem Goldstück zu sehen? Der Solidus aus Ingelheim erweitert unsere Vorstellungen von der Münzprägung Kaiser Karls beträchtlich. Es ist zu hoffen, daß die mit ihm aufgetauchten Fragen bald beantwortet werden können.“ [Martin 1998, 47]

Angesichts derartiger Rätsel bleibt auch nachfolgender Satz ein Rätsel:

„Als *präzises Datierungsmittel* kommt dem Solidus im stratigraphischen Zusammenhang ein besonders hoher archäologischer Quellenwert zu“
[Grewé 1998, 35].

Aus unserer Sicht geht es hier um eine Prägung aus späterer Zeit. Der Fundhorizont, 500 m vom ‚Pfalzgelände‘ entfernt, wird als „Siedlung karolingisch-ottonischer Zeitstellung“ eingeschätzt, belegt durch Befunde von Pfosten- und Grubenhäusern. So könnte aus unserer Sicht eine ottonische Prägung vorliegen. Es sei aber daran erinnert, dass den Findern und dem Erstbestimmer von Anfang an unterstellt worden ist, sie wären einer Fälschung aufgesessen, die in die Grabung eingeschmuggelt worden sei [Martin 37].

Wann also wurde die Münze geschnitten, und in welcher Absicht? Die Frage führt uns zu dem Thema, wie Karl überhaupt nach Ingelheim gekommen ist.

Karls Weg nach Ingelheim

Es ist mittlerweile nicht mehr möglich, mit unwissenschaftlicher Naivität Einhards Erwähnung des Palastbaus für ein Zeugnis des 9. Jhs. zu halten. Wir hören deshalb auf Rahewin, Schüler des Bischofs Otto von Freising. Der hatte als Onkel Barbarossas *Die Taten Kaiser Friedrichs* geschrieben; Rahewin setzte das Werk bis 1160 fort. Der

„Kaiser habe in den ersten Jahren seiner Regierung die von Karl dem Großen einst aufs schönste erbaute Pfalzen zu Nymwegen und Ingelheim, die lange vernachlässigt und verfallen waren, auf das Zierlichste wiederhergestellt [...] Auch die Mauern erneuerte der Kaiser“ [*Gesta Friderici IV*, 86 lt. Classen 124 f.].

Ein verfallenes Ensemble konnte vielerlei Ursprünge haben. Ob die nun römisch, karolingisch oder wie die zweite Bauphase ottonisch waren, bewegte einen Mensch des 12. Jhs. nicht übermäßig. Aber der Kaiser konnte aus diesen rund 150 Jahre alten Mauern karolingische Funken schlagen.

„Friedrich I. hat mit dem Bau in Ingelheim gewiß auch konkrete Ziele der Territorialpolitik gefördert; vor allem aber ist es ganz gewiß ein bewußter Akt der Nachahmung des großen Karl, dessen Gebeine der Kaiser wenige Jahre später in Aachen erheben ließ und dessen Heiligsprechung durch seinen Papst er veranlaßte. Friedrich fühlte sich als der Nachfolger Karls, und **er wollte als Nachfolger Karls erkannt werden; dazu dienten auch seine Bauten.**

Allenthalben blüht in der Barbarossazeit die Verehrung Karls des Großen auf; sie spiegelt sich in vielen Schriften nicht nur der gelehrten Welt, sondern auch in der volkssprachlichen Dichtung, und dabei gewinnt Ingelheim eine neue eigentümliche Bedeutung. Kaiser Friedrichs Kaplan Gottfried von Viterbo ist der erste, der erzählt, **Karl sei in Ingelheim geboren**, eine Behauptung, die nun durch Jahrhunderte immer öfter wiederholt wird und zum Beweise dienen soll, daß der große Kaiser ein Deutscher war, mithin die Deutschen und nicht die Franzosen seine rechten Nachfolger sind. Darüber hinaus wird Ingelheim in vielen Dichtungen geradezu als Haupt- und Residenzstadt Karls des Großen genannt. Erst fast 200 Jahre später unter Karl IV. wird diese Tradition unmittelbar geschichtswirksam für Ingelheim, obwohl sie doch ganz unhistorisch ist. [...]

Wie aber ist diese Legende entstanden? Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß sie dem Lokalstolz der Ingelheimer selbst entsprossen ist. Vielmehr begegnet sie erstmalig in der – Geschichte und Sage vermischenden – „Kaiserchronik“, einer epischen Dichtung in mittelhochdeutscher Sprache, die um 1160, also eben in der Zeit des Wiederaufbaus der Pfalz

durch Barbarossa, in Regensburg entstand [...] Die Kaiserchronik ist der Ausgangspunkt, von dem aus die Legende von Ingelheim als der Residenz Karls des Großen weiter wuchert. [...]

Friedrich Barbarossa hat die Ingelheimer Pfalz erneuert, aber zu einem Mittelpunkt königlicher Verwaltung wurde sie nicht wieder“ [Classen 124 f.].

So fügt sich eins ins andere: Friedrich I. lässt immer mehr Requisiten für seinen Überkaiser produzieren, der ihm gegen den Papst hilft. So richtet er eine baufällige Ottonenpfalz, eingebaut in einen römischen Prachtbau, zusammen mit der römischen Ruine wieder auf, erweitert und befestigt sie. Gleichzeitig lässt er die Legende des kaiserlichen Geburtsortes ausstreuen. Da ist es dann gar nicht mehr notwendig, dass der Bau zu einem Mittelpunkt königlicher Verwaltung wird – die Legende überwuchert die Realität und gewinnt Eigenleben. Im Übrigen sind sich die knappen Nennungen bei Pseudo-Einhard und Rahewin zu ähnlich, um rund 330 Jahre auseinander zu liegen. Da wir Einhard nicht vor Ende des 12. Jhs. sehen, dürfte Rahewin ihr eigentlicher Urheber sein.

Fazit

Die Ingelheimer Königspfalz ist tatsächlich im Kern ein römischer Bau, der in ottonischer und staufischer Zeit hergerichtet und erweitert worden ist, entgegen einer früheren Äußerung [Illig 1996, 213]. Als ursprünglich römisch sind erkannt: die Exedra mit den beiden Latrinentürmen, der Nordflügel, die Aula, der Dreibogensaal und die Wasserleitung. Beim ‚Mithräum‘ gibt es noch keine Sicherheit. In ottonischer Zeit, wohl unter Otto I. (936-973) wurde die einfache Kreuzkirche und wahrscheinlich das Atrium eingebaut, so es nicht römischen Ursprungs ist.

Wir brauchen uns nicht mehr zu wundern, warum die „Karolinger“ mit Römerspolien bauen und sie auch so ‚kunstidentisch‘ nachmeißeln, dass selbst die Fachleute keinen Unterschied erkennen können. Wir finden hier nach Corveys Westwerk [Klabes 1997; vgl. Illig 1998] den zweiten römischen Bau, den die Kunsthistoriker ihren Karolingern ‚gegönnt‘ haben.

Wir brauchen uns auch nicht zu wundern, dass die Karolinger eine römische Wasserleitung mit römischem Mörtel und römischer Technik ‚zivilisationsidentisch‘ nachbauen können, genau so wie sie in der Sanitäreanlage römische Bau- und Ingenieurskunst imitieren können. Auch wird klar, warum die Karolinger „auf römischer Grundlage“ [Rauch 1960, 9] die Exedra errichten.

Ein Verwundern ist auch nicht mehr darüber nötig, dass hart an der Aula noch im 9./10. Jh. begraben worden ist. So lange die ottonische Pfalz nicht installiert und ausgebaut wurde, konnten Begräbnisse dicht an dem alten Römerbau stattfinden, ohne dem Geist dieses wichtigen Versammlungsortes zu widersprechen. Es verwundert auch nicht, dass die Beschreibungen aus dem 9. Jh. völlig fehl gehen und von den Spezialisten verworfen werden mussten, während Einhards Halbsatz aus dem 9. Jh. im 12. Jh. immer noch das Wissen der Zeit darstellt.

So bestätigt sich vollauf die Skepsis eines Faltblatts, das in Ingelheim ausliegt und das uns dankenswerterweise Franz Siepe zusammen mit anderer einschlägiger Literatur zur Kenntnis gebracht hat. Der anonyme Verfasser stellt dort fest:

„Es erstaunt nicht, daß eine Königs- und Kaiserpfalz, die einst eine so bedeutende Rolle spielte, in der Neuzeit zu einem der bedeutendsten Zentren der Pfalzforschung wurde. Verwunderlich sind vielmehr die mageren Ergebnisse, die trotz aller Bemühungen herauskamen. [...]

Doch trotz zahlreicher neu hinzukommender Details bleibt der Befund fragmentarisch. Nach wie vor haben wir von der karolingischen Pfalz gerade die Südostecke mit der Südapsis und einem Stück der Ostwand der ‚Aula‘. Wie breit das Gebäude war, ist noch im Gelände zu erkennen. Doch bereits seine Länge lässt sich allenfalls schätzen. [...] Um weitere Aufschlüsse zu gewinnen, sind wir auf neue Grabungen angewiesen [...] Solange unser Wissen um diese Anlage noch so fragmentarisch ist wie jetzt“...

sollte niemand behaupten:

„Der archäologische Befund und die eingangs zitierte Schriftquelle [Einhard] kommen hierin zu einer vollständigen Deckung“ [Grewe in S./W. III.151].

Sehr auffällig ist, dass der Anonymus weder die Mauer des ‚Mithräums‘ noch die Überreste der Exedra zur karolingischen Pfalz rechnet.

So wäre klargestellt, dass auch weitere Grabungen kein karolingisches Ingelheim ans Licht bringen können und die rekonstruierte Form der Ingelheimer Pfalz als „Inbegriff einer karolingischen Pfalzanlage überhaupt“ [S.-W. III.142] nicht nur längst überholt ist, sondern jetzt vollends fiktiv wird. Aber als Mustergrabung zur Beantwortung der Frage: Gab es die Karolingerzeit? wäre es bestens geeignet. Hier können wir uns Gunnar Heinsohn (s.S. 465) ohne Zögern anschließen.

Zum Ausklang

Wer das *Museum bei der Kaiserpfalz der Stadt Ingelheim am Rhein* per Internet besucht, findet einen kurzen Hinweis auf die „legendäre Päpstin Johanna von Ingelheim“ [Museum]. Es geht um die Fabel, wonach im 9. Jh. eine Frau auf den Stuhl Petri gelangt, bei einer Prozession entbindet und stirbt [vgl. Illig 1997]. Als ihr Erfinder gilt Martin Polonus (Martin von Troppau), der in seiner Papst- und Kaiserchronik von 1278 erstmals von ihr spricht [Gössmann 33]. Allerdings vermutete Ignaz von Döllinger [14] hier einen späteren Einschub, den er in die Zeit bis 1312 datierte. In jedem Fall geht es um eine Frau aus Mainz, die nicht vor Mitte des 13. Jhs. erfunden worden ist. Bei Autoren des 14. Jhs. erfahren wir ihren Vornamen Agnes oder Gilberta, ihren Papstnamen Johannes und den Beinamen Anglica, weil ihre Eltern und/oder ihr Buhle aus England gestammt haben sollen. Aus Anglica und „Engellenderin“ [Gössmann 459] wurde dann wohl in einer späterer Version ihr ‚Herkunftsort‘ Ingelheim, der nahe genug bei Mainz lag, um ‚immer schon‘ gemeint gewesen zu sein.

Um alle weiteren fruchtlosen Fragen abzublocken, teilt das Museum mit: „In Ingelheim finden sich keinerlei Spuren dieser Frau.“ Wann wird es mitteilen, dass sich in Ingelheim keinerlei Spuren von Karl dem Großen finden, jenem Kaiser, der im selben Jahrhundert wie die Päpstin gelebt haben soll?

Literatur

- Archäom. = *Tätigkeitsbericht 1998 der Forschungsstelle Archäometrie der Heidelberger Akademie der Wissenschaften*, gelesen 25. 8. 2001
<http://goanna.mpi-hd.mpg.de/annualrep/annual98dt.html>
- Autenrieth, Johanne (Hg., 1964): *Ingelheim am Rhein. Forschungen und Studien zur Geschichte Ingelheims*; Stuttgart
- Binding, Günther (1996): *Deutsche Königspfalzen. Von Karl dem Großen bis Friedrich II. (765-1240)*; Darmstadt
- Böhme, K.H. (1974): *Ingelheim 774 – 1974. Ausstellungen: Frühzeit / Karl der Große und sein Jahrhundert / Neuzeit*; Ingelheim
- Böhner, Kurt (1964): „Aus der Vor- und Frühgeschichte des Ingelheimer Landes“; in: *Autenrieth*, 9-64
- Classen, Peter (1964): „Die Geschichte der Königspfalz in Ingelheim bis zur Verpfändung an Kurpfalz 1375“; in: *Autenrieth*, 87-146
- Döllinger, Ignaz von (†1890): *Die Papst-Fabeln des Mittelalters*; Stuttgart
- Faltblatt „Die Kaiserpfalz Ingelheim“; o.O., o.J., o. Autor, o. Seitenzahl, Stadtinformation Ingelheim am Rhein; erhalten im Januar 2001

- Friedrich, Reinhard u. a. (1998): *Karl der Große in Ingelheim. Bauherr der Pfalz und europäischer Staatsmann. Katalog zur Ausstellung im Alten Rathaus Nieder-Ingelheim*; Ingelheim
- Gössmann, Elisabeth (1994): *Mulier papa, der Skandal eines weiblichen Papstes. Zur Rezeptionsgeschichte der Gestalt der Päpstin Johanna*; München
- Grewe, Holger (1999): „Die Königspfalz zu Ingelheim am Rhein“; in: *S.-W.* III.142-151
- (1998): „Der Neubeginn archäologischer Ausgrabungen in der Königspfalz Ingelheim“; in: *Friedrich u. a.*, 25-36
- Grewe, Klaus (1991): „Wasserversorgung und -entsorgung im Mittelalter“; in: *Die Wasserversorgung im Mittelalter. Geschichte der Wasserversorgung*; Mainz (4) 11 ff.
- Haupt, Peter (1998): „Die karolingische Wasserleitung der Ingelheimer Königspfalz“; in: *Friedrich u. a.*, 48-55
- Heinsohn, Gunnar (2001): „Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim“; in: *ZS* 13 (3) 463-466
- (2000): „Kaiserelefanten des deutschen Mittelalters: Karl der Große und Friedrich II. von Staufen“; in: *ZS* 12 (2) 228-233
- Illig, Heribert (1999): „Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen“; in: *ZS* 11 (3) 403-438
- (1998): „Römisches Corvey? Heribert Klabes' These“; in: *ZS* 10 (3) 492-496
- (1997): „Päpstin Johanna? Rezension von Elisabeth Gössmanns Buch“; in: *ZS* 9 (2) 287 f.
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Klabes, Heribert (1997): *Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas*; Höxter
- Kauntz, E. (2001), „Griff ein Diensthote in Karls Schmuckschatulle? Die rheinhessische Pampa entdeckt ihre Geschichte“, in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. 8.
- Kohtz, Harald (1974): „Forschen – Formulieren – Folgern. Die Ingelheimer Königspfalz – wissenschaftlich gesehen“; in: *Autenrieth*
- Lachenal, François / Weis, Harald T. (Hg., 1974): *Ingelheim am Rhein 774-1974. Geschichte und Gegenwart*; Ingelheim
- Lamprecht, Heinz-Otto (1996): *Opus caementitium. Bautechnik der Römer*; Düsseldorf
- Martin, Peter-Hugo (1998): „Eine Goldmünze Karls des Großen“; in: *Friedrich u. a.*, 37-47
- Museum = *Museum bei der Kaiserpfalz der Stadt Ingelheim am Rhein*; gelesen am 29. 8. 2001. www.ingelheim.de/museum/papst.htm
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): „Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung“; in: *ZS* 6 (2) 40-59
- Peter, Michael (2001): „«In seinen Tagen erstrahlte das goldene Zeitalter» Zur Ausstellung Otto der Große, Magdeburg und Europa“; in: *Antike Welt* (4) 403-408

- Rauch, Christian (1976): *Die Ausgrabungen in der Königspfalz Ingelheim 1909-1914* (Hg. H.-J. Jacobi). Studien zur Königspfalz Ingelheim; Mainz
- (1960): *Die Geschichte der Ingelheimer Königs- und Kaiserpfalz* (Beiträge zur Ingelheimer Geschichte, Heft 11); Ingelheim
- Saalwächter, Andreas (1966): *Rund um den Königshof Ingelheim* (Beiträge zur Ingelheimer Geschichte, Heft 16); Ingelheim
- (1907): „Die Wasserleitung des karolingischen Kaiserpalastes zu Nieder-Ingelheim“; in: *Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde* N.F. IV, 3, 355 ff.
- Saalwächter, Andreas /Weyell, Franz (1963): *Die Königspfalz zu Ingelheim und ihre Mühlen* (Beiträge zur Ingelheimer Geschichte, Heft 14); Ingelheim
- Sage, Walter (1976): „Die Ausgrabungen in der Pfalz zu Ingelheim am Rhein 1960-1970“; in: *Francia* 1976 (4) 141-160
- (1964): „Zur archäologischen und baugeschichtlichen Erforschung der Ingelheimer Pfalz“; in: *Autenrieth*,
- Stierlin, Henri (1996): *Imperium Romanum I*; Köln (Taschens Weltarchitektur)
- S.-W. = Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn*. 3 Bände Katalog und Beiträge zum Katalog; Mainz (die zitierten Texte stammen durchwegs von Holger Grewe)
- Ternes, Charles-Marie (1986): *Römisches Deutschland*; Stuttgart
- Weidemann, Konrad (1974): „Die Königspfalz in Ingelheim“; in: *Lachenal/Weis* 37 ff.
- Weimann, Uta (1969): *Die Königspfalz in Nieder-Ingelheim* (Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 12, Nördliches Rheinhessen); Mainz, S. 113-121
- W.-W. = Wengenroth-Weimann, Uta (1973): *Die Grabungen an der Königspfalz zu Nieder-Ingelheim in den Jahren 1960-1970* (Beiträge zur Ingelheimer Geschichte, Heft 23); Ingelheim
- Wolff, Gerta (⁴1993): *Das Römisch-Germanische Köln. Führer zu Museum und Stadt*; Köln
- Zeller, Adolf (1937): *Reste von Architekturteilen aus Ingelheim aus der Steinhalle des Altertumsmuseums in Mainz. Die St. Ägidienkirche in Mittelheim, das graue Haus in Winkel und die ev. Kirche in Wiesbaden-Bierstadt* (Forschungen an karolingischen Bauten im Rheingau und in Rheinhessen; 3. Heft); Berlin

Dr. Heribert Illig, Adresse s. Impressum

Günter Lelarge, 56626 Andernach, Zum Eichenhain 44

Beowulf - das älteste germanische Heldenepos?

Alfred Tamerl

Walter Kliers anregende Rezension „Na, Grendel, wie schmeckt dir das?“ lädt ein, den *Beowulf*, das älteste vollständig erhaltene germanische Heldenepos einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Da die Entstehung dieses umfangreichen, in altenglischer Sprache abgefassten Gedichts (es besteht aus mehr als 3.000 stabgereimten Langzeilen) ins 8. Jh. gesetzt wird, stellt sich die Frage, ob diese Datierung einer kritischen Prüfung standhält.

Wenn man den Nachschlagewerken Glauben schenkt, so gibt es bezüglich der zeitlichen Zuordnung keine Probleme. Der *Beowulf* sei im 8. Jh. entstanden und mündlich an die beiden Schreiber des 10. oder 11. Jhs. weitergegeben worden. Manches habe man über den langen Zeitraum von 300 Jahren „zersungen“, aber grundsätzlich müsse man das Gedicht als uralte Überlieferung ansehen, die ihre Wurzeln in der Völkerwanderungszeit hat.

Dass die Sache dann doch nicht so einfach ist, fällt sogar jenen auf, die sich ursprünglich nicht um wissenschaftliche Fragen gekümmert haben, Syd Allan zum Beispiel, der sich als „hobbyist“ aus Begeisterung für die phantastische Geschichte dem *Beowulf* widmet. Er bietet im Internet unter dem Titel *Alternative Beowulf Translations* zu mehreren ausgewählten Textpassagen eine Reihe von Übersetzungen. Er spricht vor allem den gebildeten Laien an, der sich mit dem altenglischen Original vertraut machen möchte. Syd Allan will kein Gelehrter sein, aber er sah sich im Laufe seiner Studien schließlich doch mit wissenschaftlichen Fragen konfrontiert. Seine Stellungnahme in deutscher Übersetzung:

„Als ich die einleitenden Begleitkommentare zu den verschiedenen Übersetzungen zu lesen begann, hatte ich zuerst das Gefühl, dass ich einen ziemlich guten Zugriff auf Ursprung, Datierung und Bedeutung des Werkes hatte, und als ich meine erste Webseite einrichtete, schrieb ich mit Überzeugung, dass der ‚Beowulf‘ von einer einzigen Person im achten Jahrhundert gedichtet und im frühen elften Jahrhundert von zwei Schreibern (die viele Fehler machten) niedergeschrieben wurde. Je mehr ich allerdings darüber las, desto unsicherer scheint es mir jetzt, dass es überhaupt irgend einen Konsens in bezug auf die Verfasserschaft und die Datierung gibt.“ [Allan 7]

Damit wird ausgesprochen, was Nachschlagewerke und Literaturgeschichten verschweigen: Es gibt keinen Konsens darüber, wie und wann dieses Epos

entstanden ist. Die *Encyclopaedia Britannica* deutet das Problem an: Altenglische Gedichte seien schwer zu datieren. Die Anschauung, dass die meisten dieser Texte im 8. oder 9. Jh. in den Midlands und im Norden Englands entstanden seien, beginne zu zerbröckeln. Die Entstehung des *Beowulf* werde derzeit ins 9. bzw. 10. Jh. datiert [*Encyclopaedia Britannica*, 1996, Bd. 18, S. 428].

Hier kommt ein Phänomen an den Tag, das auch in der althochdeutschen Literatur zu beobachten ist: Ein früher Anfang, mehrere Pausen und nur wenige Werke [vgl. Illig 67]. In England entstehen die ersten volkssprachlichen Texte bereits in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. Mit Unterbrechungen zieht sich die altenglische Literaturepoche ohne besondere Fortschritte über 400 Jahre bis ins 11. Jh. hin. Symptomatisch ist der gleichförmige Stabreimstil in der Versdichtung.

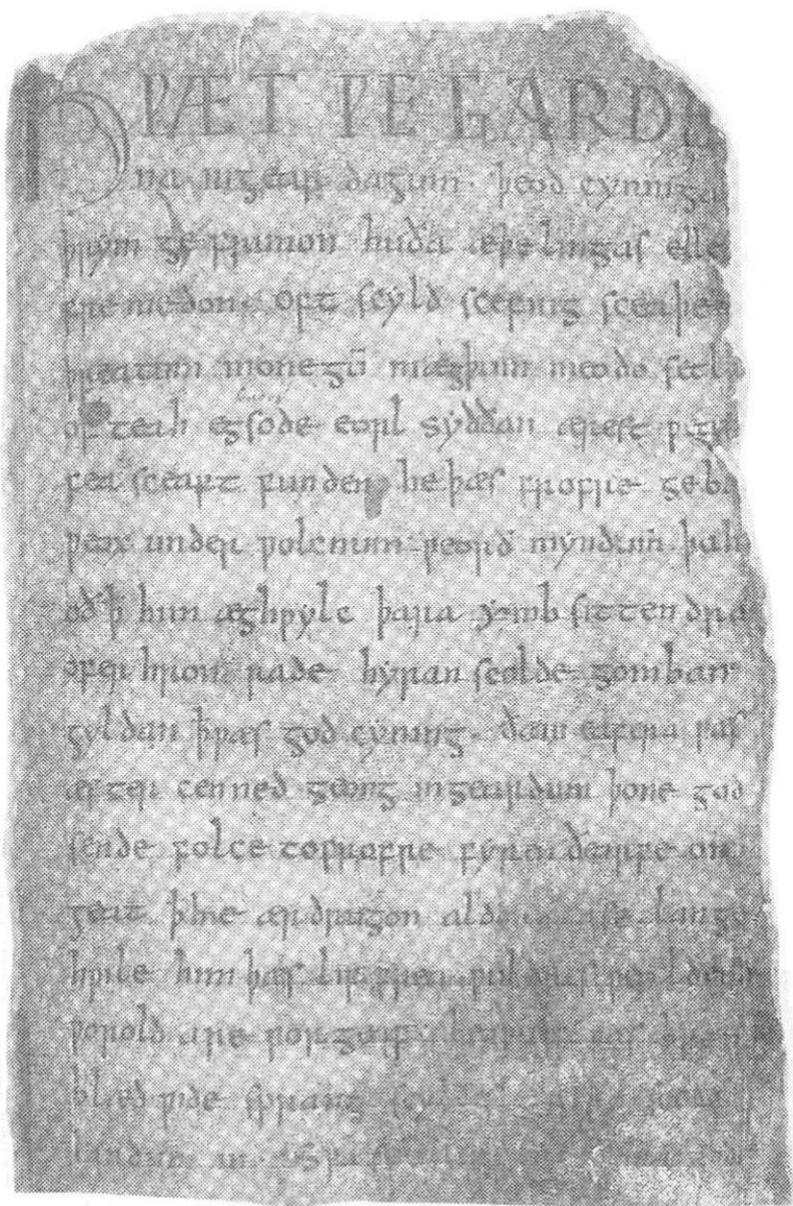
„That these verse techniques changed little during 400 years of literary production suggests the extreme conservatism of Anglo-Saxon culture.“

[*Encyclopaedia Britannica*, Bd. 18, S. 427]

Wie wenig durchdacht das ganze Gebäude ist, zeigt die Tatsache, dass anspruchsvollere Texte besonders früh datiert werden. Der *Beowulf* und die Übersetzung des Boethius (*Consolatio philosophiae*) erscheinen vor den etwas bescheideneren Bibeldichtungen, pastoralen Texten und Legenden. Im Jahrhundert vor der mittelenglischen Epoche wurde schließlich so gut wie nichts Altenglisches mehr geschrieben.

Werfen wir einen kritischen Blick auf das älteste volkssprachliche Epos des europäischen Mittelalters. Es erzählt, wie ein geatischer (schwedischer) Held die Dänen von zwei männermordenden, im Wasser lebenden Ungeheuern befreit. In der weiteren Folge wird der Held auf Grund seines vorbildlichen Verhaltens König in seinem eigenen Land, das er viele Jahre erfolgreich regiert. Als alter Mann erlegt er den dritten Unhold, einen Feuer speienden Drachen, der das Land verheert. Der Held findet, von den Seinen verlassen, in diesem Kampf den Tod.

Diese märchenhafte, zweifellos etwas dürftige Handlung wird in 3.183 stabgereimten altenglischen Langzeilen wortreich dargeboten. Wer mit germanischen Sagenstoffen vertraut ist, fragt sich unwillkürlich: Wie alt ist diese Geschichte? Das andere Problem ist die epische Großform, wie wir sie etwa in der *Ilias* oder in der *Aeneis* vor uns haben. Alles, was sonst an altgermanischer Epik erhalten ist (es sind nur Fragmente!), weist auf die balladenhafte Kurzform hin. Es steht also unbestritten fest, dass der Dichter des *Beowulf* etwas Neues gewagt hat, indem er antike Vorbilder nachahmte. In Frage kommen Vergil, aber auch spätantike Autoren wie Lucanus, Statius, Juvencus oder Sedulius. Ein derartiges Vorhaben setzt zunächst die Kenntnis des Lateini-



Titelseite der einzigen auf uns gekommenen Handschrift des *Beowulf*
[FAZ, 31.3.2001]

schen voraus. Der Schritt vom lateinischen Vorbild zur volkssprachlichen Nachahmung ist aber als außerordentliche Leistung anzusehen. Sie konnte nicht in kurzer Zeit ohne Zwischenstufen erreicht werden. In England gab es also nach Meinung mancher Gelehrter bereits ein Jahrhundert nach der Christianisierung Geistliche, die in der Lage waren, einen germanischen Stoff in der eigenen Stammsprache unter Anwendung germanischer Versregeln in die antike Großform zu gießen.

Nicht genug damit. Der *Beowulf*-Dichter hat darüber hinaus den Stoff verchristlicht. Hält man sich das alles vor Augen, wird wohl die Frühdatierung kaum zu halten sein. Wir müssen feststellen, dass die entscheidenden Fragen noch zu beantworten sind: Wer hat dieses merkwürdige Buchepos verfasst? Für welches Publikum wurde es geschrieben? Warum war dem umfangreichen, „schön“ gedichteten Werk und seinem selbstlosen Helden keinerlei Nachleben beschieden? Während Siegfried, Dietrich von Bern oder Walther von Aquitanien auch noch im Hoch- und Spätmittelalter in beliebten Erzählungen auftreten, fiel der vorbildliche Beowulf dem tiefsten Vergessen anheim. Nicht einmal der einprägsame Name des Helden wurde tradiert.

Der „Bienenwolf“ (altengl. beo + wulf) ist eine Metapher für den Bären, eine sogenannte „Kenning“, wie man diese Art der poetischen Umschreibung in der nordischen Dichtung nennt. Der Bär war ein Tier, das man in der alten Zeit wegen seiner Stärke fürchtete. Beowulf ist also mit unglaublicher Kraft ausgestattet (er ist stärker als 30 Männer!). Er ist aber überraschenderweise ein Friedensheld, der ganz im Sinne christlicher Normen handelt. Er ist ohne Falsch, er benützt seine außerordentliche Körperkraft nur, um Gutes zu tun. Hinterlist, Rachsucht und Besitzgier, die traditionellen Triebfedern anderer germanischer Sagen, sind ihm fremd. Reichtum und Ehre nimmt er als Gottesgeschenk entgegen, aber sie sind ihm persönlich nicht wichtig. Wenn er von seinen Taten berichtet, lobt er sich allerdings selbst des öfteren zu viel, was nicht zu seinem bescheidenen, selbstlosen Charakter passen will. Hier entwickelt der Dichter einen Gegensatz zwischen kriegerischem Stolz und christlicher Demut. König Hrothgar, dessen Krieger sich vom christlichen Gott abwenden und in der Gefahr die heidnischen Götter um Hilfe anrufen, warnt Beowulf in der Met-Halle, dass Stolz, der nicht durch Demut gemildert wird, zum tragischen Fall führt. Wir fragen verwundert: Konnte ein Dichter der germanischen Frühzeit das schreiben? Wollte sein Publikum, das nicht fragte, um welchen Preis Sieg, Beute und Ruhm erworben wurden, solche Lehren hören?

Das Volk der Geaten schätzt die Tugend des Beowulf so sehr, dass es ihn zum Herrscher wählt. Das Amt des Königs wird allerdings letztlich durch

Gottes Gnade verliehen, so wie auch das menschliche Leben nur von Gott geliehen ist. Obwohl der Dichter dauernd den christlichen Gott im Mund führt, macht er kein Hehl daraus, dass der Krieg für den germanischen Mann wichtig ist. Die Krieger vernehmen auch nichts lieber als Lieder, die den Kampf besingen. Der *Beowulf*-Dichter lässt oft genug den „Skop“ (den Sänger) in der Met-Halle Heldenlieder vortragen, wodurch wir einen gewissen Einblick erhalten, welche Stoffe in der altenglischen Gesellschaft geschätzt wurden. Über allem hängt ein dunkles, unabänderliches Schicksal (das „Wyrd“), dem niemand enttrinnen kann. Schon zu Beginn des Epos wird vorausgesagt, dass die schönste aller Met-Hallen (sie trägt den Namen „Heorot“) dereinst dem Untergang geweiht ist. Auch die Heldenlieder, die der Skop in der Halle den Met trinkenden Kriegern vorsingt, handeln von furchtbarer Rache und sind stets vom düsteren Schicksalsglauben getragen. Dieses dunkle Raunen führt aber nicht dazu, dass die Krieger betroffen in ihre Metbecher starren; im Gegenteil, die tragischen Lieder heben die Stimmung in der Halle. Die Krieger werden ihre Ausgelassenheit aber schwer büßen. Denn das Grausige passiert nicht nur in der Dichtung. Da sind noch Grendel und seine Mutter, denen die Fröhlichkeit der dänischen Kämpen ein Dorn im Auge ist. Das Wyrd trifft am Ende auch Beowulf selbst und das Volk der Geaten. Aber das Unabänderliche erscheint gemildert, da es vom christlichen Gott gesandt ist.

Im *Beowulf* prallen Heidnisch-Germanisches und Christliches aufeinander. Auf der einen Seite steht die Verherrlichung des Kampfes. Es treten Monster und Drachen auf, die dem Menschen übelwollen, die Schätze bewachen und mit herkömmlichen Waffen nicht zu schlagen sind. Sie führen den Leser in eine nicht näher bestimmte mythische Vorzeit, in der sich der Krieger im Kampf gegen dämonische Mächte bewähren muss, in der noch vorchristliche Gesetze gelten. Das gesamte gesellige Leben spielt sich in der Met-Halle ab, die auch ein politisches Zentrum zu sein scheint. Zumindest gilt das Erobern solcher Hallen im *Beowulf* als Ruhmestat. Der männermordende Grendel richtet nicht von ungefähr sein Augenmerk auf die Halle. Er weiß, dass er mit seiner grausamen Aktion das Land mitten ins Herz trifft.

Als König Hygelac seinen Vetter Beowulf zum Mitregenten erhebt, schenkt er ihm Hochburg und Halle. Als der böse Drache mit seinem Feueratem Beowulfs Halle einäschert, muss der Held eingreifen. Der Leser erhält den Eindruck, als hätten die germanischen Krieger ihr ganzes Leben bei Alkohol und schaurigen Liedern zugebracht. Wichtig ist auch, dass die Halle der Ort ist, wo der König massenhaft Geschenke verteilt, goldene Ringe und Spangen, Erbschwerter und Familienschmuck. Die Hauptfunktion der Königin besteht darin, den Helden Met und Wein zu kredenzen. Die Frauen (Königin

Wealtheow und Königin Hygd) spielen im *Beowulf* überhaupt eine höchst untergeordnete Rolle, wenn wir davon absehen, dass eines der Monster eine Frau ist. Wie anders nehmen sich dagegen die streitbaren Damen des *Nibelungenliedes* aus!

Die Begräbnissitten im *Beowulf* sind ebenfalls heidnisch. Gleich am Beginn lässt der Dichter den Skop eine Bestattung zur See schildern. Der Tote wird mit Beigaben auf ein Schiff gebracht und von den Meereswellen in unbekannte Gefilde getragen. Am Ende des Epos wird der tote Beowulf dem Feuer übergeben. Die Männer tragen Baumstämme zusammen und errichten einen Scheiterhaufen, auf den sie den Toten mit seinen Waffen betten. Anschließend verbrennen sie den Leichnam. Sie bestatten die Asche zusammen mit dem Hort des Drachen und errichten am Meeresufer einen weithin sichtbaren Erdhügel, der den Seefahrern als Orientierung dienen soll. Das Volk bricht in Klagen aus, singend reiten die Gefolgsleute um das Grab, um dem Helden die letzte Ehre zu erweisen.

Auf der anderen Seite stehen eindeutig christliche Motive. Beowulf, der Friedensheld, tritt an im Kampf gegen das Böse, das in Grendel, in Grendels Mutter und im Drachen versinnbildlicht wird. Der Dichter sagt ausdrücklich, dass Grendel aus dem verfluchten Geschlecht des Kain stammt. Wie Jesus opfert sich Beowulf am Ende im Kampf mit dem Drachen für die Seinen. In seiner letzten Not wird er von allen feige verlassen. Nur ein Getreuer harrt aus. Es wundert uns nicht, dass manche Gelehrte in dem Epos eine christliche Allegorie sehen. Das beseitigt aber die Probleme nicht, es verschärft sie. De Vries meint:

„An einigen Stellen irrt der Dichter des *Beowulf* sogar zu biblischen Stoffen ab; wollte er damit einen christlichen Schleier über das doch seinem Gehalt nach nicht ganz einwandfreie Gedicht werfen?“ [De Vries 1961, 81]

Karl Langosch, einer der besten Kenner der mittelalterlichen Literatur, charakterisiert den *Beowulf* so:

„Dem ‚*Beowulf*‘ gegenüber macht das *Nibelungenlied* einen viel christlicheren Eindruck nach außen, weil von Christus und Kreuz, Kirchgang und Seelenmesse geredet wird und ausgesprochen christliche Nebenfiguren auftreten; trotzdem ist der fast 500 Jahre jüngere [richtig: „ältere“] ‚*Beowulf*‘ innerlich christlicher: Gewiß ist von germanischen Tugenden des Gefolgschaftswesens, von Schicksal oder Vorzeichen die Rede; doch das alte heldische Dichten und Trachten kommt nicht mehr zu rechtem Ausdruck, weil es offenbar dem Kleriker fremd war; er gab einer seelischen Haltung Ausdruck, die sehr oft der sentimental, schwermütigen Tönung in den Elegien nahekommt, und ging nachdrücklich auf die Be-

weggründe des Handelns ein – beides war dem alten Lied fremd...“ [Langosch 38]

Langosch lässt seinen Kleriker das Epos um 730 schreiben!

Der *Beowulf*-Dichter ist also demnach von christlichen Grundsätzen mehr durchdrungen als der des *Nibelungenliedes*, und das ganze 500 Jahre früher! Warum hat er aber keine „kirchlichen“ (katholischen) Gepflogenheiten erwähnt? Keinen Kirchgang, kein Kloster, keine Buße, keine Messe, kein Oster- oder Weihnachtsfest? Warum nennt er Christus nie? Warum orientiert er sich ausschließlich am Gott des Alten Testaments?

Seit man sich mit dem *Beowulf* wissenschaftlich auseinandersetzt, gibt es die These, dass es sich hier um uralte germanische Überlieferung handelt. Stimmt doch das meiste mit dem überein, was Tacitus in der *Germania* über die Germanen sagt. Ein paar Beispiele mögen das veranschaulichen:

Kap. 2: Alte Lieder sind die einzige Art geschichtlicher Überlieferung. (Der Skop trägt in der Met-Halle solche Lieder vor. Der Dichter des *Beowulf* versteht sein Epos als Geschichtsquelle.)

Kap. 14: Schmach und Vorwurf trifft die Gefolgsleute fürs ganze Leben, wenn sie ihren Gefolgsherren überleben. (Im *Beowulf* verflucht Wiglaf die Feigen, die ihren Herrn verlassen haben.)

Kap. 17: Der Umhang wird von einer Spange gehalten. (Im *Beowulf* werden immer wieder Spangen verschenkt)

Kap. 21: Die Fehden des Vaters oder eines Blutsverwandten übernimmt man unausweichlich ebenso wie die Freundschaften. Sie dauern jedoch nicht unversöhnlich fort; denn sogar Totschlag kann mit einer bestimmten Anzahl Groß- oder Kleinvieh gesühnt werden, und diese Bußleistung empfängt die ganze Sippe. (Im *Beowulf* ist an mehreren Stellen vom Wergeld die Rede.)

Kap. 22: Sie gehen häufig zu Gelagen, und zwar in Waffen. Tag und Nacht zu zechen ist für niemand ein Vorwurf. (Im *Beowulf* ist die Met-Halle der Aufenthaltsort der Krieger, wenn sie nicht kämpfen. Die Halle hat sogar einen entsprechenden Namen.)

Dieser Menschenschlag ist ohne Arglist und Durchtriebenheit, er öffnet immer noch die Geheimnisse der Brust bei zwanglosem Scherz. (Die Dänen und *Beowulf* sind arglos. Tacitus ignoriert, dass die Hinterlist bei den Germanen ein Zeichen von Intelligenz ist. Gregor von Tours weiß es besser.)

Kap. 23: Als Getränk haben sie eine Flüssigkeit, die aus Gerste oder Weizen vergoren ist; die Bewohner der Uferstreifen kaufen auch Wein. (Im *Beowulf* werden regelmäßig Met und Wein ausgeschenkt.)

Kap. 24: Die Hauptunterhaltung ist neben dem Trinken das Schwertspiel. (Im *Beowulf* wird es ausdrücklich mehrmals genannt.)

Kap. 27: Die Leichen berühmter Männer werden mit bestimmten Holzarten verbrannt. Jedem werden seine Waffen beigegeben, über dem Grab erhebt sich ein Rasenhügel. Den Frauen ziemt laute Klage, Männern nur stilles Gedenken. (Man vergleiche die Totenfeier für Beowulf.)

In einigen Punkten scheint der *Beowulf*-Dichter Tacitus zu widersprechen. Dieser meint in Kap. 6, die Götter hätten den Germanen Gold und Silber versagt. Die beiden Edelmetalle hätten bei den Germanen kein großes Ansehen. Im *Beowulf* ist aufdringlich oft von Gold die Rede. Die Halle ist goldgeschmückt, die Könige verschenken mehr Gold, als dem Epos gut tut. Beowulf überreicht dem Strandwächter bei der Abfahrt ins Getenland ein Schwert mit goldenem Knauf.

Tacitus behauptet weiter in Kap. 7, die Germanen hätten kaum Eisen und nur vereinzelt Schwerter oder größere Lanzen. Im *Beowulf* spielen die Schwerter wie in allen germanischen Sagen eine wesentliche Rolle; sie sind von kunstreichen Schmieden erzeugt, sie sind etwas Besonderes und tragen Namen. Die Met-Halle Hrothgars wird von Eisenbändern zusammengehalten. Auch hier widerspricht der Dichter Tacitus, der die germanischen Behausungen als schlechte Holz- und Lehmbauten beschreibt. Heorot, die Met-Halle im *Beowulf*, wird mit ihrem Goldschmuck übertrieben als schönste Halle der Welt gezeichnet. Das Sitzen auf der Bank (Metbank!) stimmt hingegen wieder mit der Aussage des Tacitus überein, der dies als etwas Charakteristisches hervorhebt.

Sollte sich der Verfasser des *Beowulf* tatsächlich auf die Nachrichten des Tacitus beziehen, gibt es hier ein gravierendes Problem, wenn man annimmt, dass die *Germania* möglicherweise eine klerikale Fälschung des 15. Jhs. ist. Das wurde in den *Zeitensprüngen* bereits erörtert. [Topper; Jurisch]

Der *Beowulf*-Dichter schildert die Verbrennung seiner Hauptfigur in durchaus positiven Worten. Wenn er nun aber christlich war, hätte er die Leichenverbrennung ablehnen müssen, zumal England seit der Bekehrung von König Aethelberht I. von Kent durch Augustin (Weihnachten 597) zu jenen germanischen Ländern gehörte, die Rom besonders verbunden waren. Mit der Annahme des Christentums verschwand nicht nur in England der Brauch der Feuerbestattung, sondern überall in Europa. In Island, wo die Missionierung erst spät einsetzte, erhielt sich das Motiv in den Liedern der *Edda*. Wieso hatte der altenglische Kleriker, der von christlichen Werten durchdrungen zu sein scheint, keine Skrupel, die Leiche des Beowulf ohne christlichen Vorbehalt

dem Feuer zu übergeben? Hat er im 11. Jh. gelebt, so wird das Problem nur verschärft. Der *Beowulf* schwankt ständig zwischen Heidnischem und Christlichem. Die christliche Grundtendenz konnte einem traditionellen germanischen Publikum nicht zusagen, für christliche Zuhörer war der Schluss eine Zumutung, und für alle war die Komposition des Ganzen ein Ärgernis.

„Es gibt kein sonderbareres Gedicht in der gesamten germanischen Überlieferung“, schreibt Jan de Vries in seinem Buch *Heldenlied und Heldensage*. Der Dichter des *Beowulf* war gebildet. Sein Stil hält sich, wie bereits erwähnt, an antike Vorbilder. Dennoch müssen wir annehmen, dass die weltlichen Zuhörer (an Leser ist in dieser Frühzeit wohl nicht zu denken) adelige Haudegen waren, die an einer handfesten Geschichte interessiert waren. Der opulente Stabreimstil suggeriert ja auch Heldenatmosphäre. Was aber mutet der *Beowulf*-Dichter seinem Publikum zu? De Vries:

„Andererseits befremdet die schwache, sogar fremdartige (!) Komposition. Welcher echte epische Dichter wäre auf den Gedanken verfallen, eine Geschichte, die soeben ausführlich erzählt worden ist, noch einmal von Anfang an in den Mund des Helden selbst zu legen und ihn seinem König einen vollständigen Bericht ablegen zu lassen? Ferner ist zu bemerken, daß der Kampf mit Grendel nicht in einem logischen Zusammenhang mit dem Drachenabenteuer steht.“ [De Vries 1961, 81]

Der elegisch-lyrische Grundton, die Vorausdeutungen, die Abschweifungen zu anderen Sagenstoffen und die langwierigen Genealogien verlangsamen immer wieder die Handlung. Walter Klier hat es auf den Punkt gebracht: „Der Autor verzichtet souverän darauf, zu erzählen“. Dazu kommt das Fehlen jeglicher Konflikte. Der Dichter bietet statt dessen übertriebene sportliche Ausdauer, grausige Bluttaten und schaurige Fabelwesen an düsterromantischen Orten. Und alles ist dem Untergang geweiht: die goldenen Met-Hallen, die tapferen Helden, die Dänen und die Geaten. Der *Beowulf* enthält die schönsten elegischen Verse der altenglischen Literatur. Sie entschädigen für die fehlende Spannung.

Gleich zu Beginn des Epos gibt es einen erzähltechnischen Fehlgriff, der seinesgleichen sucht. Nach einem Lob der dänischen Tapferkeit kommt der Dichter auf die Vorfahren des Königs Hrothgar zu sprechen. Scyld war der Sohn des Scaef, und Scyld hatte einen Sohn, der Beowulf hieß. Doch Vorsicht! Dieser Beowulf hat nichts mit dem Helden des Gedichtes zu tun, er ist nur zufällig ein Namensvetter! Dieser andere Beowulf war so beliebt wie sein Vater. Und er hatte wieder einen Sohn, der hieß Healfdeane, und Healfdeane hatte zwei Söhne und zwei Töchter: Heorogar, Hrothgar, Halga und die Frau

des Onela. Erst Seiten später tritt der eigentliche Beowulf auf. Er kommt aus dem Land der Geaten (Ganten, Geten oder Goten nannte man die Bewohner Südschwedens), er entstammt der Sippe des Hygelac. Der Autor verlangt von seinen Zuhörern viel Aufmerksamkeit, Geduld und Ausdauer, bis er sie endlich mit dem Auftritt des eigentlichen Helden belohnt. Dazu kommt, dass die Engländer, die allein als Zuhörer in Frage kamen, im *Beowulf* nur dreimal erwähnt werden.

Auch die vom Skop vorgetragenen Heldensagen (Sigmund und Ermanarich, Finn und Offa) betreffen nicht die englische Vergangenheit. De Vries:

„Daraus können wir folgende Schlüsse ziehen: einmal, daß es im 7. Jahrhundert in England eine reich entwickelte Heldensage gegeben hat, die aber gar nicht auf die eigene nationale Vergangenheit beschränkt war, sondern in der fränkische, gotische und friesische Stoffe behandelt wurden.“ [De Vries 1961, 78]

Das Problem ist, dass Stoffe der heimischen Überlieferung erst gar nicht vorkommen! Der einzige Trost, der den altenglischen Zuhörern in dieser merkwürdigen Unterhaltung blieb: Sie mussten sich wenigstens nicht mit den tumben, mettrinkenden, altdänischen Kämpfen identifizieren, die sich zwölf Jahre lang von Grendel massakrieren lassen, ohne jemals eine Gegenaktion zu planen, die in dumpfe Trauer versinken, weil ihnen Grendel die Fröhlichkeit der Halle vermiest.

Aus alter Zeit gibt es nur ein Heldengedicht, das Vergleiche zulässt: das *Hildebrandslied*. Wie anders ist es geartet! Es schildert einen darstellungswürdigen Konflikt und kommt mit einem kargen Repertoire von Motiven aus. Die Handlung schreitet zügig voran. Der Schluss ist nicht erhalten, aber es ist unvorstellbar, dass hier am Ende eine lange Schilderung von Begräbnisfeierlichkeiten gestanden wäre. Im *Beowulf* ist das aber so. Das *Nibelungenlied*, das um 1200 entstand und bereits auf französische Vorbilder reagiert, mutet dem Zuhörer im ersten Teil auch einiges an Ausführlichkeit und Abschweifungen zu. Der zweite Teil ist aber spannend, der Schluss ist kurz und beinahe abrupt.

„Ich kann iu niht bescheiden, waz sider da geschach,
wan ritter unde frowen weinen man dâ sach,
dazuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
hie hat daz maere ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.“

Die Hauptgestalten sind tot, die Spannung ist vorbei, der Zuhörer hat nicht die Geduld, sich noch lange Nachreden anzuhören. Hat der Beowulf-Dichter am Ende die Totenfeier des Patroklos (oder des Hektor) aus der *Ilias* nachbilden wollen? In der *Ilias* wie im *Beowulf* tragen die Krieger Baumstämme zusam-

men und errichten für den Helden am Meeresstrand den Scheiterhaufen. Dort wird auch der Grabhügel errichtet. Die Klage des Volkes ist in beiden Epen erwähnt. Das Begräbnis des Beowulf hat allerdings auch in der *Edda* eine deutliche Parallele, ebenso wie die Runeninschriften auf Kriegesgerät.

Es ist verwunderlich, dass ein so langes Heldengedicht Jahrhunderte lang unbeachtet blieb. De Vries:

„Und der Beowulf? Auch dieses Gedicht blieb vereinzelt. Wir kennen keine anderen englischen Heldenlieder, die dem Beispiel des Beowulf gefolgt wären.“ [de Vries, 1961, 341]

Dafür gibt es altenglische Fragmente, die in der Nähe des *Beowulf* stehen. Als erstes zu nennen ist: *Widsith*, ein Stabreimgedicht, das aus 143 Langzeilen besteht und dem 7. Jh. zugewiesen wird, obwohl es erst in einer Handschrift des späten 10. Jhs. überliefert ist. *Widsith* ist ein adeliger Sänger aus dem Geschlecht der Myrginger, eines sächsischen Stammes im westlichen Teil Holsteins. Der Held erzählt von seinen Reisen zu (historischen) Herrschern, deren Lebenszeiten zwischen dem 3. und 6. Jh. liegen. Dem *Widsith* verdanken wir unsere Kenntnisse über das germanische Sängergewesen, zudem eine Reihe von Stammes- und Personennamen. Das Gedicht nennt 32 Fürsten mit ihren Stämmen, 54 Stämme ohne Fürsten, und 28 weitere Personennamen. Diese Aufzählung ist heute nur für den Historiker interessant, im übrigen ist sie unerträglich langweilig. Sie soll aber für die Zuhörer des Frühmittelalters faszinierend gewesen sein.

„Die poetische Qualität der Verse spricht auch heute noch an, während die Faszination, die für die Zuhörer des 6. und 7. Jahrhunderts von dem Namenskatalog ausgegangen sein muß, nicht mehr nachzuvollziehen ist; zuwenig wissen wir von den Empfindungen und Erinnerungen, die diese historischen und legendären Namen in ihnen hervorriefen.“ [Kindler 10213]

Drei weitere altenglische Stabreim-Fragmente, die mit dem *Beowulf* verwandt sind und in dieselbe Zeit datiert werden, bezeichnet man als *Elegien*, obwohl dieser Begriff heute umstritten ist. Diese merkwürdig wehmütigen Dichtungen erhielten im 19. Jh. die Titel: *The Wanderer*, *The Seafarer* und *Deor*. Die Entstehungszeit variiert zwischen dem 8. und 10. Jh.. Wie im *Beowulf* mischen sich in diesen Texten Elemente der heroischen und der christlichen Dichtung.

Ein anderes altenglisches Fragment, das mit dem *Beowulf* stofflich direkt in Verbindung steht, ist das *Finnsburglied*. Es stammt wie der *Beowulf* angeblich ebenfalls aus dem 8. Jh. und erzählt von der alten Feindschaft zwischen Dänen und Friesen, die beim Besuch des Dänenkönigs Hnaef in Finnsburg, dem Sitz des Friesenkönigs Finn, wieder auflodert. Im *Beowulf* bietet der

Sänger in der Halle einen Ausschnitt aus dieser blutigen Auseinandersetzung. Die Zusammenhänge zwischen den beiden Texten sind in ihren Einzelheiten nicht ganz geklärt. Einen Fehler muss man vermeiden: Der friesische Finn hat nichts mit dem irischen Finn zu schaffen. Der irische *Finn-Zyklus* oder der *Ossianische Zyklus* umfaßt die Sagen und Balladen um Finn mac Cumail und seine „fianna“ (Jäger-Kriegerschar). Diese Überlieferung führt schließlich zu einer der bekanntesten Fälschungen von Heldenliedern, zu James Macphersons *Ossian* (1762/63).

Wenn auch der friesische Finn mit dem irischen nichts gemein hat, so sehen viele in der Grendelsage ein irisches Märchen, das sich bis nach England und Island verbreitete. Die *Grettis Saga* (Die Geschichte des Grettir) entstand um 1300 in Island. Wir würden dieser Erzählung, die stofflich mit dem Märchen *Der starke Hans* verwandt ist, keine Beachtung schenken, wenn es nicht direkte Zusammenhänge mit dem *Beowulf* gäbe. Die isländische Familiensaga enthält nämlich eine Episode, die dem Kampf Beowulfs gegen Grendel nur zu ähnlich ist. Grettir kämpft wie Beowulf gegen einen Unhold, der aus der Halle Menschen raubt. In beiden Dichtungen verliert das Monster einen Arm und flieht ins Wasser. Der Held taucht ihm nach, findet die Höhle und besteht dort den Kampf gegen ein weiteres Ungeheuer. Das durch Blut gefärbte Wasser deuten die wartenden Genossen als Zeichen für den Tod des Helden. In der Unterwasserwelt finden beide Helden ein Schwert, das den gleichen Namen trägt. Beowulfs Schwert heißt „haeftmece“, Grettirs Schwert nennt sich „heptisax“. Während „mece“ und „sax“ das Schwert bezeichnen, ist das gleichlautende vordere Wort („haeft“ bzw. „hepti“) dunkel. Der Name dieses Schwerter kommt sonst nirgends vor, weder in der nordischen noch in der englischen Überlieferung. Dass der Isländer die Episode aus dem *Beowulf* kannte, wird von der Wissenschaft verneint. De Vries:

„Nun darf man es gewiß als höchst unwahrscheinlich betrachten, daß der Verfasser dieser Saga je Einblick in ein damals in einer Klosterbibliothek begrabenes und von niemandem gekanntes Manuskript hätte erhalten können.“ [De Vries 1961, 82]

Außerdem würden zwischen den beiden Werken Jahrhunderte liegen! So bleibt nur die Annahme, dass beide Dichtungen auf eine gemeinsame irische Tradition zurückgehen. Die Zusammenhänge bleiben auch hier rätselhaft.

Der *Beowulf* ist in einem einzigen Textexemplar auf uns gekommen. Der Kodex fand sich in der Bibliothek von Sir Robert Cotton (1571-1631), der einige der wichtigsten Zeugnisse der alten englischen Geschichte und Literatur zusammengetragen hatte. Durch Schenkung ging die Bibliothek im Jahre 1700 an den englischen Staat. Aus Geldmangel war sie schlecht untergebracht

und wurde durch einen verheerenden Brand im Jahre 1731 beinahe völlig vernichtet. Nur wenige wertvolle Kodizes konnten im letzten Moment den Flammen entrissen werden. Darunter befand sich auch Vitellius A.XV, die Handschrift, die den *Beowulf* enthält. Das Pergament ist an den Rändern angesengt, und obwohl es sich um einen vollständigen Text handelt, der im ganzen sehr leserlich ist, sind durch die Einwirkung des Feuers etwa 2.000 Buchstaben verloren gegangen.

Richten wir unser Augenmerk kurz auf Vitellius A.XV. Nach Cottons Tod (1631) wurde die Bibliothek neu geordnet, und die einzelnen Kodizes erhielten eine Signatur mit dem Namen der Kaiserbüste, unter der sie standen. Vitellius A.XV war also das fünfzehnte Buch auf dem ersten Bord unter der Vitelliusbüste. Die Handschrift besteht aus mindestens zwei früher unabhängigen Teilen, die der sonst versierte Cotton unpassender Weise zusammenbinden und mit einem Deckblatt des 14. Jhs. versehen ließ. Der erste Teil stammt laut Vermerk aus dem Besitz der Southwick Priory in Hampshire und kann hier außer Betracht bleiben. Der zweite Teil, auch bekannt als Nowell-Kodex, gehörte 1563 dem Antiquar Laurence Nowell. Er enthält neben dem *Beowulf* vier weitere altenglische Werke: das Fragment einer Christophorus-Legende, *Die Wunder des Ostens*, einen Brief Alexanders an Aristoteles, und das Judith-Fragment. Es handelt sich um Texte des 10. Jhs.

Cottons Bibliothekar Richard James, stellte Vitellius A.XV ein Inhaltsverzeichnis voran, auf dem er die enthaltenen Werke auflistete. Dort wo der *Beowulf* stehen müsste, hat James merkwürdigerweise einen freien Platz gelassen. 1696 hat ein gewisser Thomas Smith einen Bibliothekskatalog publiziert, in dem er auch Vitellius A.XV kurz beschreibt. Der *Beowulf* scheint nicht auf. Man vermutet, Smith habe sich an das von James verfasste Inhaltsverzeichnis gehalten und deshalb den *Beowulf* übersehen. Und schließlich gibt es noch eine Nachricht, die besonders merkwürdig ist: Franciscus Junius hielt Vitellius A.XV in der Hand, als er zwischen 1628 und 1650 das Judithfragment abschrieb. Er hat den *Beowulf*, der ja angeblich am Anfang der Handschrift stand, nicht gesehen. Junius hat dem ältesten germanischen Epos keine Beachtung geschenkt. Das ist nun ganz unmöglich, vor allem wenn man bedenkt, wer Franciscus Junius war.

Franciscus Junius (1589–1677) wurde von einem Verwandten, dem damals berühmten Philologen Gerhard Vossius erzogen, er studierte in Leyden Theologie und Philologie und ging, nachdem er seine Pfarrstelle aufgegeben hatte, als Erzieher beim Grafen Arundel nach London. Seit etwa 1640 arbeitete er als Erzieher im Dienste des Grafen von Oxford. 1651 kehrte er in die Niederlande zurück, wo er ganz seinen germanistischen Studien lebte. (Man

nennt ihn den Jacob Grimm des 17. Jhs.) Zwei Jahre verbrachte er in westfrieschen Dörfern, wo noch altfriesisch gesprochen wurde, um alte Texte besser zu verstehen. 1675 (er war 86 Jahre alt) ging er noch einmal nach England, wo er auf dem Landgut seines Neffen Isaak Vossius 1677 starb. Junius ist der erste Herausgeber von Ulfilas gotischer Bibelübersetzung (1665). Sein literarischer Nachlass enthält zahlreiche wichtige etymologische Arbeiten, unter anderem auch ein altenglisches Glossar. Als Junius den Vitellius A.XV in die Hand nahm, um die altenglische *Judith* abzuschreiben, soll er den *Beowulf* nicht beachtet haben? Es gibt nur eine Möglichkeit: Der Kodex hat den *Beowulf* noch nicht enthalten!

Die erste ‚sichere‘ Nachricht stammt aus dem Jahre 1705, als ein gewisser Humphrey Wanley in seinem Katalog altenglischer Handschriften den *Beowulf* erwähnte, ein paar Zeilen mitteilte und auf seinen Fund in seiner Privatkorrespondenz anspielte. Wanleys Hinweise führten schließlich den dänischen Gelehrten Grímur Jónsson Thorkelin fast hundert Jahre später zum *Beowulf*-Kodex. Von 1705 bis 1790 fiel das wertvolle Epos wieder in seinen Dornröschenschlaf zurück und dämmerte weitere hundert Jahre schlecht verwahrt seiner Entdeckung entgegen. Der Däne Thorkelin, angelockt durch die „Ger-Dänen“, die gleich am Anfang des *Beowulf* genannt werden, kam vermutlich auf die Vermittlung eines gewissen Richard Price nach London. Thorkelin fertigte mit einem Gehilfen zwei Abschriften des Epos an und besorgte 1815 die erste Ausgabe. Torkelins Abschriften sind heute noch Grundlage für die inzwischen verlorenen Wörter und Buchstaben, die seit 1790 von der angeschmorten Pergamenthandschrift weggebrochen sind.

Richard Price, Buchhändler und Antiquar, war vermutlich einer der „Freunde“, die Thorkelin drängten, den *Beowulf* im Druck herauszubringen. Thorkelin hat ihm keine gute Nachrede beschert. Er schreibt an Francis Douce, den früheren Kustos der Handschriftenabteilung im Britischen Museum:

„A certain Mr Price came here, you know him perhaps, and that is enough, for I never learned to know him, that gentleman preyed the groves of our Danish muses, and carried away spoils, equal to the Golden Fleece. He boasted to have done the same in England.“ [Prescott 1997a, 1]

Wenn Thorkelin schreibt, er habe diesen Mr. Price „nie kennen gelernt“, dann deutet er an, dass er den wahren Charakter dieses Menschen falsch eingeschätzt hatte. Thorkelins Anschuldigung ist schwerwiegend: Dieser saubere Gentleman hat den Hain der dänischen Musen geplündert („preyed“) und Beutestücke weggeschleppt, die dem Goldenen Vlies gleichkommen. Price habe sich angeblich gerühmt, das gleiche auch in England getan zu haben.

Wenn man nachliest, wie man mit dem aus dem Brand von 1731 geretteten Material der Cottonischen Bibliothek umging [Prescott 1997b], kann man sich leicht vorstellen, dass Diebe und Schwindler ein leichtes Spiel hatten. Die Kodizes, die nicht so arg beschädigt waren, wurden zum Teil auseinandergenommen, getrocknet und wieder gebunden. Da blieben einige Blätter übrig und konnten nicht mehr zugeordnet werden. Viel Material wurde zusammen mit verschmorten Pergamenthandschriften in Koffern und Schubladen verstaut und war Personen, die Interesse zeigten, frei zugänglich. Die Hüter der Überreste wurden aufgeschreckt, als einige Seiten aus einer seltenen Handschrift in einer Auktion angeboten wurden. Wenn es ohne weiteres möglich war, wertvolles Material aus den Cottonischen Beständen zu stehlen, dann war es vermutlich auch kein großes Kunststück, gefälschtes Material einzuschmuggeln. Merkwürdig ist, dass in den angesengten Überresten nicht nur verloren geglaubte Schriften wieder auftauchten, sondern auch „wertvolle“ Werke, die in den alten Bibliothekskatalogen nicht verzeichnet waren, unter anderem das einzige Textexemplar von König Alfreds Boethius-Übersetzung. Eine Schlüsselfigur bei der Auffindung verschollener alter Texte war Sir Frederic Madden, der ab 1837 als Kustos der Handschriftenabteilung des Britischen Museums auch die Cotton-Library betreute. Mit tüchtigen Gehilfen restaurierte er einige verloren geglaubte Kodizes, aber er entdeckte auch eine Reihe von Schriften, die in den alten Verzeichnissen nicht aufscheinen. Da viele Pergamentblätter durch den Brand von 1731 brüchig geworden waren, zerfielen sie unter den Händen der Restauratoren. So liegt vieles heute nur in Abschriften vor, und kein Mensch weiß, ob diese den zerfallenen Originalen entsprechen.

„...many of the Cotton Manuscripts are in a way replicas or reconstructions, made from the original materials by Madden and his colleagues.“

[Prescott 1997b, 30]

Madden war einer der besten Handschriftenkenner seiner Zeit. Trotzdem gibt es eine Episode, die ein merkwürdiges Licht auf diesen Mann wirft.

1757 hatte Charles Julius Bertram, Professor des Englischen an der königlichen Marineakademie in Kopenhagen, auf Drängen englischer Gelehrter ein von ihm entdecktes lateinisches Werk über Britannien drucken lassen, das angeblich von dem Mönch Richard von Westminster zwischen 1450 und 1472 eigenhändig geschrieben worden war. Die Abhandlung enthielt einige bis dahin unbekannt Einzelheiten über das römische Britannien und wurde von den meisten britischen Historikern mit großer Begeisterung aufgenommen. Nur wenige ahnten zunächst, dass es sich um einen Betrug handeln könnte. Erst nach 1845, nachdem der deutsche Schriftsteller Karl Wex die Echtheit des britischen Pausanias mit plausiblen Gründen bezweifelt hatte, gewannen

die Misstrauischen die Oberhand. Nur Sir F. Madden gehörte zu den Unentwegten, die nicht an eine Fälschung glauben wollten. Der Fälscher hatte in einem Brief eine Schriftprobe aus dem mittelalterlichen Kodex dargeboten. Der Vergleich dieser Zeilen mit der Handschrift in anderen Werken Richards zeigte deutlich, dass es sich nicht um dieselbe Hand handeln konnte. Nur Madden war trotz seiner Kenntnisse nicht zu überzeugen. Er hat zwar viel später seine Meinung geändert. Aber J. A. Farrer, der den Fall Bertram ausführlich darlegt, kann die Haltung Maddens nicht begreifen. Der Schluss, den er daraus zieht:

„Wenn der Kustos der Handschriftenabteilung des Britischen Museums und der Kustos der Cotton-Library so leicht von einer Fälschung irregeleitet werden konnten, von welchem Werte ist dann die Ansicht eines Sachverständigen?“ [Farrer 1907, 27]

Farrer wusste offensichtlich nicht, wie gern die Gelehrten des 19. Jhs. bereit waren, den Ruhm der nationalen Vergangenheit zu erhöhen. Hatte doch Madden selbst einiges an solchen Entdeckungen beigesteuert.

Wenn man das alles in Betracht zieht, so scheint es durchaus möglich, dass der *Beowulf* erst nach 1731 Teil von Vitellius A.XV wurde. Warum hat Richard James, der noch vor dem Brand von 1731 das erste Inhaltsverzeichnis anlegte, den Raum freigelassen, wo der *Beowulf* eingetragen werden sollte. Andrew Prescott meint, James sei so verblüfft gewesen, dass ihm die Hand den Dienst versagte.

Eine andere Frage wurde vermutlich noch nie gestellt: Warum hat man den für die altenglische Literatur so wichtigen *Beowulf* einen dänischen Forscher publizieren lassen, zu einer Zeit, als man in England so fieberhaft alte Texte suchte, dass so mancher in Ermangelung von echtem Material mutig drauflos fälschte. Warum hat man Wanleys Hinweise auf den *Beowulf* Thorkelin zugespielt und nicht einem englischen Gelehrten? Es fällt auf, dass die englischen Forscher den Dänen Thorkelin, der seine Ausgabe unter widrigsten Umständen zustande brachte, später in ganz unfairer Weise herabsetzten. Thorkelins *Beowulf*-Ausgabe war kein Erfolg beschieden. Das lag an der lateinischen Übersetzung, die dem altenglischen Text beigegeben wurde. Man ließ, wie bereits angedeutet, an Thorkelin kein gutes Haar. N. F. S. Grundtvig, der das Gedicht 1820 in einer dänischen Übersetzung herausgab, fügte 45 Seiten mit Thorkelins Fehllesungen an.

John Conybeare gewährte Thorkelin mildernde Umstände, aber John Mitchell Kemble ging in seiner *Beowulf*-Ausgabe (1833) mit Thorkelin streng ins Gericht. Thorkelins Ausgabe enthalte nicht fünf aufeinanderfolgende Zeilen ohne grobe Fehler. Thorkelin bewiese damit nur seine abgrundtiefe Unkennt-

nis der altenglischen Sprache. Kembles Ausgabe war Jacob Grimm gewidmet (Grimm hatte 1812 das *Hildebrandslied* veröffentlicht.). Kemble prangerte nicht nur Thorkelins angebliche Unfähigkeit an, sondern auch die der mittelalterlichen Schreiber, die nicht nur zahlreiche Wörter verschrieben und Verse verpatzt, sondern auch altes Vokabular und Anspielungen auf vergangene Umstände nicht mehr verstanden hätten. Jeder, der mit altenglischen Handschriften zu tun habe, wisse, wie hoffnungslos inkorrekt sie in jeder Hinsicht seien. Die mittelalterlichen Schreiber seien nicht nur unwissend, sondern auch höchst schlampig gewesen. Nach Kemble konnte der erhaltene Beowulf-Text nur eine spätere Abschrift sein. Dem hat Kevin Kiernan widersprochen.

Kiernan ist Professor an der Universität Kentucky. Um den gefährdeten *Beowulf*-Kodex zu schonen, erstellte er 1993 ein elektronisches Faksimile, das mit neuen photographischen Methoden arbeitet. Kiernan war bereits 1981 zum Schluss gekommen, dass der erhaltene *Beowulf*-Text das Arbeitsexemplar des Dichters gewesen sein muss. Die vielen sorgfältigen Korrekturen der beiden mittelalterlichen Schreiber lassen darauf schließen, dass sie ihren Text gründlich überprüften. Laut Kiernan stammen die vielen Korrekturen aus der Entstehungszeit des Kodex. Das würde bedeuten, dass die ganze Dichtung nicht im 8. Jh. entstanden sein konnte. Wenn es sich tatsächlich um das Arbeitsexemplar des Dichters handelt, so entstand der *Beowulf* also in der Zeit der Schreiber, also im 10. oder 11. Jh. Der *Beowulf* wäre also gleich alt wie die übrigen altenglischen Texte, die in Vitellius A. XV enthalten sind.

Es gibt kaum ein altenglisches Werk, in dem von den Schreibern so viel herumkorrigiert wurde wie im *Beowulf*. Ein und derselbe Buchstabe wurde an zahlreichen Stellen öfter als einmal weggeschabt und ersetzt. Merkwürdig ist auch, dass manche der ausradierten Wörter wieder durch dasselbe Wort ersetzt wurden. Und da sind schließlich die rätselhaften Seiten. Schon Thorkelin hatte die Fehlstellen bemerkt, die man auf spätere Beschädigung zurückgeführt hat. Andrew Prescott:

„On the folio numbered 192v an the manuscript [...] something very strange has happened.“ [Prescott 1997a, 4]

Es sieht so aus, als sei die Tinte in den Zeilen 2886-2891 durch einen Wasserschaden ins Fließen gekommen. Eine nähere Untersuchung zeigte aber, dass dies nicht der Fall war, denn es finden sich auf der Seite 192v sonst keinerlei Wasserspuren. Zuerst gab es die Theorie, dass die verblassten Zeilen durch eine spätere Hand nachgezogen wurden. Die Art und Weise, wie die Tinte nach außen floss, macht dies aber unwahrscheinlich. Die Verbesserung stammt vom Schreiber des Kodex. In den genannten Zeilen befindet sich auch eine Rasur mit einer Interlinearkorrektur. Das Ultraviolettbild macht das Aus-

radierte lesbar. Es handelt sich um dieselben Wörter. Warum hat der Schreiber ein Wort ausradiert und es wieder durch das gleiche ersetzt? Man hat das Phänomen so erklärt: Der Schreiber habe Probleme mit der Oberfläche des Pergaments gehabt; die Tinte sei an einigen Stellen vom Beschreibstoff nicht richtig aufgenommen worden. Deshalb habe er die schlechten Stellen ausradiert und die Wörter neu geschrieben. Das erklärt aber nicht, warum er die Wörter zwischen die Zeilen setzte. Prof. Kiernan legt dar, dass man die Interlinearschrift im elektronischen Faksimile mit modernen Korrekturmethode auf die Zeile setzen könnte. Er warnt also vor der Möglichkeit der Verfälschung des elektronischen Faksimiles. Das lässt tief blicken.

Auf Folio 179 fehlt auf beiden Seiten ziemlich viel Text. Die Fehlstellen folgen aber keinem erkennbaren Muster. Ganze Wortgruppen sind verschwunden. Sie verschwanden nicht durch Zufall, sondern sie wurden weggeschabt. Wurden sie absichtlich ausradiert? Prof. Kiernan glaubt, dass die Rasuren nicht aus späterer Zeit, sondern aus der Entstehungszeit des Kodex stammen. Einige der verlorenen Textteile zeigen eine merkwürdig graue Verfärbung, als seien sie mit einem Reagenzmittel behandelt worden. Der Sachverhalt ist schwer erklärbar, aber es herrscht darin Übereinstimmung, dass mit Folio 179 etwas Außerordentliches passiert ist. Kiernan hat die ausradierten Wörter durch Farbfotografie deutlicher gemacht, aber sie bleiben unlesbar, obwohl sie im Farbfoto so erscheinen, als müsste es doch möglich sein, sie zu entziffern. Prescott [1997a, 4]: „The erased words look tantalisingly legible in the colour photograph.“ Dass es im Kodex Fehlstellen gibt, die nicht mit dem Feuer- oder Löschwasserschaden von 1731 erklärt werden können, ist bemerkenswert. Wollte jemand künstliche Altersspuren anbringen? Auch die erste Seite zeigt rechts unten eine verwischte Stelle, die den Anschein von Gebrauchsspuren erweckt. Auch diese Stelle wurde durch Rasur unleserlich gemacht.

Der *Beowulf* ist in noch einer weiteren Hinsicht einzigartig. Ein Drittel des Vokabulars kommt in keinem anderen altenglischen Werk vor.

Aus welcher Zeit stammt der *Beowulf* also? Entweder ist er ein ausgefallenes Werk eines Mönchs des 11. Jhs., wie Walter Klier in seiner Rezension vermutet, oder es handelt sich um eine neuere Produktion. 1715 erschien die erste altenglische Grammatik (Elizabeth Elstob: *The Rudiments of Grammar for the English-Saxon Tongue*), das altenglische Glossar des Junius entstand bereits Jahrzehnte vorher. Es wäre denkbar, dass jemand tätig wurde, nachdem der isländische Bischof Bymjulf Sveinsson 1643 die *Edda* entdeckt hatte. Die schaurigen Naturszenen und die Sentimentalität, die Betonung von Umständen, die entweder bei Tacitus bezeugt oder durch die *Edda* bestätigt

werden, die Anlehnung an die *Ilias* könnten für eine späte Entstehung sprechen, wären da nicht die 3.183 Stabreimzeilen in einem echt wirkenden altertümlichen Idiom.

Der *Beowulf* ist zum Verdruss von J. R. R. Tolkien [112] als „dünn Bier“ bezeichnet worden. In der Tat, wer sich von dem ältesten vollständig erhaltenen germanischen Epos historisch gesicherte Aufschlüsse über dunkle Zeiten erwartet, ist enttäuscht. Der Verfasser des *Beowulf* steht im Verdacht, eine glorreiche Vergangenheit heraufbeschworen zu haben, die er nicht aus eigener Anschauung kannte. Der insgesamt immer noch gute Erhaltungszustand des einzigen erhaltenen Textexemplars, gepaart mit dem Fehlen jeglicher Spuren einer Rezeption (vergleichbar mit den Werken der Hrotsvith von Gandersheim [Tamerl 1999, 37-41, 93 ff., 107, 206, 281, 315]), lässt uns daran zweifeln, dass der *Beowulf* aus uralter Zeit stammt. Eines steht fest: Von der literarischen Produktion des 8. Jhs. können wir uns getrost verabschieden.

Literatur

- Allan, Syd: *Alternative Beowulf Translations* (<http://www.jagular.com/beowulf>)
Beowulf (2001): Übersetzung mit einem Essay „Zur Übersetzung des *Beowulf*“ von J. R.R. Tolkien; Stuttgart
- Beowulf. *Book Summary* (<http://www.campusnut.com>)
- De Vries, Jan (1961): *Heldenlied und Heldensage*; Bern, Sammlung Dalp, Bd. 78
- Farrer J.A. (1907): *Literarische Fälschungen*. Aus dem Englischen von Fr. J. Kleemeier; Leipzig
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Isaacs, Neil D. (1963): „Six Beowulf Cruces“; in: *Journal of English and Germanic Philology*; 119-128
- Jurisch, Alexander (1996): „Die Germania und die Germania oder gegen den grundlosen Kahlschlag in der Geschichte“; in: *ZS* 8 (4) 429-435
- Kiernan, Kevin S. (1997a): „The Conybeare-Madden Collation of Thorkelin's 'Beowulf'. Online-Version des gleichnamigen Artikels in: *Anglo Saxon Manuscripts and Their Heritage*, hg. v. Philip Pulsiano u. Elaine Trehame, S. 117-136
- (1997b): *The Electronic Beowulf*
(<http://www.uky.edu-kiernan/welcome-old/1993.html>)
- (1991): "Digital Image Processing and the Beowulf Manuscript". Online-Version des Artikels in: *Literary and Linguistic Computing* 6, 1991. Special Issue on Computers and Medieval Studies, hg. von Manlyn Deegan mit Armour und Mark Infusino, S. 20-27
- Kindlers Literaturlexikon* (1970); München (Deutschsprachige Sonderausgabe in 12 Bänden; „Beowulf“ s. 2. Bd., 1454 f.

- Klaeber, F. (Hg., ³1950): *Beowulf and the fight at Finnsburg*; Boston (Nachdruck 1968)
- Klier, Walter (2001): „Na, Grendel, wie schmeckt dir das?“; in: *FAZ*, 31. März 2001, Nr. 77, S. 42
- Langosch, Karl (1997): *Mittellatein und Europa*; Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Prescott, Andrew (1997a): „The Electronic Beowulf and Digital Restoration“. Online-Version des Artikels in: *Literary and Linguistic Computing* 12, 1997, 185-195
- (1997b): „Their Present Miserable State of Cremation“: The Restoration of the Cotton Library“. Online-Version des Artikels in: *Sir Robert Cotton as Collector: Essays on an Early Stuart Courtier and His Legacy*, hg. von C. J. Wright. London, British Library Publications, 1997, S. 391-454
(<http://www.uky.edu/~kiernan/eBeowulf/ajp-pms.htm>)
- Scheibelreiter Georg (1999): *Die barbarische Gesellschaft. Mentalitätsgeschichte der europäischen Achsenzeit. 5. - 8. Jahrhundert*; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Tacitus (1975): *Germania. Bericht über Germanien*. Lateinisch und deutsch. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Josef Lindauer; dtv Zweisprachig. München
- Tamerl, Alfred (1999): *Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung*; Mantis, Gräfelzing
- Topper, Uwe (1996): „Wer hat eigentlich die Germanen erfunden?“; in: *ZS* 8 (2) 169-185

Alfred Tamerl, A-6491 Schönwies, Dorf 3

Vom Rütteln (an) der Wahrheit

Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese

Heribert Illig

Wer vielleicht gehofft hatte, dass der Phantomspuk des Mittelalters nur noch in tiefen Gewölben stattfindet, muss sich einmal mehr getäuscht sehen. Erstmals wurde von unabhängiger Seite aus ein ganzes Wochenendseminar zum fiktiven Mittelalter abgehalten. Während Gunnar Heinsohn und der Verfasser in **Fürth** alle möglichen Aspekte darlegten, glänzte die Gegenseite durch Abwesenheit. Georg Batz, der Veranstalter der *Thomas-Dehler-Stiftung Aktionszentrum Mittelfranken*, war es nicht gelungen, aus den umliegenden Universitäten Referenten zu gewinnen. Prof. Dieter B. Herrmann aus Berlin hatte wenigstens zugestimmt, dass sein hier bereits besprochener Artikel aus dem *Skeptiker* [vgl. ZS 1/0, 117-121] vorgelesen werde. Der damit beauftragte Dr. Anton Wohlfart ließ es aber nicht dabei bewenden, sondern gestaltete aus diesem Artikel und jüngsten Äußerungen des Astronomen einen eigenen, objektiven Vortrag.

Herrmann – die sechste

So bekam auch ich Kenntnis von der jüngsten und damit sechsten Äußerung von Prof. Herrmann zur astronomischen Seite der Mittelaltererfindung. Er hatte vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät einen Vortrag über *Die astronomischen Grundlagen der Chronologie* gehalten.

Dort ging er zunächst auf die Grundlagen dieser wichtigen Hilfswissenschaft der Geschichtswissenschaft ein: über Zeiteinteilung bei den verschiedenen Völkern und unsere Möglichkeiten, deren Begebenheiten in ein richtiges Zeit-Verhältnis zu bringen. Über Sonntag, Tropisches Jahr und Synodischen Monat kam er zu den Römern und zum julianischen Kalender.

Er vertritt nach wie vor die Meinung, dass der August erst für Augustus auf 31 Tage verlängert worden sei, räumt aber mittlerweile ein, dass wir über das Konzil von Nicäa nicht „sehr genau“ informiert sind, weil er inzwischen die vatikanische Kongresspublikation anlässlich der 400. Wiederkehr der Gregorianischen Kalenderreform von Coyne et al. studiert hat. Er räumt weiter ein, dass es über den Frühlingsanfang zu Cäsars Zeiten widersprüchliche Angaben gibt, nämlich den 21.3., den 24.3. und den 25.3. Mittlerweile hat er auch Alexander Demandt [5] gelesen und weiß, dass von den insgesamt rund 250 Nachrichten über antike Sonnen- und Mondfinsternisse mehr als 80 %

entweder ungenau oder sogar falsch sind. Außerdem ist er zum entschiedenen Gegner der rückgerechneten Finsternis des Thales geworden; er spricht ihm sogar zu Recht die Prognosefähigkeit ab. So hat Herrmann eine ganze Reihe von Fehlern bereinigt oder zurückgenommen, mit denen er mich bei seinen ersten Publikationen astronomisch widerlegt glaubte.

Das bedeutet keineswegs, dass er mit mir konform ginge. So will er glauben machen, ich hätte anfänglich nur die These aufgestellt, dass Karl der Große niemals gelebt habe, um dann allmählich zu begreifen, dass solches in einem Geschichtsganzen nicht möglich sei, worauf ich meine Theorie immer mehr ausgeweitet hätte. Meine übrigen Leser wissen, dass es von Anfang an um fiktive Zeit ging. Die Frage war nur: Gibt es im Osten eine durchgehend leere Zeit, im Westen dagegen zwei Leerzeiten, von einem Realkarl durchbrochen? Wegen dieser Fragestellung hatte ich mich mit Karl d. Gr. beschäftigt und festgelegt, dass es sich um einen Riesen auf tönernen Füßen handelt.

Herrmann sucht weiterhin Rückhalt bei F. Krojer, stützt sich auf den von mir bereits widerlegten Prof. M. Trömel [vgl. ZS 1/01, 121 ff.] und vergleicht mich mit Däniken, indem er mahnt, dies nicht leichtfertig zu tun. Immerhin hält er mir zugute, dass meine „Provokation“ – eine seltsame Bezeichnung für mindestens 2.000 Seiten Argumentation – dazu geführt habe, dass neue Stützpfeiler aufgespürt und ins chronologische System eingebaut worden seien, womit sich die gesamte Statik verbessert habe.

Ich finde es erfreulich, dass wieder einmal ein Astronom Interesse für Chronologie und Kalenderrechnung zeigt. Es verwundert mich etwas, dass er uns über alle seine Irrungen und Wurrungen auf dem Laufenden hält, anstatt einmal inne zu halten, um dann mit einer konzisen These vorzutreten. Aber er hat offenbar erkannt, dass er am schnellsten vorankommt, wenn ich seine jeweiligen Fortschritte korrigiere und die *Zeitensprünge* nach Berlin schicke. Es wäre allerdings bei diesem mittlerweile sechsten Anlauf hoch an der Zeit, mir seine Arbeiten direkt zuzuleiten. Schließlich besteht doch die Gefahr, dass der eine oder andere Irrtum wechselweise allzu lange unkorrigiert bleibt.

Der *Skeptiker* bringt zwei weitere Diskussionsbeiträge

Auch eine zweite erfreuliche Entwicklung ist zu vermelden. Der *Skeptiker* hatte im letzten Heft des Jahres 2000 Dieter B. Herrmanns Artikel gegen die Phantomzeitthese gedruckt und lange gezögert, mich im Gegenzug zu Wort kommen zu lassen. Aber im Juli erhielt ich plötzlich Korrekturfahnen meiner im Januar eingesandten Antwort, Ende August erschien sie dann im Druck, gefolgt von einer Einrede des Redaktionsleiters Stephan *Matthiesen*. Auf ihn

kann ich noch einmal beim *Skeptiker* selbst antworten, tue es aber hier auszugswise für die nicht vereinsgebundenen LeserInnen.

Mathiesen [=M.] argumentiert wie Herrmann mit den beiden Sonnenfinsternissen des Hydatius, moniert aber zunächst, dass ich vieles über Finsternisse schreiben würde, aber zuwenig über diese beiden. Ihm war natürlich peinlich, dass bei Herrmann vieles zu beantworten und zu kritisieren war. Dann kommt es härter, hatte ich doch mit Burgess eine wichtige Quelle von 1993 nicht herangezogen: „Illig riskiert damit von Seiten der historischen Fachwelt mindestens den Vorwurf der groben Oberflächlichkeit“ [M. 76]. Mit was für einem Vorwurf wird er nun seinem Autor Herrmann mindestens drohen? Der hatte weder Hydatius noch Burgess gelesen, sondern nur eine dritte, nicht ganz taurische Publikation von 1899. Ich habe zumindest den lateinischen Originaltext studiert, der so oft auch nicht ediert worden ist, nämlich 1850 in Paris, nur 1894 in Deutschland, zuletzt 1993. Den Vorwurf, die jüngere Quelle nicht benutzt zu haben, muss ich akzeptieren. Doch bleibt das Ergebnis unverändert: Bischof Hydatius interessiert sich bei seiner Chronik weniger für Päpste als für Finsternisse. Kennt er diese taggenau, irrt er sich bei jenen um Jahre, Monate und Tage beiseite lassend. Das kann auch Matthiesen nicht erklären, sondern nur verunklären [M. 77]:

„Sicher Hydatius ,konnte Fehler machen, konnte sich irren, und manchmal hatte er ungenaue oder unvollständige Informationen“ (Burgess 1993, S. 31). Aber eine akribische Fehlerlosigkeit zu verlangen, wie es Illig tut, wäre ein Anachronismus. Hydatius war kein moderner Historiker, dem es um die möglichst neutrale, faktische Aufzählung von Ereignissen ging. Chroniken in der Spätantike waren vielmehr eine literarische Gattung, deren Ziel es war, die menschliche Geschichte in den Kontext einer Entwicklung von der biblischen Schöpfung zur Wiederkehr Jesu zu stellen – und es deutet einiges darauf, dass Hydatius ,der Datierung historischer Ereignisse nicht die gleiche Bedeutung zugemessen haben mag wie wir es tun‘ (Carr 1994), während ihm himmlische Zeichen wichtig waren.“

Es ging also dem Bischof darum, den Weg von der Schöpfung bis zur Wiederkehr Christi darzustellen. Da sollte doch auch der Stellvertreter Christi auf Erden eine gewisse Rolle spielen. Von mir aus dürfte sich Hydatius allemal um ein paar Wochen bei der jeweiligen Papstinthronisation irren. Aber die Zeichen des Himmels taggenau festzuhalten, bei seinen ‚Vorgesetzten‘ jedoch um Jahre zu irren, genau das Phänomen harrt noch seiner Lösung, denn auch Herrmann hat noch keine. Matthiesen zitiert übrigens Burgess, als wenn er ihn kennen würde, aber ausschließlich aus der vierseitigen Rezension von Karen Carr aus dem Internet.

Matthiesen hat auch bemerkt, dass Herrmann in seiner Suche nach einem einzelnen Ereignis, „das die historische Chronologie an der Astronomie unzweifelhaft einhängt“, „etwas Unmögliches versucht“ [M 77]. Mein Kritiker ist vielmehr der Meinung, „dass sich das ganze System von allen Sonnenfinsternissen und historischen Quellen zu einem stabilen Netz zusammenfügt“ [ebd.]. Nachdem Herrmann jüngst eingeräumt hat, dass mehr als 80 % aller antiker Finsternisberichte entweder ungenau oder sogar falsch sind (s.o.), geht es nicht um ein stabiles Netz, sondern um ein fast mit Gewalt zusammengezurtes Flickwerk, das „die Mehrheit derer, die sich gegenseitig Kompetenz zuschreiben, für das Zutreffendste halten“ – so hat es im letzten September der Neurobiologe Wolf Singer den Historikern auf ihrer Aachener Tagung ins Stammbuch geschrieben [vgl. ZS 4/2000, 630]. Das von Matthiesen imaginierte „solide Bild“ ist nur eine Wunschvorstellung.

Im nächsten Abschnitt vertritt er die Meinung, dass die Kalenderfrage für ein erfundenes Mittelalter irrelevant sei. Denn die Gregorianische Reform hätte sich in keiner Weise um Cäsar gekümmert; vielmehr musste „der Kalender wieder der Situation angeglichen werden, die zur Entstehung der Ostertafeln herrschte – also der Spätantike“ [M. 77].

Hat sich demnach Gregors Kommission an den Ostertafeln des Theophilus (für die Jahre 380-474) oder Cyrill (437-531) oder Victorius von Aquitanien (457-989) oder Dionysius Exiguus (532-626) oder Beda Venerabilis (532-1063), vielleicht gar an Abbo von Fleury orientiert, der († 1004) alle Ostertermine von Christi Geburt bis 1595 errechnet hat [u.a. Duncan 105; Borst 65]? So vermeidet Matthiesen die Skylla ‚Nicäa‘ und strudelt bei der Charybdis ‚Ostertafeln‘ in den Orkus, glaubt aber bewiesen zu haben, dass die antike Datierung der Tagundnachtgleiche für die Reform von 1582 irrelevant war. So wäre es purer Zufall, dass wir mit dem 21. 3. dasselbe Datum für die Äquinoktie haben wie die alten Alexandriner...

Indem Matthiesen sich der Archäologie zuwendet, will er nicht ins Detail gehen, sondern weist den erstaunten Leser darauf hin, er sei aufgerufen, sich an Hand der Literatur selbst ein Bild zu machen. Dann zitiert er drei Mal Rudolf Schieffer. Doch dieser große Urkundenkenner ist gerade hier kein Fachmann, hat er doch bei der Rundfunkdiskussion 1996 die Diskussion in dem Moment abgebrochen, in dem ich die archäologische Situation ansprach: „Ich werde mich da zurückhalten. Ich bin kein Kunsthistoriker und werde mich zu den baugeschichtlichen Dingen nicht äußern“ [vgl. ZS 1/96, 114].

Auf allzu dünnes Eis geraten, versucht sich Matthiesen in Finten. So pariert er Untermanns jüngsten Befund zu Aachen, von mir aus dem Katalog der Paderborner Karolinger-Ausstellung (1999) zitiert, mit einer ablehnenden Äußerung Schieffers von 1997. Weiter dürfe ich aus dem Paderborner Katalog

nicht die Aachener, sondern nur die Paderborner Fundlage ansprechen – dieses Novum wird sich vielleicht als ‚Matthiesen-Schikane‘ durchsetzen. Gerade in Paderborn gäbe es „eine ununterbrochene Sequenz archäologischer Schichten, die den angeblich fehlenden Zeitraum umfasst“ [M. 78]. Doch enthält der genannte Katalog überhaupt keine Stratigraphie von Paderborn, statt dessen den Hinweis, warum die so schlecht dokumentierte Grabung ab 1963 keine erbracht hat:

„Eine direkte Verknüpfung aller Grabungsbestandteile wie das Zusammenbringen von Schichten mit den entsprechenden Funden oder die Benennung eines Profils auf einem Foto erfolgte jedoch in der Regel nicht“ [Mecke in Stiegemann/Wemhoff III.180].

So bleiben ihm als Einwand nur noch die Begräbnisse der Karolingerzeit. Er kann noch nicht wissen, dass der Übergang von Bestattungen mit zu solchen ohne Beigaben einigermaßen willkürlich datiert wird, wie Anwander und ich in dem ‚Bayern-Buch‘ detailliert zeigen werden. Aber er könnte wissen, dass karolingische, ottonische und staufische Begräbnisse mangels Beigaben praktisch nicht unterschieden werden können, außer mit C14-Messungen – und auch dann darf noch gezweifelt werden.

Matthiesen zitiert dann wieder Schieffer, der 1997 bemängelt hat, dass die politische Entwicklung bei Langobarden, Byzantinern, Slawen, Bulgaren und Moslems bei mir völlig ungeklärt sei. Schieffers Kritik war schon damals nur zum Teil richtig, heute ist sie obsolet. Doch um das zu bemerken, hätte Matthiesen auch mein zweites Buch [1999] aufschlagen müssen, in dem die geforderte Entwicklung des Islams skizziert und manches zu den Langobarden gesagt wird, oder eine ganze Reihe von *Zeitensprünge*-Heften, in denen vor allem M. Zeller und K. Weissgerber viel über Slawen und Bulgaren geschrieben haben. Im zweiten Buch wäre auch die Antwort auf so manches gestanden, was Matthiesen vermisst: Wer „eigentlich die groß angelegte Fälschungsaktion im Hochmittelalter durchführen konnte“ [M 78]. Dann käme es nicht zu Missverständnissen, wie sie in folgender Frage deutlich werden: Warum

„sollten auch byzantinische, islamische und chinesische Würdenträger ein Interesse gehabt haben, für den abendländischen Kaiser nicht nur Abertausende von Quellen zu fälschen und ganze Geschichtswerke und Philosophien zu erfinden, sondern auch noch Städte und Landschaften umzugraben, um spätere Archäologen zu täuschen?“ [M 78 f.].

Hier kann oder will einer nicht verstehen. Insofern ist es auch sinnlos, ihn darauf hinzuweisen, dass nur das bisherige Geschichtsbild dazu zwingt, z.B. Ungarn als Landschaftspfleger zu sehen, die die Blüte der Karolingerzeit spurenlos untergepflügt haben [Anwander 1998, 87, passim], oder Karolinger als „Recycler“ aller früherer und eigener Kultur, wie in Köln oder Ampurias [ZS

2/2000, 286, 289]. Nur die Phantomzeitthese befreit die Historie von derartig sinnlosen Erklärungsversuchen.

So stolpert der Kritiker in die selbst gegrabenen Gruben. Am peinlichsten für ihn: Wer anderen den Vorwurf der groben Oberflächlichkeit anhängen will, sollte zumindest die Texte gelesen haben, die er kritisiert. Auch ein Skeptiker ist davon nicht entbunden.

Matthiesen verteilt abschließend noch einige Zensuren, zum Teil nicht einmal ganz schlechte. Anfangs lief die Phantomzeitthese für den *Skeptiker* unter Parawissenschaft, jetzt ist sie nicht einmal mehr furchtbar, sondern nur noch fruchtlos. Darin, dass diese Thesen nicht weiterführen, sieht er den Hauptgrund dafür, dass immer weniger Historiker bereits seien, darüber zu diskutieren. Er rät mir deshalb, meine Kenntnisse und Arbeitskraft nicht so unproduktiv wie bislang einzusetzen. Das wird schwer werden, da er außerdem meinen Schreibstil sehr ermüdend und einer Diskussion durchaus abträglich findet. Schließlich würde ich gegen Kritiker wie Krojer oder Rothwangl Wendungen verwenden, die er als „unerfreulichen Diskussionsstil“ empfindet [M. 79]. So einfach ist das: Meine Kritiker und Gegner dürfen mich ungetadelt nach Lust und Laune auch unter der Gürtellinie attackieren; wehre ich mich dann auf einem deutlich gemäßigtem Niveau, dann ist mein Diskussionsstil unerfreulich. Eines dürfte für den *Skeptiker* ganz neu sein. Erstmals schützt einer ihrer Redaktionsleiter einen Autor von *raum&zeit*...

Auch deshalb werde ich skeptisch ob der Skeptiker. Sie sehen sich – obwohl im Grunde nur ambitionierte Laien – als Schützer der herrschenden Lehre und Professorenschaft. In dieser Eigenschaft tadelt Matthiesen sogar Herrmanns leise Kritik – „Standesdünkel“ – an den Historikern. Jedwede Schuld hat ausschließlich bei mir zu liegen. Hier hat er dann doch irgendwie Recht, denn die These ist nun einmal von mir in die Welt gesetzt worden, was in seiner dogmatischen Sicht niemals hätte geschehen dürfen.

Äquinoktien und Sonnenfinsternisse

Es wäre schön gewesen, in Sachen Finsternisse und Kalender voranzukommen. Zwei Möglichkeiten gab es. Peter Winzeler hatte in seinem letzten Artikel auf den Theologen Ethelbert Stauffer hingewiesen. In dessen höchst interessanten Schriften fand ich den Hinweis auf den sogenannten Evangelienstein von Priene [Stauffer 30]. Dieser berichtet genauso wie Fragmente aus Apamea Kibotos, Dorylaion, Maionia und Eumeneia von einem Edikt des Gouverneurs von Asia, in dem als Jahresbeginn der 23. 9. festgelegt wird, der Geburtstag von Kaiser Augustus. Er ist als der neunte Tag vor den Kalenden

des Oktober bezeichnet [Sherk 124-127]. Dies wurde teils auf Latein, teils auf Griechisch im Jahre 9 v. Chr. festgelegt.

Theologen interessiert hier die Verwendung des Wortes „Evangelium“ in einem amtlichen Text vor Christi Geburt. Es bezeichnet die Feier der kaiserlichen Epiphaniien. Mich interessierte das Datum, wobei auch Stauffer die Nähe zur Herbsttagundnachtgleiche anführte, die heutzutage auf dem 23. 9. liegt. Doch genau darüber verlaudet in den Fragmenten nichts – die Neufestlegung des Jahresbeginns geschieht nicht wegen der Gleichheit mit der Herbstäquinoktie, aber auch nicht in bewusster Abkehr von der Äquinoktie. So erfahren wir auch aus diesen Tafeln nicht, ob nun unter Augustus die Herbstäquinoktie auf den 23. 9. gefallen ist. Bei Identität wäre die Kalenderfrage zu Gunsten der Phantomzeit geklärt – so bleibt weiterhin eine Unsicherheit.

Ähnlich steht es mit der von Günter Lüling ins Spiel gebrachten Sonnenfinsternis kurz vor dem Tod Mohammeds [ZS 2/01, 249]. Er hat mir freundlicherweise auch den zugehörigen Artikel [Sfar 2000] zur Verfügung gestellt, aber hier greifen wir wieder in Watte. Da kein Datum für die Finsternis tradiert ist, können nur rückgerechnete Finsternisse mit den bisherigen Lebensdaten Mohammeds abgestimmt werden. Solche mehr oder weniger gut passende Finsternisse gibt es zu viele, als dass hier irgend eine Sicherheit gewonnen werden könnte. So kann auch die islamische Überlieferung nicht weiterhelfen. Matthiesens „stabiles Netz“ ist in diesem Fall nur fromme Übereinkunft.

Aachens Thron aus Jerusalem

Dr. Sven Schütte hat die seit nunmehr 17 Monaten versprochene Monographie über den Aachener Thron leider immer noch nicht fertig. Doch erschien wenigstens ein Zeitungsartikel, in dem er „die Ergebnisse seiner Arbeit erstmals öffentlich zusammen[fasst]“. So kann ich jetzt allmählich nachvollziehen, was ich seiner Meinung nach bereits im April 2000 von ihm gelernt haben hätte müssen [vgl. ZS 3/2000, 476 f.]. Sein Artikel ist mir so oft wie kein anderer von wachsamem Abonnenten geschickt worden. Dafür bedanke ich mich bei allen an dieser Stelle sehr herzlich. Schütte [2001] stellt gleich eingangs klar, was ihn emotional bewegt:

„In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts nämlich war er [der Thron] Kaiser Karl abgesprochen und den Karolingern ‚entrissen‘ worden. [...] Und da die Quellen aus Karls Zeiten über den Thron erstaunlicherweise schweigen, durfte Otto I. auf dem Sitz Platz nehmen.“

Diese einstige ‚Untat‘ der dendrochronologischen Vorreiter E. Hollstein und B. Becker wollte der Kölner Archäologe Schütte wieder gut machen. Als im

April 1999 von einer Kommission unter Leitung von Dompropst Müllejans eine neue Untersuchung beschlossen worden ist, übernahm er den Auftrag

Sein erstes Ergebnis: Der Boden unterm Thron ist unbenutzt und frisch geschliffen. Also muss der Thron unmittelbar nach Legung des Bodenmosaiks – aus ägyptischem Kaiserporphyr, weißem Marmor und spinatgrünem antiken Porphyraus Thessalien – aufgestellt worden sein. Schütte hat bislang nicht darauf hingewiesen, dass bei der Renovierung und Antikisierung in wilhelminischer Zeit der Boden zumindest rings um den Thron erneuert worden ist. Im übrigen hätte er, so der Boden wirklich zur Zeit des Kirchenbaus gelegt worden ist, damit nur bewiesen, dass Kirche und Thron gleichzeitig errichtet worden sind. Über beider Bauzeit lässt sich so nichts aussagen.

Wie die neue Datierung des Throns respektive der Hölzer im Thron gelang, soll Schütte in seinen eigenen Worten schildern:

„Zur Sicherheit waren an dieser Untersuchung mehrere Analytiker, Dendrochronologen (die das Alter nach Jahresringen bestimmen – d. Red.) und Radiokohlenstoff-Forscher beteiligt. **Statistiker rüttelten die Kurven – und siehe da:** Der große Karl darf wieder Platz nehmen. Der Unsicherheitsfaktor beträgt nur wenige Jahre, und so dürfen wir heute als sicher annehmen, dass der Thron zu Lebzeiten Karls, also um das Jahr 800, errichtet worden ist. Boden und Gittertürchen zum Blick auf den Hauptaltar der Kirche gehörten damals schon ebenso dazu wie Tonnengewölbe und die kostbaren antiken Säulenschäfte vor dem Thron.“ [Hvhg. H.I.]

Wir erinnern uns an die Worte der französischen Dendrochronologen G. Lambert und C. Lavier. Diese beschuldigten ihre englischen und deutschen Kollegen, magische Daten mit geheimen Methoden zu erzeugen [vgl. Niemitz 310]. Präziser kann man auch die Arbeit der einschlägigen Spezialisten in Aachen nicht beschreiben. Was ist so eine ‚sichere Annahme‘ wert? Gar nichts. Das einzige, was als sicher angenommen werden kann ist, dass die neue Untersuchung genau das Ergebnis produziert hat, das die neue Kommission für die Aachener Ausstellung „*Krönungen*“ im Jahre 2000 haben wollte. Merkwürdigerweise spricht Schütte diese Ausstellung – der neu datierte Thron war ihr wichtigstes Exponat – mit keinem Wort an, als hätte es keine spezielle Intention für die Restaurierung gegeben. Da er die Kirche samt Gewölben und Bronzegitter unmittelbar vor dem Thron entstehen sieht, glaubt er ihre herkömmliche Datierung gegen mich abgesichert zu haben.

Wie steht es nun mit dem Nachweis, dass die Marmorteile des Throns vom Grab Christi in Jerusalem stammen? Schütte äußert sich nach Müllejans Jubel [vgl. ZS 1/01, 114-117] erstmals selbst. Zunächst ergaben genaue Untersuchungen, dass die Stufen des Throns „voller Graffiti mit Kreuzen und Kalvarienbergen“ sind. „Eine frühe Darstellung der Kreuzigung aus dem 5. oder 6. Jahrhundert

war bei Errichtung des Throns angeschnitten worden.“ Weiter zieht er die Gesandtschaften Karls heran.

„An Weihnachten des Jahres 799 traf eine Delegation des Patriarchen von Jerusalem in Aachen ein. Sie überbrachte Grüße, wertvolle Reliquien und ‚die Dinge‘ vom Grab des Herrn, wie die Reichsannalen vermerken - oder, wie es in einer anderen historischen Quelle heißt: vom Auferstehungsort des Herrn. Reich beschenkt zog die Delegation im neuen Jahr davon, begleitet vom Hofgeistlichen Zacharias. Er kam ein Jahr später zurück, doch nicht nach Aachen, sondern an Weihnachten nach Rom, pünktlich zur Kaiserkrönung Karls. Er brachte symbolisch die Stadtschlüssel Jerusalems mit und die Schlüssel zum Heiligen Grab. Sollten die Graffiti mit den Kalvarienbergen und der Kreuzigung damit etwas zu tun haben?“

Hier staunt der Leser. War nicht erst letztes Jahr auf dem Historikertag in eben diesem Aachen von Prof. Fried verkündet worden, dass das „gedächtnisadäquat manipulierende Verfahren“ der Reichsannalen die historischen Vorgänge merkwürdig verformt [vgl. ZS 4/2000, 631 f.]? Ist dieser schöne Bericht nicht Beweis genug für fromme Verklärungen? Nachdem Einhard als ebenso gute oder schlechte Quelle gilt, muss denn doch gefragt werden, warum der Patriarch von Jerusalem Monate im Voraus das Krönungsdatum kannte, während Karl am Weihnachtstag 800 vom Papst mit der Krone überrascht werden konnte? Wieso wäre die Jerusalemer Delegation mit steinbeladenen Ochsenkarren quer durch Europa bis Aachen gezogen oder auf die weite Schiffsreise von Jaffa über Gibraltar bis Rotterdam gegangen – unbehelligt von den Arabern? Sollen wir uns unter den „Dingen“ wirklich tonnenschwere Baumaterialien vorstellen? Und warum wird eine heiligmäßige Darstellung, die den Marmor als Reliquie ausweist, beim Aufstellen einfach zerschnitten? Und wieso gibt es jetzt Kreuzigungsdarstellungen schon aus dem 5. Jh.? Die Kunstgeschichte kennt als früheste jene der Holztüren von St. Sabina in Rom aus dem 5. Jh., bei der aber Christus gewissermaßen *vor* dem kaum sichtbaren Kreuz steht. Hier haben wir ein Triumphbild vor uns, keine Kalvarienbergszene, die von der Kunstgeschichte bislang deutlich später gesehen worden ist. Schütte muss noch auf viele Fragen Antworten finden, bevor er seine Monographie abschließen kann.

Martin Biddle als Kenner des Hl. Grab in Jerusalem weiß, wie „wenig der ursprünglichen Substanz der unter Kaiser Konstantin und seiner Mutter Helena im vierten Jahrhundert erbauten Kirche“ erhalten ist.

„Auf der Grabbank des Grabes Christi aber liegt eine Platte aus exakt dem gleichen antiken Marmor und mit den gleichen Bearbeitungsspuren, wie sie auch auf den Aachener Thronplatten zu finden sind. Und Gol-

gotha, nahebei in der Kirche, zeigt die gleichen Mengen von Graffiti wie die Stufen des Aachener Throns.“ [Schütte]

Ich habe bereits – ohne Kenntnis von Schüttes Argumentation – dargelegt [ZS 1/01, 114-117], dass gerade dieser Nachweis zwingend auf eine Marmorentnahme frühestens nach 1009 verweist. Denn erst musste Sultan el Hakim das Grab Christi wegmeißeln lassen, bevor der verbleibende Rest mit einer neuen Platte zugedeckt werden konnte.

Schütte würdigt nun die Leistungsfähigkeit von Küchensieb und Hausstaubsauger in seinen Händen. Denn er fand im Innern des Throns einen winzigen Nagel mit goldenem Kopf. Er fehlt in der Stephansbursa der Reichskleinodien. So hatte die Stephansbursa, auf der die deutschen Könige ihren Eid ablegten, einen Platz im Lindenholkern des Throns. Wir wundern uns natürlich, dass aus Eichenbrettern nun ein Lindenholz aus der Zeit um 800 geworden ist – oder gibt es einen zusätzlichen, unerwähnten Holzkern? –, vermissen allerdings die Stringenz in Schüttes Argumentation. Denn auch wenn der Holzkern, wie vor Schütte geglaubt, aus dem 10. Jh. stammte, würde die Bursa genauso ihren Platz finden, und zur Zeremonie gehörte sie ohnehin. Zu klären wäre vielmehr, seit wann die Bursa zur Zeremonie gehört hat.

Suchen wir den Kern von Schüttes Zusammenfassung. Weil Statistiker rüttelten, sind die Thronbretter karolingisch geworden. Beim Bodenbelag ist – wenn überhaupt – bewiesen, dass Aachener Kirche und Thron zeitgleich errichtet worden sind. Die Jerusalem Herkunft der Marmorteile ist ein zwingender Beweis dafür, dass sie frühestens im 11. Jh. nach Aachen gekommen sein können. Die Kalvarienbergsszenen verweisen ebenfalls auf eine spätere Entnahmezeit, womit auch die Kirche jünger werden muss (sonst wäre nach Schüttes Logik der Boden unterm Thron abgewetzt.) Und der Bezug auf die Reichsannalen beweist, dass an der Schriftgläubigkeit auch der Archäologen kaum etwas zu ändern ist. Insgesamt gibt Schütte allmählich der Versuchung nach, die grimmig bekämpfte Phantomzeitthese archäologisch zu bestätigen.

Literatur, so nicht in den Nachträgen enthalten

Borst, Arno (1989): *Astrolab und Klosterreform an der Jahrtausendwende*; Heidelberg

Burgess, Richard W. (1993): *The Chronicle of Hydatius and the Consularia Constantinopolitana*; Oxford

Carr, Karen (1994): “Richard W. Burgess, *The Chronicle of Hydatius and the Consularia Constantinopolitana*”; in: *Bryn Mawr Classical Review* 94.12.01
[//ccat.sas.upenn.edu/bmcr/1994/94.12.01.html](http://ccat.sas.upenn.edu/bmcr/1994/94.12.01.html) (gelesen am 1. 9. 1)

- Demandt, Alexander (1970): „Verformungstendenzen in der Überlieferung antiker Sonnen- und Mondfinsternisse“; in: *Abh. d. Geistes- und Sozialwiss. Kl. d. Akademie d. Wiss. u. de. Lit.*; Mainz, Nr. 7
- Duncan, David Ewing (1999): *Der Kalender*; München
- Herrmann, Dieter B. (2001): „Die astronomischen Grundlagen der Chronologie“; Vortrag, am 15. 3. 2001 vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät gehalten
- Niemitz, Hans-Ulrich (1995): „Die ‚magic dates‘ und ‚secret procedures‘ der Dendrochronologie“; in: *ZS* 7 (3) 291-314
- Schütte, Sven (2001): „Der Aachener Königsstuhl. Graffiti aus Jerusalem. Forscher beweist: Thron entstand doch schon zur Zeit Karls des Großen“; in: *Kölner Stadt-Anzeiger* vom 2. 6. 2001
- Sfar, Mondher (2000) : „L’Eclipse du Soleil du 27 janvier 632: l’unique datation scientifique dans l’histoire du Coran et dans la vie de Muhammad“ ; in : *Le Coran est-il authentique?*; Paris, S. 129-143
- Sherk, Robert K. (1984): *Translated Documents of Greece and Rome. Vol. 4: Rome and the Greek East to th death of Augustus*; Cambridge
- Stauffer, Ethelbert (1957): *Jerusalem und Rom im Zeitalter Christi*; Bern
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit*. 3 Bände Katalog und Beiträge zum Katalog; Mainz

Nachträge zur Mittelalterdebatte, kontinuierlich ab Juni 2001

- ♦ 23. Januar 1999 *Mensch und Maß* – Prof. Wolfgang Zarnack: 300 Jahre europäischer Geschichte erfunden? (Folge 2 im 39. Jahr; mit fünf Fortsetzungen und einem Nachtrag) ♦ 2001: 13.1. *Vorarlberger Nachrichten*, Schwarzach: Rolf Aberer: Besser hinterfragen ♦ März *Ätzipera-Jugendmagazin*, Berlin – Christoph Henseler: Ein Loch in der Geschichte? Heribert Illig behauptet, Karl der Große habe nie gelebt ♦ Juni *P.M.History* – Eva Niederreiter-Egerer: Wie Geschichte geschrieben und gefälscht wurde (3/01, 88-95) ♦ 4.7. *Garmisch-Partenkirchen* – Vortrag HI ♦ 27.-29.7. Fürth, Wochenendseminar der *Thomas-Dehler-Stiftung* mit sechs Vorträgen, Filmvorführung und Diskussionen; Moderator Georg Batz. H. Illig: Das erfundene Mittelalter / Hat Karl der Große wirklich gelebt?; Prof. Gunnar Heinsohn: Grundsätzliche Probleme der Chronologie / Synchronbrüche zwischen mesopotamischer und ägyptischer Chronologie; Dr. Hans Joachim Berbig: Das umstrittene Mittelalter und sein Beitrag zu unserem Verständnis von Geschichte und Gegenwart; Dr. Anton Wohlfart: Astronomische Argumente [vom nicht teilnehmenden Prof. Dieter Herrmann] gegen die Phantomzeit des Heribert Illig. Naturwissenschaftliche Auseinandersetzungen ♦ Ende August *Skeptiker* Jg. 14 (2) 70-75, H.I.: Erfundenes Frühmittelalter – furchtbare oder fruchtbare These? ♦ Ende August *Skeptiker* Jg. 14 (2) 76-79, Stephan Mathiesen: Erfundenes Mittelalter – fruchtlose These! ♦

Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren (II)

Dietmar M. Richter

Teil 2: Die Tagesteilungen der Menschen

Was sind Sonnenuhren?

Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass keineswegs alle Menschen mit dem Begriff Sonnenuhren überhaupt etwas assoziieren. Selbst im sonnenuhrenreichen Bayern wurde zurückgefragt, ob ich eine „Sündenuhr“ meine! Nein, so eine habe man nicht.

Fast in allen Ländern der Erde gibt es Liebhaber, die sich in Arbeitsgruppen oder Gesellschaften vereinigt haben, um „Rund um die Sonnenuhr“ alles zu erkunden (Österreichischer Astronomischer Verein, Deutsche Gesellschaft für Chronometrie, British Sundial Society, um nur drei beispielhaft zu nennen). In allen diesen Ländern gibt es originelle und zum Teil monumentale Sonnenuhren. Deutschland und die Schweiz zählen über 12.000 ortsfeste Sonnenuhren. Die Beschäftigung mit antiken Sonnenuhren ist integrierender Bestandteil der Arbeit in den Gruppen. Es gibt in Europa zahlreiche Spezialisten, die sich durch hervorragende Konstruktionen einen Namen gemacht haben..

Die Definitionen des Begriffes Sonnenuhr sind vielzählig. Keine ist ganz vollkommen, ihr Definitionsbereich teils sehr eng, teils auch unermesslich weit. Zwei Beispiele sollen das demonstrieren:

„Ein Zeitmesser, der aus der Lage des Schattens eines von der Sonne beschienenen Stabes die wahre Ortszeit (WOZ) erkennen lässt. Der Stab

Abkürzungen:

MESZ	Mitteuropäische Sommerzeit
MEZ	Mitteuropäische Zeit (15° östlicher Länge)
MOZ	Mittlere Ortszeit
SSW	Sommersonnenwende, Solstitium
SU	Sonnenuhr
TNG	Tagundnachtgleiche, Äquinoktium
WOZ	Wahre Ortszeit
WSW	Wintersonnenwende, Solstitium
ZGL	Zeitgleichung

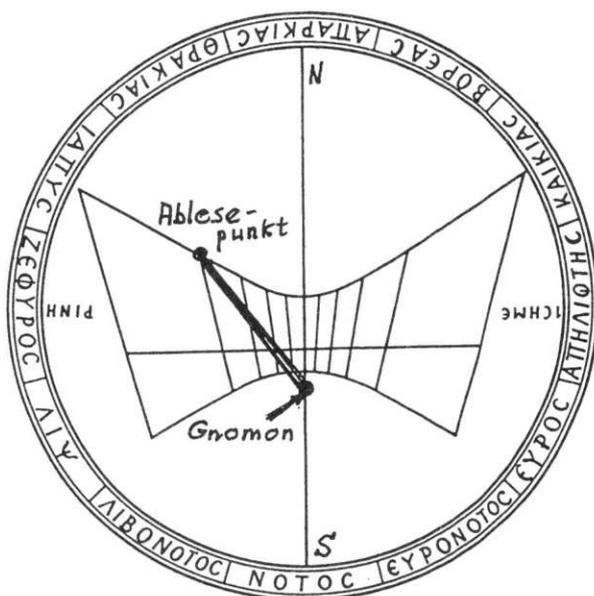
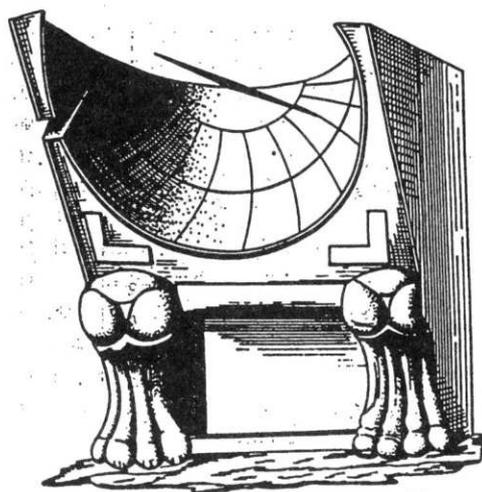


Abb. 8: Skaphe, Bauform: Altrömisches Hemicyclium [Zenkert]
 Abb. 9: Zifferblatt einer römischen Horizontaluhr mit Gnomon [Zenkert]

muss parallel zur Erdachse liegen. Der Neigungswinkel gegen die Ebene des Horizonts ist demnach gleich der geografischen Breite des Aufstellungsortes.“

Das ist eine enge Definition, verbunden mit Besonderheiten wie „Stab“, „Erdachse“, „geografische Breite“ und eingeschränkt auf „Zeitmesser“. Dagegen: „Sonnenuhr, ein Instrument, das Funktionen der Sonnenkoordinaten anzeigt“

Das ist sehr weit. Es reicht von Stonehenge bis zu jedem Wäschepfahl, von Schattenstab über Schattenpunkt bis zum Lichtloch.

Entscheidend ist „das Instrument“ und sein Zweck, die Funktionen des Sonnenstandes. Diese abstrakte Definition muss jedoch in jedem einzelnen Falle noch durch geeignete Einteilungsprinzipien angepasst werden. Schön hat Heinz Schumacher in einem Vers definiert:

Die Sonnenuhr, die gute, ist
Kein Chronometer, denn sie misst
Den Stand der Sonne, nicht die Zeiten
Der Stunden, die vorübergleiten.
Als Name für sie wäre besser:
Des Sonnenstandes Winkelmesser.

Der allgemeinste Sonnenuhrentyp ist jener, bei dem mit Hilfe *eines Schattenpunktes* die Sonnenkoordinaten angezeigt werden. Der Punkt kann konstruktiv durch die Spitze einer Säule, durch die Ecke eines Kreuzes oder auch durch ein Lichtloch in einer Wand realisiert werden. Entscheidend ist jedoch, dass ein Zifferblatt mit einer entsprechenden Einteilung vorhanden ist. Ohne diese ist das „Instrument“ eine bauliche Gegebenheit, aber keine Sonnenuhr im weitesten Sinne. Schattenwerfer und Zifferblatt bilden eine notwendige Einheit.

In Stonehenge hat man viele schattenwerfende Elemente, jedoch fehlt ein Zifferblatt. Man hat aus vielen schattenwerfenden Konturen und Steinsäulen, gewissermaßen über „Kimme und Korn“, in letzter Zeit astronomische Linien hineingerechnet. Das gleiche gilt für andere Steinsetzungen oder Scharrlinien. Auch waren die in Ägypten stehenden Obelisken zu keiner Zeit Sonnenuhren. Es klingt vielleicht etwas herabsetzend, wenn man dann jeden Fahnenmast und jeden Wäschepfahl zur Sonnenuhr erklärt, nur weil sich ein Nutzer den Schattenpunkt zur TNG notiert hat und damit den Tag des Äquinoktiums bestimmt. (Um Missverständnisse zu vermeiden: Natürlich kann man aus jedem Fahnenmast eine SU entwickeln, wenn man ein geeignetes Zifferblatt dazu konstruiert.)

In der Zeit bis etwa -600 oder -400 konnte man SU empirisch bauen: Man nahm einen Schattenwerfer und markierte auf einer Auffangfläche Punkte

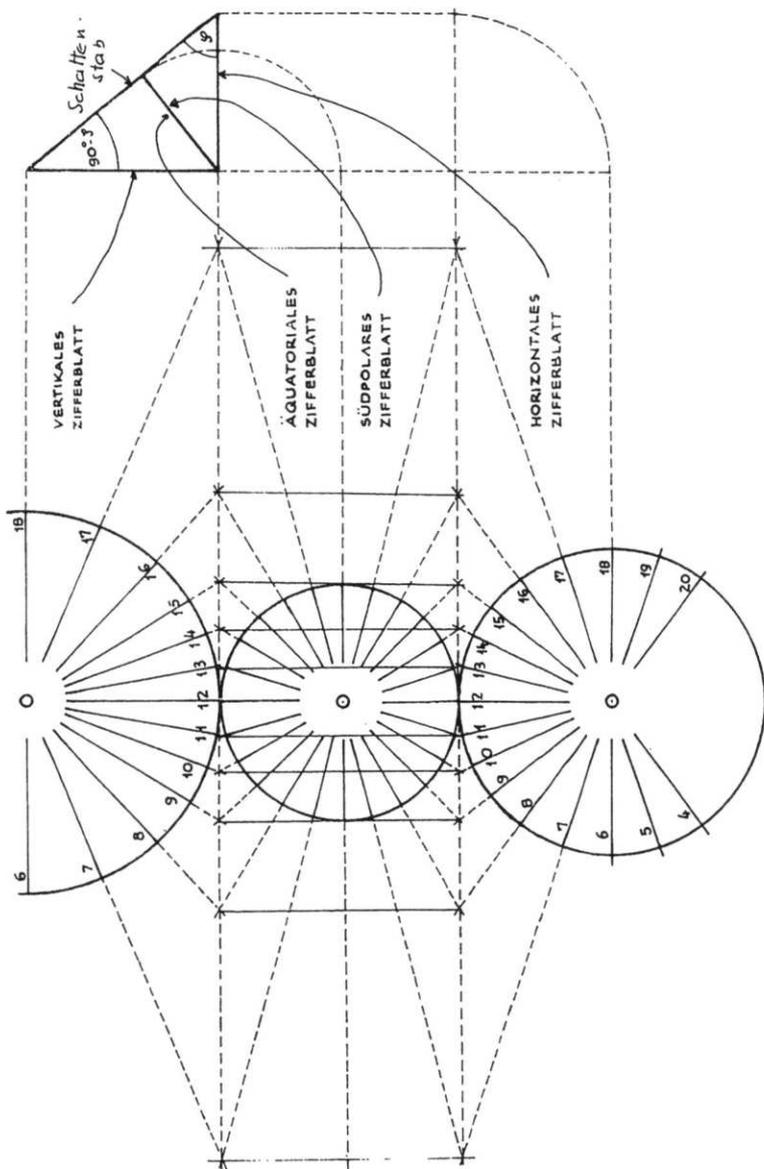


Abb. 10: Dürers Konstruktion 1525 (nachgezeichnet). Rechts wurde das Fundamentaldreieck der Sonnenuhren eingezeichnet.

oder Linien. Hatten zwei Menschen eine SU gleicher Konstruktion, so konnten sie sich einwandfrei über gleiche Zeitpunkte verständigen. Dazu brauchte nicht einmal eine Vereinbarung über Stunden oder andere Zeitintervalle getroffen zu werden; jedoch musste alles am gleichen Tag geschehen. Also etwa so: „Wir treffen uns wieder in 12 Tagen, wenn der Schatten die 4. Marke erreicht“.

Nun hatten die alten Völker schon vor -1000 den lichten Tag und die dunkle Nacht eingeteilt. Sie unterschieden die sternendunkle Nacht (mit dem Mond) vom lichten, sonnenhellen Tag. Beides teilten sie in 12 (gleichlange?) Teile, die Stunden. Diese waren aber nach unseren Stundenbegriff verschieden lang. Im Winter war (auf der Breite von Rom) eine Nachtstunde ca. 80 Minuten lang, eine Tagstunde nur ca. 40. Diese ungleichlangen Stunden heißen Temporalstunden. Die ungleiche Länge schien nicht zu irritieren.

Der neue Kalendertag begann zu verschiedenen Zeitpunkten:

Italische Zählung (auch als italienische, böhmische oder welsche Stunden bezeichnet): Hierbei begann der neue Kalendertag und die Stundenzählung mit dem Sonnenuntergang (horae ab occasu solis) oder auch eine halbe Stunde später. Da dieser von der Deklination der Sonne abhängt, verschiebt er sich von der WSW bis zur SWS immer weiter in den Abend, die Nachtstunden werden kürzer, die Tagstunden länger. Von SWS zur WSW läuft es andersherum. Die Römer und auch die Juden benutzten diese Zählung. Das Ende des lichten Tages, der Beginn des neuen Kalendertages, kann nur an einer SU mit Punktzeiger abgelesen werden.

Babylonische Stunden (auch als griechische Stunden bezeichnet): Der Kalendertag beginnt mit den Sonnenaufgang, ist damit wie bei der italienischen Zählung von der Deklination der Sonne, also vom Datum abhängig. Die babylonischen Stunden können auch nur auf einer SU mit einem punktförmigen Schattenwerfer an einem Punkt des Zifferblattes abgelesen werden. In beiden Fällen konnte die Stundenteilung nach Temporal- (antiken) oder nach gleichlangen Äquinoktialstunden erfolgen.

Ob italische oder babylonische Zählung, beide wurden durch religiöse Tradition erhärtet. Die Römer von einst und die Juden noch heute benutzen die italischen Stunden; deshalb beginnt der Sabbat am Freitagabend mit Sonnenuntergang. Auch im Neuen Testament sind die Stunden italische. Bemerkenswert ist, dass die Griechen ihren Tagesbeginn von den Babyloniern übernahmen.

Die Äquinoktialstunden können an weitaus einfacheren Zifferblattkonstruktionen abgelesen werden. Wenn ein erdachsparalleler Schattenstab (Polos) errichtet wird, dann kann man die Stunden an der *Richtung* des Schattens

allein erkennen. Das ist eine weitaus bequemere Methode und für den Nutzer auch unmittelbar verständlich. Diese Uhren konnten spätestens seit Hipparch (um -150) konstruiert werden. Aber man tat es nicht. Die Methode, mit Temporalstunden zu arbeiten, war sicher aus religiösen Gründen motiviert und man war an sie gewöhnt. Wahrscheinlich deshalb sind alle antiken Uhren mit einem Gnomon ausgerüstet, und die Anzeige wurde an einem Schatten- (oder Licht-)punkt abgelesen.

Die Temporalstunden hielten sich bis ins 15. Jh. So sind die Baseler und Nürnberger Stunden als Sonderformen bekannt.

Punktförmige Schattenwerfer

Zu diesem universellen Uhrentyp sollen Beispiele vorgestellt werden.

Die Skaphe:

Eine Halbkugel wird als Projektionsfläche für einen schattenwerfenden Punkt benützt. Der Schattenwerfer ist eine kleine Kugel, die im Mittelpunkt der Halbkugel angebracht war. War die Halterung waagrecht, so sprach man von einem *Hemicyclium*. Das Schattenbild lieferte den täglichen Lauf der Sonne. Da jedoch von der halbkugeligen Auffangfläche, dem Zifferblatt, nur die Hälfte benötigt wurde, fertigte man später nur noch Viertelkugeln an.

Die horizontale Gnomonuhr:

Schattenwerfer ist ein senkrecht stehender Obelisk oder Stab, der meist in eine Spitze oder Kugel ausläuft. Der Schatten dieser Spitze (Kugel) wird auf einem horizontalen Zifferblatt aufgefangen. Dort, wo der Schatten der Spitze hinfällt, wird die Zeit abgelesen. Die Richtung des Schattens, der durch den Gnomonkörper entsteht, ist für die Ablesung ohne Belang. Fällt das Schattenende auf eine Stundenlinie, so ist es z.B. 5 Uhr. Die Mittagslinie trug immer die Zahl 6 (VI), meist in römischen Ziffern, oder nach griechischem Brauch den 6. Buchstaben des Alphabetes, also ein „Zeta“ (ζ, Z). Nach einer weiteren Temporalstunde wurde die 7. (VII), oder „Eta“ (η, H) erreicht. Oft waren auch gar keine Ziffern oder Buchstaben vorhanden. Die Uhrzeit wurde durch Abzählen ermittelt. Die genau auf den Gnomon zulaufende Stundenlinie war die vollendete sechste Stunde.

Die Stundenlinien bilden Zeitpunkte ab. Die Zeitdauer, z. B. die 7. Stunde ist jene, die zum Zeitpunkt 7 beendet ist, also zwischen den Zeitpunkten 6 und 7 liegt. Das machen wir auch heute noch so, wenn es richtig gemacht wird. (Umgangssprachlich ist das z.T. anders: Wann ist man in der dritten Stunde?)

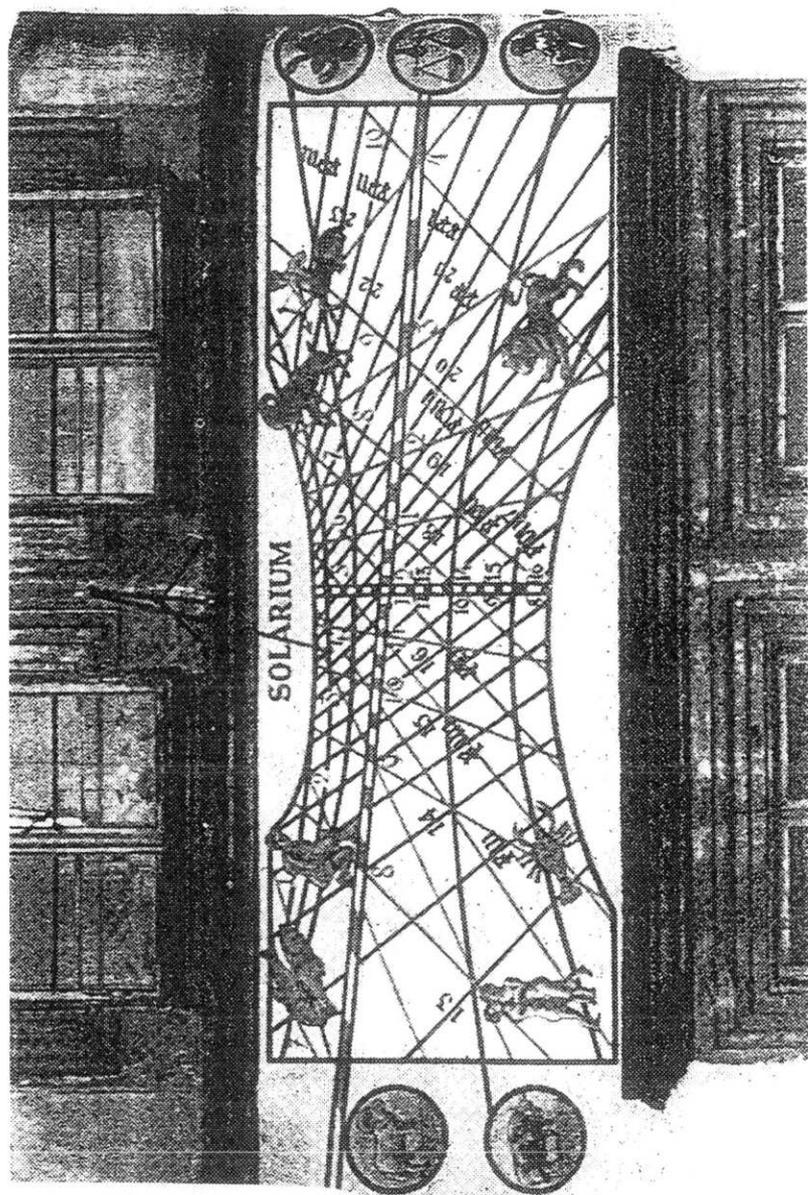


Abb. 11: Scultetus-Uhr Görlitz, Solarium [Winkler]. Äquinoktial-, babylonische und italische Stunden, erdachspareller Polos und Kugel für Punktablesung

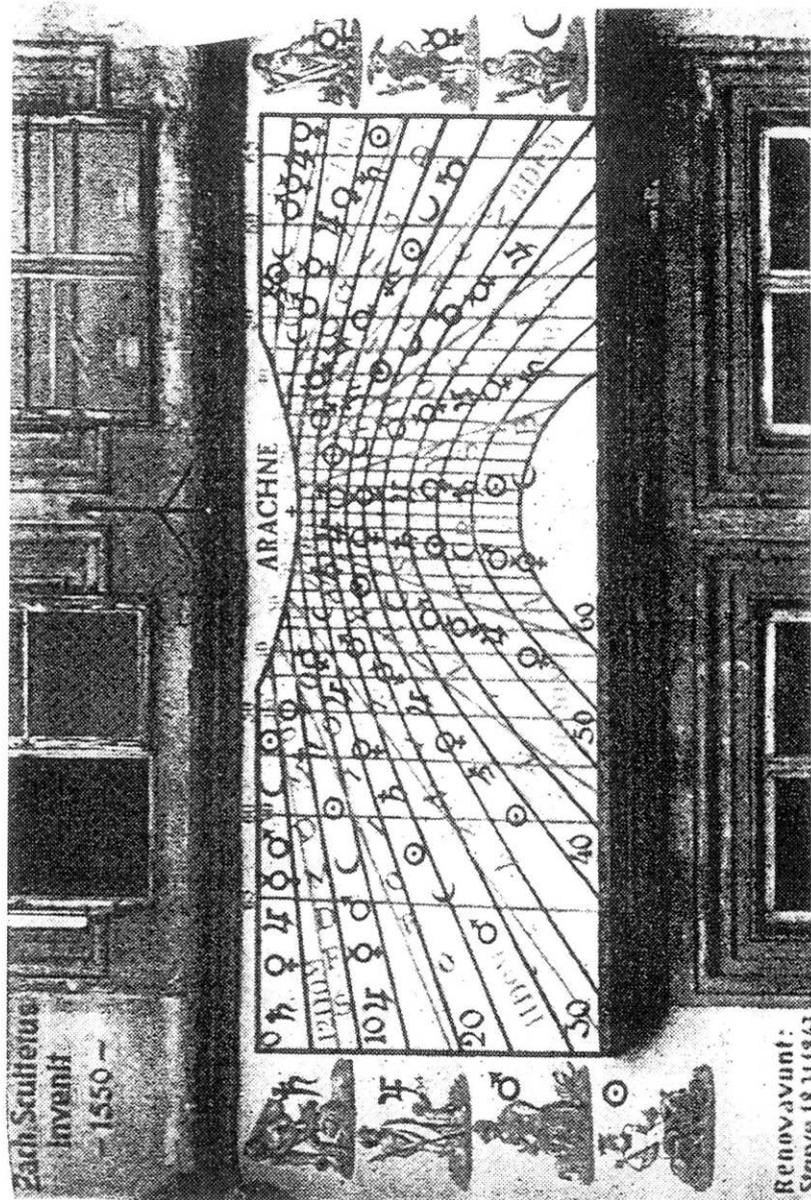


Abb. 12: Scultetus-Uhr Görlitz, Arachne [Winkler]; u.a. Datumslinien, Regenten; nur Punktablesung

Vor oder nach um 3 Uhr?). Die ehemalige Sonnenuhr des Augustus auf dem Marsfeld vor Rom gehörte zu diesem äquatorialem Typ.

Ich nannte die Uhren mit punktförmigen Schattenwerfer und entsprechender Punktablesung den universellen Sonnenuhrentyp. Nachfolgende Liste zeigt, was mit ihr alles bestimmbar war:

A. Informationen über die Tageszeit:

- Wahre Ortszeit in
 - Äquinoktialstunden
 - Temporalstunden
 - Italischen Stunden
 - Babylonischen Stunden
- Stunden seit Sonnenaufgang
- Stunden bis Sonnenuntergang
- Länge des lichten Tages
- Länge der Nacht
- Zonenzeit
- Mittlere Ortszeit (MEZ, MESZ)
- Zonenzeit

B. Kalendarische Informationen:

- Datum
- Zeit des Sonnenauf- und -unterganges
- Sonnenwenden
- Äquinoktien

C. Astronomische Informationen:

- Zeitgleichung
- Sonnenhöhe und Azimut
- Sonnendeklination und Rektaszension
- eekliptikale Länge der Sonne
- Sonnenkulminationszeit
- Sternzeit

D. Geografische Informationen:

- Himmelsrichtungen
- geografische Breite
- (Zeiten von Ebbe und Flut)

E. Astrologische Informationen:

- Tierkreiszeichen, in dem die Sonne steht
- astrologische Häuser (Stundenregenten)

Tierkreiszeichen, das gerade aufgeht Planetenstunden

Diese Angaben sind nicht auf einem einzigen Zifferblatt unterzubringen. Die Ablesung ist kein Vergnügen mehr, sondern selbst für Kenner eine Mühe.

Ein hervorragendes Beispiel ist die Astronomische Uhr in Görlitz. Sie wurde von Zacharias Scultetus (1530-1560) 1550 konstruiert und ist heute noch am der Ratsapotheke am Untermarkt zu besichtigen. Sie wurde mehrfach aufgefrischt und tut auch heute noch ihren Dienst. Sie besteht aus zwei Zifferblättern, einem „SOLARIUM“ und einer „ARACHNE“.

Die veränderliche Schiefe der Ekliptik beeinflusst den Schattenwurf. Wird der Ekliptikwinkel kleiner, so wird die Schattenlänge bei gleichem Azimut etwas länger, wird sie größer, so verkürzen sie sich. Entsprechend den oben genannten Extremwerten der Ekliptikschiefe würden die Schatten auf 41 Grad geografischer Breite für einen 10 m hohen Gnomon folgende Längen haben:

Ekliptikschiefe:	21,9 Grad	24,7 Grad	Differenz
Wintersonnenwende:	25,13 m	21,74 m	3,39 m
Sommersonnenwende:	3,46 m	3,00 m	0,46 m
Äquinoktien	11,50 m	11,50 m	0,00 m

Diese Werte gelten für VI Uhr antiker Zeit, 12 Uhr WOZ. Die Extremwerte werden nach jeweils 20.000 Jahren erreicht. Aber: Mittag ist immer dann, wenn die Sonne im Süden kulminiert. Und daran ändert auch eine Änderung der Ekliptikschiefe nichts.

Man beachte, dass zu den Äquinoktien die Differenz Null ist. An diesem Tag fällt die Schattenspitze immer auf denselben Punkt.

Anders bei den Extremwerten. Hätte man zu einem Jahr mit minimaler Ekliptikneigung den 12-Uhr-Schatten zu einem Datum markiert, z.B. am 21. Dezember (WSW), so läge dieser Punkt 20.000 Jahre später 3,39 m davon entfernt. Die Schattenpunkte wären immer weiter vom 21. Dezember nach ‚innen‘ in Richtung der TNG-Linie gerutscht, lägen also bei falschen Tagesmarkierungen. Gleiches wäre mit der SSW-Linie geschehen. Die Spannweite für die Datumslinien wäre kleiner geworden, von 25,13 m auf 21,74 m geschrumpft. Wenn die durch die Ekliptikänderung erfolgte Verkürzung größer geworden wäre als jene durch die tägliche Deklinationsänderung, dann wäre es an der Zeit gewesen, die Datumslinien proportional zu verkürzen.

Die maximale Verkürzung wäre in 20.000 Jahren abgelaufen. Doch dazu sei aus dem *Lexikon der Astronomie* zitiert:

„gleichzeitig nimmt die Schiefe der Ekliptik gegenwärtig um rund 0,47" [Winkelsekunden !] ab, wozu die Venus mit 0,29" und der Jupiter mit 0,16" pro Jahr die Hauptbeiträge leisten.

Die Änderung der Schiefe der Ekliptik ist langfristig periodisch, sie pendelt im Verlauf von rund 40.000 Jahren zwischen den Extremwerten von 21° 55' und 24° 18'.“

Das periodische Pendeln weist eindeutig auf Sinus- oder Cosinus-Funktionen oder deren Überlagerungen hin. Aber wie lang dauert eine volle Schwingung?

1. Interpretation: Die volle Schwingung (von einem Startpunkt bis zu diesem zurück) dauert 80.000 Jahre, also 40.000 Jahre von einem Extremwert zum anderen.

2. Interpretation: Die volle Schwingung dauert 40.000 Jahre, also 20.000 von einem Extremwert zum andern.

Ich wähle die zweite Interpretation. Davon wird die Schattenlänge nicht beeinflusst, sondern nur die Zeit, in der eine Sonnenuhr ‚aus dem Ruder laufen‘ könnte. Gegenwärtig liegt die Schiefe mit 23° 26' 24,49" oberhalb des Mittelwertes von 23° 06' 30" und wird jährlich kleiner.

Für die mathematische Modellierung des periodischen Vorgangs sind mir die Formeln zweier Forscher bekannt: *Newcomb* und *de Sitter*. Beide sind bis auf die Maßeinheiten identisch, aber als Gleichungen 3. Grades nur geeignet, Näherungswerte in einem Intervall zu liefern. Das Intervall wurde nicht angegeben. Mit der Formel von Newcomb läßt sich besser rechnen *. (Experten sei die Nutzung der Computerprogramme *Guide 7* oder *8* und *Redshift 3* empfohlen. Das ist das Beste, was für ernsthafte Amateure z.Z. verfügbar ist.)

TNG, WSW und SSW sind astronomisch definiert. Ihnen kann ein Kalenderdatum zugeordnet werden. Das Kalenderdatum ist Menschenwerk.

Eine andere Frage ist es, wie sich die Mittagsschattenlänge für ein bestimmtes Kalenderdatum ändert. So beträgt die Sonnendeklination am 21. März nicht immer Null Grad. Diese Null Grad können z. B. schon am 20. März erreicht werden. In einem Schaltjahrzyklus wird alle 4 Jahre die Null-

* ϵ (= Ekliptik) = $23^\circ 27' 8,26'' - 46,845'' T - 0,0059'' T^2 + 0,00181'' T^3$

Bei Newcomb's Formel steht T für die Zahl der Jahrhunderte ab 1900 n. Chr. Also gilt für 1 v. Chr. T = -19, für 12 v. Chr. T = -19,11.

[Gemäß der Fußnote Nr. 47 bei Edmund Buchner (1982): *Die Sonnenuhr des Augustus*; Mainz. Er zitiert aus S. Newcomb (1898): „Tables of the Motion of Earth.“ *Astron. papers prepared for the use of the American Ephemeris and Nautical Almanac*, Bd. 6]

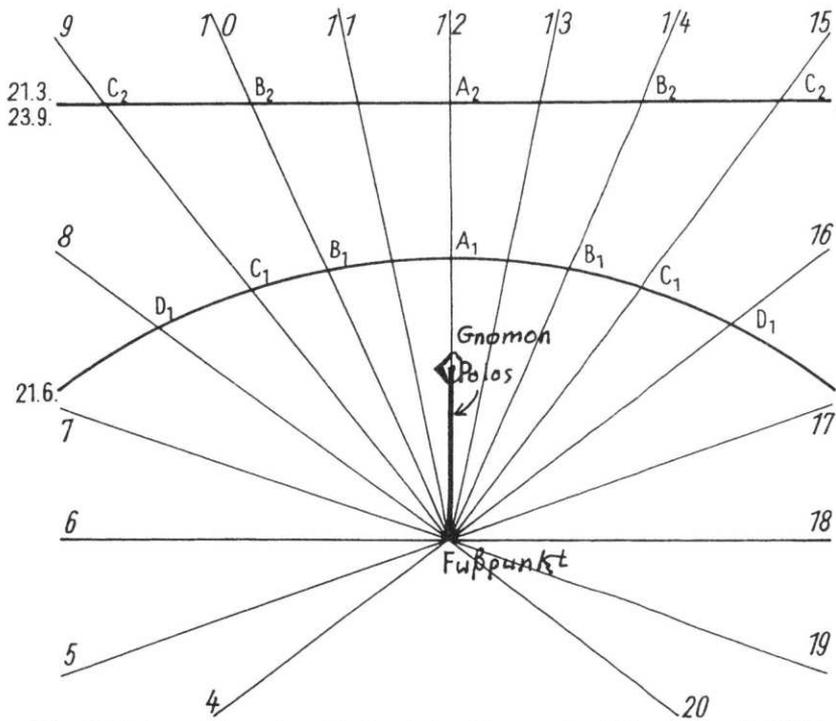
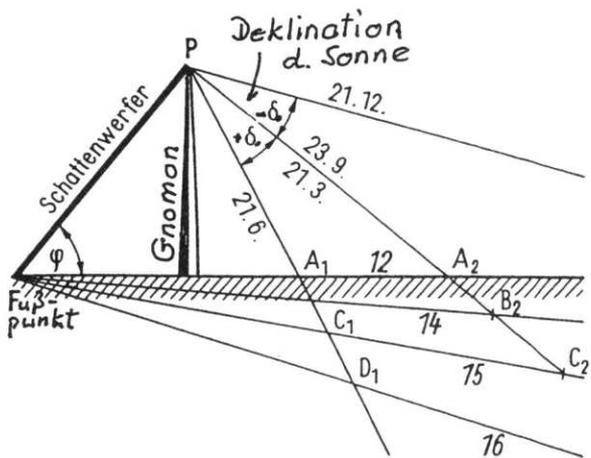


Abb. 13 Datumslinien einer Horizontalen Sonnenuhr. Ablesung nach Richtung (Stunden) und nach Schattenspitze (Datum) [Zenkert]

Tabelle 1:

Längen der Schatten eines 100 "(Fuß) hohen Obelisken für die Jahre 2000, 2030 u. 2060 für die Koordinaten vom Marsfeld, Rom (41,9° n. B., 12,6° ö. L.). Die Zeitangaben sind „Wahre Ortszeiten“ (Sonnenezeit).

Tagesdatum	2000 Schaltjahr	2030	2060 Schaltjahr	2090
20.03.				
10 Uhr	215,40"	215,81"	214,69"	215,10"
11 Uhr	204,20"	204,55"	203,60"	203,95"
12 Uhr	201,02"	201,35"	200,45"	200,78"
13 Uhr	204,20"	204,55"	203,60"	203,95"
14 Uhr	215,40"	215,81"	214,69"	215,10"
21.03.				
10 Uhr	213,87"	214,28"	213,18"	213,58"
11 Uhr	202,90"	203,25"	202,31"	202,65"
12 Uhr	199,78"	200,11"	199,22"	199,55"
13 Uhr	202,90"	203,25"	202,31"	202,65"
14 Uhr	213,87"	214,28"	213,18"	213,58"
22.03.				
10 Uhr	212,37"	212,77"	211,68"	212,08"
11 Uhr	201,62"	201,96"	201,03"	201,37"
12 Uhr	198,57"	198,89"	198,01"	198,33"
13 Uhr	201,62"	201,96"	201,68"	201,37"
14 Uhr	212,37"	212,77"	211,68"	212,08"

Die Schwankungen zu gleichen Zeiten sind durch die Lage der Tage im Schaltjahrzyklus bedingt.

Tabelle 2:

Schiefe der Ekliptik, Angaben in Grad, jeweils um 12 Uhr

Tagesdatum	2000 Schaltjahr	2030	2060 Schaltjahr	2090
20.03.	23,43 92535	23,43 53499	23,43 14460	23,42 75425
21.03.	23,43 92531	23,43 53496	23,43 14457	23,42 75421
22.03.	23,43 92528	23,43 53492	23,43 14453	23,42 75418

Deklination an gleichen Kalenderdaten auftreten. Die Sonnenhöhe wird nicht von der Ekliptikschiefe beeinflusst, sondern davon, wie weit die Erde auf ihrer Bahn vom Widderpunkt entfernt ist.

Man begegnet oft der Meinung, dass die Präzession die Anzeige einer SU verändere. Das ist nicht der Fall. Was ändert sich? Durch die Rotation der Äquatorebene würden sich die Kalenderdaten für astronomisch *definierte* Tage (TNG, WSW, SSW) verschieben. Das aber geschieht nicht mehr, da das gregorianische Schaltjahrregime das verhindert. Man vergleiche die TNG Kalenderdaten für den Julianischen mit dem Gregorianischem Kalender!). Weil man das früher nur unvollkommen beherrschte, kam es zu Verschiebungen der Jahreszeiten relativ zu den astronomischen Daten. Die Anzeige der Sonnenuhren bleibt davon unberührt. Es läuft nichts aus dem Ruder.

Wenn doch etwas – nachweislich – aus dem Ruder gelaufen sein sollte, so ist etwas an der SU kaputt gegangen, etwas Katastrophisches hat sich ereignet. Wenn die Babylonier seinerzeit eine Sonnenuhr richtig gebaut hätten, so ginge diese auch heute noch – mit den babylonischen Stunden – richtig!

Und auch heute noch müsste die Schattenspitze der augusteischen SU zur TNG genau auf den Friedensaltar zulaufen. Nur das Kalenderdatum, an dem das passiert, hat sich geändert; die astronomischen Daten sind gleich geblieben. Der Schatten des Gnomons zeigt an allen Tagen bei gleichem Sonnenazimut einmal auf den Ara Pacis! An diesem Beispiel wird der Unterschied zwischen Schattenpunkt und Schattenrichtung deutlich.

Auch hier gilt: Die Römer müssen es seinerzeit richtig gemacht haben! Sie hatten die Theorie verfügbar. Wenn geschrieben wird, dass diese Uhr schon nach 60 Jahren nicht mehr richtig „ging“, so lag das an Veränderungen an der Uhr, nicht an Präzession oder Schiefe der Ekliptik. Der Schattenpunkt wanderte auf dem Meridian im Schaltjahrzyklus etwas vor und zurück. Diese Schwankungen waren aber kleiner als jene zwischen zwei aufeinander folgenden Kalendertagen.

Um eine Vorstellung zu vermitteln, wie die veränderliche Ekliptik die Schattenlängen zur TNG verändern, dienen die Tabellen „Längen der Schatten“ und „Schiefe der Ekliptik“ auf S. 536. Zur TNG sind die täglichen Änderungen der Sonnendeklination maximal. Die Ekliptikänderungen ergeben in 90 Jahren Schwankungen von etwa 1,5 bis 2 cm; jene durch die tägliche Änderung der Deklination liegen bei 35,5 bis 45,7 cm. In 90 Jahren wird also noch nichts ‚aus dem Ruder laufen‘. Dazu sei auf die Tabelle im Teil I (S. 336) verwiesen, welche die wechselnden Tagesdaten der astronomischen Fixpunkte ausweist. (In den Werten für 2090 stecken noch Unsicherheiten, die meinem Rechenprogramm geschuldet sind. Die Ekliptikneigungen müssten langsam, aber stetig kleiner werden.)

Linienförmige Schattenwerfer (Polos-Typ)

Heutigen Tages findet man kaum noch SU mit schattenwerfendem Gnomon. Die SU überwiegt, bei der ein erdachparalleler Stab oder eine Schattenkante die Richtung weist, nach der die Sonnenstunden gezählt werden. Häufig findet man jedoch, dass auf dem Polos durch eine Kugel ein zusätzlicher Punktshadow erzeugt wird. Diese Kugel markiert die Spitze eines – nicht vorhandenen – Gnomons. Mit seiner Hilfe kann man dann auf geeigneten Zifferblättern alles jenes ablesbar machen, das auch mit „reinen“ Gnomonen möglich ist. Redet man heute von SU, so wird sofort eine solche vom Polos-Typ verstanden. SU mit erdachparallelem Schattenwerfer haben folgende konstruktionsbedingte Eigenschaften:

- Der Polos muss nach astronomisch „Nord“ gerichtet sein;
- Die Neigung des Polos gegen die Horizontebene muss der geografischen Breite gleich sein;
- Die Mittagslinie muss genau in die astronomische Nord-Süd-Richtung weisen;
- Alle Stundenlinien müssen durch den Fußpunkt des Polos gehen;
- Das Zifferblatt kann auf einer beliebigen Ebene im Raum als Projektion des Polos geschaffen werden.

Man unterscheidet nun verschiedene, zum Teil originelle SU danach, wie die Zifferblattebene ausgebildet ist und wie sie im Raum liegt. Folgende wesentliche Arten werden unterschieden:

- Horizontale SU;
- Horizontal-inklinierende SU: Die Ebene ist geneigt;
- Inklinierend-deklinierende SU: Die Ebene ist geneigt und aus der Nord-Süd-Richtung gedreht;
- Vertikale SU;
- Vertikal und deklinierend und /oder inklinierend;
- Äquatoriale SU: Das Zifferblatt liegt in der Äquatorebene, oft als Ringkugel ausgebildet;
- Zifferblätter auf der Innen- oder Außenseite eines Halb/Vollzylinders;
- Zifferblatt auf einer Kugel, auch auf einer „Kartoffel“-Fläche.

Der Fantasie der Künstler und Konstrukteure sind keine Grenzen gesetzt, außer der, dass der Stabschatten die Fläche erreichen muss. SU im Schatten von Bäumen haben nur Symbolcharakter. 99 aller Polos-Uhren sind vertikal. Trägt der Stab eine Kugel, so können mit ihrem Schatten auch all jene Anzei-

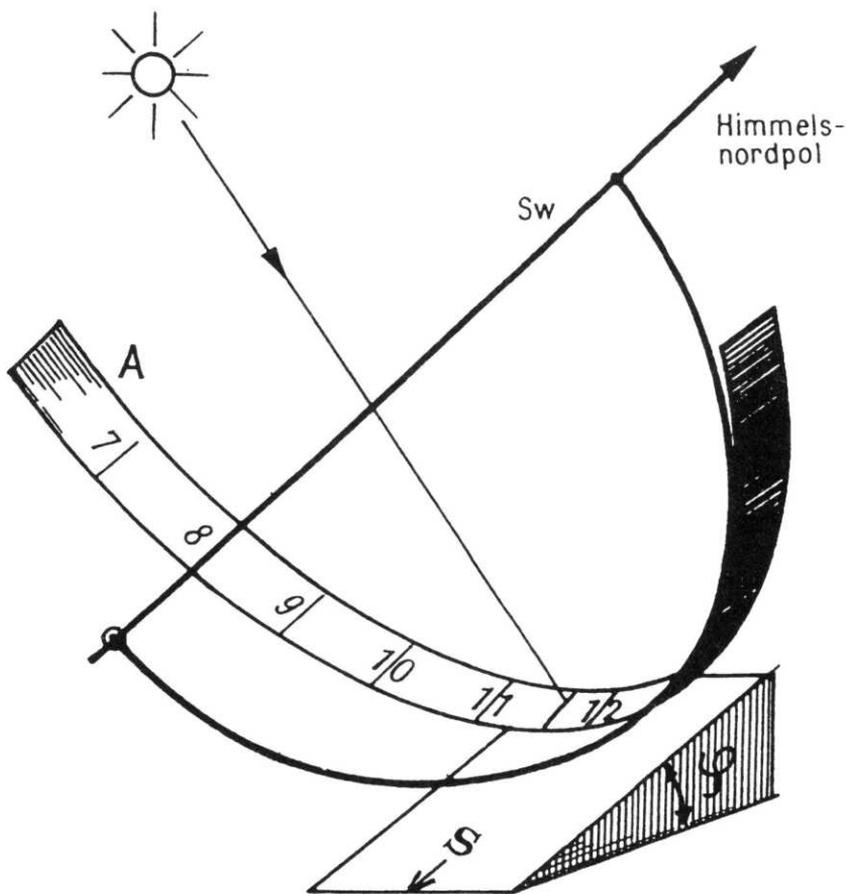


Abb. 14: Äquatorialuhr, Ringkugel (schematisch) [Zenkert]

gen erfolgen, die oben aufgelistet wurden. Die Freude an der künstlerischen Gestaltung, aber auch Unkenntnis über die richtige Konstruktion, führten dazu, dass etwa ein Viertel aller SU falsch gehen.

Alle Sonnenuhren, ob mit Gnomon oder Polos, zeigen immer die „Ortszeit“ (WOZ) an. Diese unterscheidet sich von Längengrad zu Längengrad. Kulminiert die Sonne in Görlitz, so ist es dort genau 12.00 Uhr WOZ. Zur gleichen Zeit steht die Sonne in Aachen noch nicht im Süden. Es ist dort erst 11 Uhr 24 Minuten wahrer Ortszeit. Sonnenuhren, die auf dem gleichen Längengrad, aber verschiedener Breite stehen, haben gleiche Ortszeit. Die Schattenlängen sind jedoch verschieden.

Hätte Hipparch eine Polos-SU gebaut und richtig nach der geografischen Breite orientiert, so würde sie auch heute, nach vielleicht 2.000 Jahren, noch richtig gehen!

Sonderformen

Die Möglichkeit, die Zifferblattfläche frei im Raum anordnen zu können, und der Wunsch, Datumslinien (Monate, Tierkreiszeichen, Tage, Geburtstage usw.) anzuzeigen, führte zu einer überquellenden Vielfalt möglicher Gestaltungen. An diesen Uhren die Zeit ablesen zu wollen, ist eher ein intellektuelles Vergnügen als eine Schnellinformation über die aktuelle Zeit. Es gibt z.B. Vielfächner-SU, die auf 128 Zifferblättern die WOZ rund um die Welt anzeigen können.

Zur Geschichte der Sonnenuhr

Die folgende Liste soll einen Eindruck vermitteln, wann nachweislich SU gebaut wurden. Unterschiedliche Quellen nennen unterschiedliche SU. Die Angaben widersprechen sich kaum, jedoch ist keine der Listen vollständig. Ich habe versucht, die Übergänge von der Empirie zur Berechnung und von Gnomon zum Polos zu markieren und zu kommentieren, habe aber die herkömmliche Chronologie beibehalten.

- um -2000: Ägypten, Mittleres Reich, Erwähnung des „Zählers des Schattens“
- um -1450: Ägypten, Thutmosis III.: Tragbare SU. Gekreuzte Lineale
- um -1220: Ägypten, Merenptah: SU, tragbar, mit senkrechter Auffangfläche, horizontalem Schattenstift
- um -900: Ägypten, Karnak, Tabelle der Schattenlängen,
- um -700: Assur, Ninive, Text MUL.APIN aus der Bibliothek Assurbanipals. Schattenlängen für Solstitien und Äquinoktien.

- um -640: Insel Kos. Berosus beschreibt Skaphe, nach babylonischen Quellen.
- um -600: Ägypten. Horizontale Schattenkante wirft Schatten auf gegenüberliegende Stufen. Vergleich mit Bibelstelle [Jesaias 38,8; 2Könige 20, 10-11], „Rückwärtsgehen des Schattens auf der Treppe des Achas“.
- um -450: Herodot berichtet: „Denn die Uhr für den Wechsel der Jahreszeiten, die Sonnenuhr und die 12 Teile des Tages übernahmen die Griechen von den Babyloniern.“
- um -292: Laut Plinius erste Skaphe in Rom (300 Jahre vor seiner Lebenszeit!)
- um -150: Hipparch beobachtet an einem großen äquatorialen Ring in Alexandria die TNG nach Datum und Uhrzeit. Er entdeckt die Verschiebung des Frühlingspunktes, konstruierte um -150 den Turm der Winde in Athen mit 8 SU, erbaut von Andronikus.
- 46: Julianischer Kalender wird in Rom eingeführt
- um -25: Vitruvius nennt 13 SU, beschreibt jedoch nur eine Konstruktion (das Analemma). Er erwähnt den „Turm der Winde“ in Athen, jedoch nicht die 8 SU daran.
- 8: Augustus' SU auf den Marsfeld vor Rom.
- 50: römische tragbare SU bis +150
- 140: Ptolemäus: SU horizontal, vertikal, Gnomon und Polos. Soll tropisches Jahr definiert haben. Seine Schriften sind verschollen. Als arabische Übersetzung gelangen sie über Spanien als „Almagest“ nach Europa.
- um 600: Gebetsuhren mit waagrechttem Gnomon an armenischen Kirchen
- 605: Pabst Sabinianus verfügt Anbringung von SU an allen Kirchen (Archäologisch nicht nachgewiesen?).
- um 700: Beda Venerabilis' Buch „De mensura horologii“.
- um 800: Al-Chwarizmi: Älteste arabische Schattentafel
- 822: Fulda. Erste SU an Michaeliskirche in Fulda, Vierteilung des Tages
- um 900: Al Battani beschreibt horizontale SU; ihm ist bekannt, dass die Spitze eines Gnomons täglich eine Kegelschnittlinie durchläuft.
- um 1000: Spanien, Ibn Iunis, Beiträge zur Gnomonik, Sonnenquadrant mit Schieber
- um 1250: Marokko, Abul Hassan, Sonnenuhren für Äquinoktialstunden
- 1336: Mailand, erste Räderuhr
- um 1400: Ibn al-Magdi, ägyptischer Astronom kennt Gnomon und Polos!
- 1450: Sibit al Maridini (1423-1495). Bisher einzige nachweisbare Erwähnung eines Polos bei den Arabern.

- um 1450: Wien, Polos-SU am Stephansdom, älteste Polos-SU in Österreich; Urheber vermutlich Georg von Peuerbach
- 1471: Johannes Regiomontanus berechnet Polos-SU für jede Fläche
- um 1500: Albrecht Dürer, zeichnerischer Entwurf von Polos-Sonnenuhren
- 1517: Copernicus, Spiegelsonnenuhr.
- 1531: Sebastian Münster, Süduhr mit Temporal- und Äquinoktialstunden italischer Zählung, Tierkreiszeichen, Tag- und Nachtlängen
- 1656: Huygens erfindet genaue Pendeluhr
- 1665: Huygens veröffentlicht Tabelle der Zeitgleichung.
- 1672: Flamsteed beschreibt erstmalig Zeitgleichung.
- 1747: Bradley (1692-1762) entdeckt Nutation.

Zeitgleichung

Die Zeitgleichung setzt notwendig voraus, dass eine mittlere Zeit für einen Ort (MOZ) existiert. Die tägliche wahre Sonnenzeit (WOZ) weicht von der mittleren Ortszeit (Sonnenzeit) ab. Die ZGL ist die Differenz zwischen beiden Zeiten. Das war aber erst feststellbar, nachdem genau gehende mechanische Uhren einen Vergleich möglich machten. Zunächst hielt man die Abweichung für einen Fehler der Pendeluhr und definierte:

$$\text{Zeitgleichung} = \text{Mittlere Ortszeit (MOZ)} - \text{wahre Ortszeit (WOZ)}$$

Von einer Kulmination der Sonne bis zur nächsten vergehen nicht immer genau 24 Stunden. Die täglichen Abweichungen liegen bei maximal 30 Sekunden. Diese geringen Abweichungen summieren sich so sehr, dass im Laufe mehrerer Monate maximale Differenzen von +16,5 bis -14,3 Minuten entstehen. Im Laufe eines tropischen Jahres ist dann die Summe aller Tages-WOZ gleich der Summe aller Tages-MOZ. Die MOZ ist die über das Jahr gemittelte Zeit. Sonnenuhren zeigen immer die WOZ an, unsere Armbanduhr (wenn sie exakt geht) immer eine mittlere Zeit. In der in der Gnomonik gebräuchlichen Form der ZGL sind zwei Terme enthalten:

1. Die astronomisch begründete Abweichung

Sie wird verursacht durch die wechselnde Bahngeschwindigkeit, mit der die Erde um die Sonne fliegt. Dafür ist die Ellipsenbahn zuständig. Die sichtbare Sonne bewegt sich (aus geozentrischer Sicht) infolge der Deklination teils über, teils unter der Ekliptik. Die Projektion dieser sichtbaren Sonne auf die Ekliptik führt zu einer weiteren Abweichung. Beide Ursachen sind periodisch.

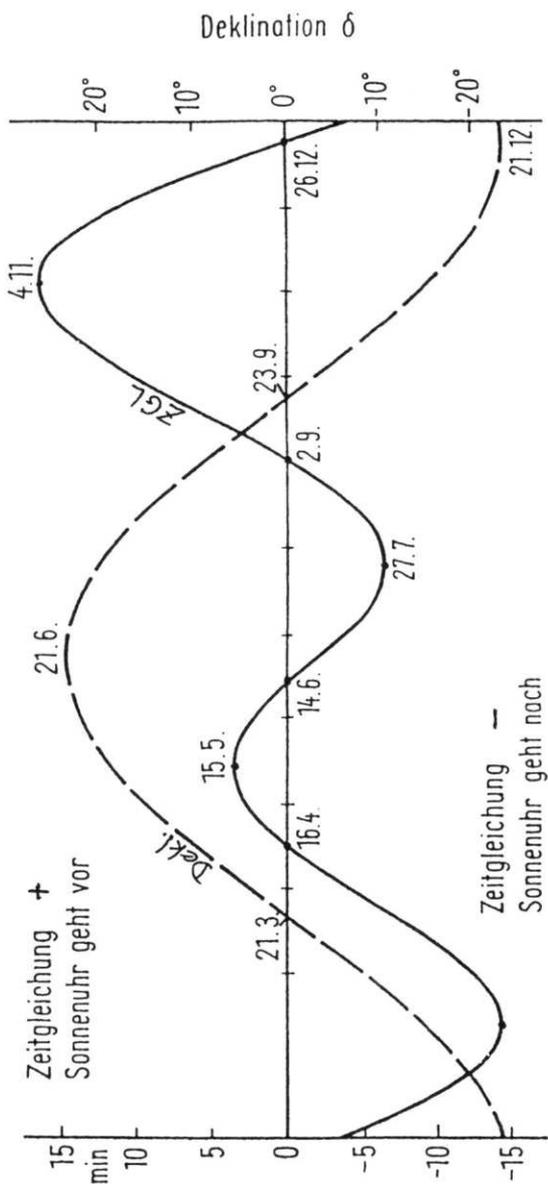


Abb. 15: Zeitgleichung (ZGL) und Deklination (Dekl.) Sonnenuhr geht vor:
Sonne kulminiert vor dem 12 Uhr (MEZ-) Mittag

Sie überlagern sich und geben den Verlauf der (astronomischen) ZGL mit je 2 Maxima und 2 Minima im Jahr.

2. Durch menschliche Definition begründete Abweichung.

Der astronomische Teil der ZGL tritt an gleiche Tagen an allen Orten gleichermaßen auf. Nachdem die Zeitzonen auf der Erde festgelegt worden waren, war es erforderlich, eine zweite Korrektur anzubringen: Die Ortszeitdifferenz.

Eine Zeitzone umfasst Länder, die Meridiane in 15-Grad Abstand zugeordnet wurden. So gehören Görlitz und Aachen zu einer Zeitzone. Die MEZ ist an beiden Orten gleich, während die Ortszeitdifferenz ca. 36 Minuten beträgt (s.o.).

1834 gab der englische „Nautical almanac“ erstmals die astronomischen Daten in mittlerer Zeit an. Zwischen 1930 und 1937 vollzog sich der Übergang zur heutigen Metrologie. Seitdem ist die

Zeitgleichung = Wahre Ortszeit (WOZ) minus mittlere Ortszeit (MOZ)

Statt der Uhr geht nunmehr die Sonne falsch! Hipparch und Ptolemäus konnten eine solche Zeitgleichung nicht benutzt haben, da ihnen das mechanische (jetzt atomare) Zeitnormal fehlte.

Die mittlere Ortszeit (MOZ) wurde 1780 erstmalig in Genf eingeführt, 1792 in London, 1810 in Berlin und 1816 in Paris.

1884 wurde auf einem Internationalen Kongress in Washington die Zeit-zählung von Mitternacht zu Mitternacht vereinbart, der Nullmeridian durch Greenwich gehend definiert und Zeitzonen von 15 Grad Breite vorgeschlagen.

Im Deutschen Reich wurde am 1. April 1893 die Einheitszeit für alle Länder eingeführt. Seitdem fahren die Züge in Hof (Bayern) nach *einer* Uhr, nicht mehr nach einer sächsischen *und* einer bayerischen. Sonnenuhren wurden im 20. Jh. noch lange zum Eichen der Räderuhren benutzt, in Frankreich als Heliochronometer bei den Staatsbahnen bis 1900. Die Notwendigkeit, Räderuhren mittels Sonnenuhren zu eichen, ging in dem Maße zurück, wie es gelang, den „Zeittransport“ mittels elektromagnetischer Effekte mit Lichtgeschwindigkeit zu verwirklichen.

Die Zeitgleichung ist geblieben, wenn es darum geht, aus der Anzeige der Sonnenuhren die Anzeigen der Quarz- und Funkuhren zu berechnen. Auch dazu gibt es ein schönes Gedicht von Heinz Schumacher:

Der Sonne Zeit, die zirkulare,
war, ist und bleibt die einzig wahre!
Wie auch der Mensch die Stunden teilt
nach Dünken und Belieben,
der WAHRE MITTAG ist und bleibt
verbindlich vorgeschrieben.
Die WAHRE ZEIT zeigt immer nur
die Sonnen-, nicht die Armbanduhr.

Auch Wilhelm Busch hat augenzwinkernd für Gnomoniker und Historiker hinterlassen:

Als mir die Zeit entgegenkam,
erschien sie mir hübsch wundersam
und angenehm und lecker.
Sie ging vorüber, und – o weh! –
nun, da ich sie von hinten seh',
bemerck ich ihren Höcker.

Fazit

Sonnenuhren, so sie einst werk- und wissensgerecht gebaut wurden, gehen über Jahrtausende richtig! Die Präzession kann ihnen nichts anhaben. Die Schiefe der Ekliptik ändert langsam nur die Schattenlängen. Das ständige Auf und Ab der Deklination lässt die Schatten täglich wachsen und wieder kürzer werden. Sie wandern von West über Nord nach Ost. Nur wenn Kontinente stürzen und Pole springen sollten, dann stürzen auch die Sonnenuhren. Finden Ausgräber Gnomone und ihre Zifferblätter, so können sie auf die Zeit, da sie erbaut wurden, zurückrechnen, wenn die astronomischen Werte der Vergangenheit sicher bekannt sind. Die kürzeste Fassung dieses Beitrags könnte lauten:

Hätten unsere Vorfahren vor zigtausend Jahren eine Sonnenuhr richtig gebaut, so würde sie auch heute noch genau so richtig gehen wie damals, wenn man die Ekliptikänderungen berücksichtigt. Hätten sie es falsch gemacht, so wäre auch der Fehler ‚richtig‘ konserviert worden.

Korrekturen zum Teil 1 von „Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren“ [ZS 2/2001, 323-337]:

S. 326, 6. Zeile von oben: Statt „Horizontalsystem“ lies „Äquatorsystem“

S. 326, 11. Zeile von oben: Statt „Himmelpunkt“ lies „Himmelspol“.

Dr. sc. Dr.-Ing. Dietmar M. Richter, 01445 Radebeul, Altkötzschenbroda 60 B

Das katastrophische Herbsträtsel in Gestalt einer Rezension von Angelika Müller

Als Velikovsky behauptete und belegte, dass die letzte menscheitsbedrohende Katastrophe – ausgelöst durch das Erscheinen des Himmelskörpers Venus im Planetensystem – erst in der für den Menschen historischen Zeit stattgefunden habe, ahnte er gar nicht, wie recht er damit hatte.

Tatsächlich ereignete sie sich nämlich erst sehr kurz vor dem Erscheinen seines Buches *Worlds in Collision* (1950), und zwar an einem 7. Oktober um 8.42 Uhr in den 40er Jahren des 20. Jhs. Wir wissen dies so genau aus dem nun in verstaubten Bücherregalen (wieder-)entdeckten einzigen Originalbericht über diese Katastrophe: das Vorbeiziehen eines der Erde gleichgroßen glühenden Himmelskörpers und der – schließlich doch nicht stattgefunden habenden – Kollision mit unserem Planeten.

Dies Dokument enthält die bisher schmerzlich vermissten Informationen darüber, wie die Lebewesen das Herannahen des Kometen erleben, welchen Anblick er ihnen bot (sogar eine zeitgenössische Abbildung kann hier veröffentlicht werden), von ihrer Flucht vor dem Himmelskörper (doch wohin?), vom Untergang der Natur, und von der Fähigkeit der Lebewesen, bei all dem Desaster und aller Sinnsuche ob seiner Ursachen doch stets dem Leben den Vorrang zu geben und schließlich zu überleben. Dieser Bericht ist tröstlich und voller Liebe für das Leben, ohne das Schmerzhaft-Traumatische zu verdrängen. Nirgends sonst in alten Quellen erfahren wir so hautnah das Weltbild der Frühzeit und erfahren nebenbei einiges über Möglichkeiten, sich im Kometen-Fall zu schützen. Zum Beispiel zogen sich damals die Betroffenen in Grotten und Höhlen zurück, womit auch endlich definitiv geklärt ist, dass die ‚steinzeitlichen Höhlenbewohner‘ sich in historischer Zeit eben dort in Sicherheit zu bringen versuchten.

Ein MUSS für alle Leser der Zeiteinsprünge und alle, die die nächste Katastrophe fürchten oder ersehnen, und gut geeigneter (Vor-)Lesestoff für die nächste Generation von Katastrophisten dieser oder jener Art.

Wer die Fundstelle der Originalquelle herausfindet, möge sie der Rezensentin zuleiten. Die ersten drei Einsender werden mit der Auflösung im nächsten Heft genannt und erhalten den einschlägigen Preis. Wer nicht fündig wird: Mein Sohn Stephan verrät (auf seinen ausdrücklichen Wunsch) die Auflösung gegen Einsendung von 10,- DM an die unten genannte Adresse, trug er doch

die Hauptlast bei der Entdeckung der Textquelle. Die Redaktion unterstützt dieses sonst unübliche Verfahren, weil es sich um den jüngsten beitragenden Leser der *Zeitensprünge* handelt, der so Förderung für seine weiteren Forschungen erhält.

Ich bitte um Verständnis, dass im Folgenden nur Auszüge aus der Originalquelle wiedergegeben werden können. Im weiteren steht der ursprüngliche Text in normaler Schrift, während Ergänzungen und Kommentare der Rezensentin kursiv eingefügt sind.



Anfangs ging nur ein unruhiger Wind durch die Bäume, die seufzten und alle ihre Blätter umlegten; ein ganzes Heer von grauen Wolken segelte am Himmel, während oben in der Dunkelheit die Ungeheuer des Himmels herumstreifen ... Skorpion, Bär, Drache [17 f.]. Später gab es einen unnatürlichen Regen ... Man spürt etwas Wunderliches in der Luft – hat Vorahnungen; dass vermutlich etwas Schreckliches, Unnatürliches geschehen wird, ist absolut sicher [21] – an diesem mangelnden Naturverständnis der Frühzeit erkennt man zuverlässig die Echtheit der Quelle!

Dem Philosophen ist bereits das Haus zusammengefallen, deshalb ist er besonders besorgt und tunkt seinen Schnurrbart ahnungsvoll in Palmwein [21, 23] – ein ursprüngliches Abendmahlsritual? Sonderbar magische Dinge ereignen sich, ein Aspekt, der bisher nicht bekannt war und kaum durch Manipulationen der wissenden Priesterschaft erklärt werden kann: Verschiedenste Gegenstände, Möwen und Früchte erscheinen plötzlich in Form eines (fünfzackigen?) Sternes mit Schweif, den der Philosoph zu deuten vermag als glühenden Kometen, der durch das schwarze Weltall saust, mit einem feurigen Schweif hinter sich [29]. Ob er kommt?

„Davon habe ich keine Ahnung“, gibt er zu. „Vielleicht werden wir zu Brei, vielleicht auch nicht. Übrigens ist es ja egal, nachdem alles unnötig ist“ (seine Lieblingstheorie). Und bevor er einschläft, gibt er aus seiner Hängematte heraus jedem Geschöpf den Rat: „Spiel, solange du kannst.“ *Haben wir hier den Initiator des heilenden Nachspielens vor uns?*

Ein Tag nach dem anderen war grau, aber es regnete nie. Die Wolken wanderten feierlich in endlosen düsteren Reihen am Himmel entlang, und unter ihnen lag die Erde und wartete [37]. *Über die Zukunft sind die Lebewesen nicht gerade glücklich, denn sie wissen, dass Kometen gefährlich sind ... sie sausen wie Verrückte im Weltall herum und schleppen einen glühenden Schweif hinter sich her. Alle anderen Sterne haben eine richtige Bahn, in der sie kreisen ... aber die Kometen fahren herum, wie sie wollen und tauchen hier und dort auf, und wenn man es gerade am wenigsten erwartet – man beachte*

die animistische Wahrnehmung der Himmelskörper. Es wird ein schreckliches Elend sein, falls der Komet mitten in den Magen der Erde hineinsaut. Es wäre schrecklich, wenn die Erde kaputtginge. Sie ist so schön [42].

Einige Lebewesen begeben sich auf die Bergspitzen, wo sie mit Entsetzen feststellen, dass der Himmel nicht mehr blau ist, sondern eine schwache rote Farbe hat, die unnatürlich wirkt. Schließlich wird der Himmel ganz schwarz und die großen Sterne flackerten, als ob sie lebendig wären. Und tief drinnen leuchtete etwas rot, wie ein böses Auge. Das ist der Komet und er saust geradewegs auf die Erde zu.

Beim Rückweg ins Tal ist von der Sonne nicht mehr viel übrig [75], der Kompass spielt verrückt und dreht sich nur noch. „Vielleicht hat er Angst vor dem Kometen?“ Es handelt sich vermutlich um den Einfluss des Magnetfeldes der Venus; man beachte jedoch – trotz animistischer Denkweise – diese ersten Ansätze einer Naturtheorie-Bildung.

Die Teiche und Seen sind ausgetrocknet, die Wasserrosen gestorben; am Grund ist nur noch Schlamm. Hier werden auch weniger wissende Lebewesen erwähnt, die die Farbe des Himmels nicht interessiert – „meinetwegen kann er auch kariert sein“ –, die aber darüber jammern, nicht mehr mit den Füßen plätschern zu können. Wir erfahren nebenbei, dass schon damals eine Art Zuckerwasser auf längeren Reisen mitgeführt wurde, womit die Lebewesen sich in dieser wasserlosen Zeit eine Weile ernähren konnte. Inzwischen ist der Himmel dunkelrot und in der Ferne flammte und flackerte ein roter Punkt, als wäre er sehr heiß [82 f.].

Man kann ihn nun sogar am Tag sehen; „gestern sah er noch aus wie ein Ameisenei, heute ist er wie ein Tennisball“. Nachts sieht der aufgehende Mond eigenartig grünbleich und matt aus, der Komet war genauso groß wie der Vollmond geworden und beleuchtete mit seinem unwirklich roten Licht den ganzen Wald [92].

Dort finden sie endlich auch den Tanzboden, vermutlich einer der zahlreichen Kult- und Versammlungsplätze, auf dem getanzt, gesungen und musiziert wird, was das Zeug hält. Es wimmelte dort von Lebewesen, und keiner dachte an den Kometen, der einsam und glühend durch den nächtlichen Weltraum flog. Einzelne meinten: „Wir haben keine Zeit zum Tanzen, wenn die Welt untergeht“, doch wird ihnen erwidert: „Ein wenig Zeit haben wir noch“ und „Tanz ist wichtig“ [84, 92].

Am fünften Oktober sangen die Vögel nicht mehr, die Sonne war kaum zu sehen. Über dem Waldrand stand der Komet, groß wie ein Wagenrad, und rundherum hatte er einen Ring aus Feuer. Auch die lebenslustigsten Geschöpfe haben nun keine Lust mehr zu spielen [99]. Alle sind durstig und dort, wo das Meer hätte sein sollen, mit weichen blauen Wellen ... öffnete sich jetzt ein

unerhörter Abgrund. Aus den gewaltigen Tiefen stieg heißer Dampf empor, es brodelte und roch merkwürdig und scharf. Die Ufer verloren sich in zackigen Schluchten, deren Grund nicht zu sehen war.

Ein in seiner poetischen Kargheit noch vorhomerisch zu datierender Klagegesang – man beachte die auffallenden Ähnlichkeiten zu altägyptischen Klagetexten – hebt an: „Das schöne Meer! Dahin! Verloren!“ Einige lehnen ihren Kopf ans Knie und wollen nichts mehr sehen. Schließlich siegt der Lebenswille und sie durchqueren die schlammige Wüste auf Stelzen – darauf konnte die Archäologie niemals kommen, da alle Beweisstücke natürlich verrottet sind – mit eingeschränkter Sichtweite, denn überall ist dichter Wasserdampf – Nifl- bzw. Nebelheim!. Ungeheuer, die noch in den Tiefen hausen, werden bekämpft mit Hilfe eines Spiegels, der ihnen das flammende Licht des Kometen genau in die Augen lenkt – daher vermutlich der noch heute bei der japanischen Göttin Amaterasu existierende Spiegelkult.

Einige Lebewesen entwickeln sinnstiftende Theorien, deren Fortbestehen wir – z.T. nur noch als heiß ersehnte Problemlösung – bis in die Gegenwart hinein feststellen können. Zum Beispiel: „Man kann dankbar sein, dass man keine Qualle ist. Erbärmliche Tröpfe, die nicht ohne Wasser leben können ... Es ist sehr leicht möglich, dass all dies geschah, damit wir mehr Platz haben [110]. Einige ergriff Traurigkeit beim Gedanken daran, wie ängstlich die Erde sein musste, da sie die leuchtende Feuerkugel sich nähern sah [112].

Wenige Tage vor dem erwarteten Zusammenprall mit der Erde war der Komet schauerlich groß geworden. Man konnte deutlich einen Kranz von



zitternden Flammen darum herum sehen. Der Wasserdampf war in der Hitze verschwunden, und man konnte weit über den Meeresgrund sehen ... Alle sind auf der Flucht und blicken ängstlich zum Himmel, keiner hat Zeit stehen-zubleiben und zu plaudern. *Die meisten gehen zu Fuß*, aber manche hatten einen Karren oder Wagen, einige hatten das ganze Haus mitgenommen.

Inzwischen hörte man von weit her ein schwaches Sausen, eine Art von weinendem Gesang. Er kam näher, brauste stärker und dröhnte wie ein ganzes Orchester ... der rote Himmel wurde durch eine schwarze Wolke verdunkelt, die schwebte und sich senkte und geradewegs im Wald versank ... Es sah aus, als wären die Bäume lebendig geworden ... es wimmelte von ... Heuschrecken ... Es war unheimlich anzusehen, wie der ganze Wald aufgefressen wurde [120]. Die Übereinstimmung mit ägyptischen Quellen ist verblüffend und darf als erhärtend für die Echtheit gewertet werden.

Die Heuschrecken kündigen den Wirbelsturm an, der mit schwarzen Flügeln angefliegen kommt. Er donnerte drohend, wirbelte den Sand zu Säulen zusammen, *wuchs* ... und kreiselte brüllend durch den Wald und zerbrach die Bäume wie Zündhölzer.

Am siebten Oktober war es ganz windstill und sehr heiß. Der Komet schien den Himmel ganz zu verdecken und leuchtete so gewaltig, dass sie es nicht wagten, ihn anzusehen. *Fast jedes kleine Lebewesen hatte ein Loch gefunden, um sich zu retten, nur einer - der EINE? - stellt fest: "Die Erdenkinder mögen klagen und sich fürchten, aber nie eine Philosoph"* [129]. Der Himmel war jetzt dunkelrot, alles ächzte vor Hitze. Der Komet war ganz nah und stürzte weißglühend und riesengroß auf das Tal zu ... Die heiße Luft brannte in den Augen, der Mund war gänzlich trocken. Dann, außerhalb der Grotte, ein Zischen, ein gewaltiges Getöse ... es krachte wie Milliarden von Knallerbsen und der ganze Fels zitterte und bebte ... Mit Getöse und Krachen schleppte der Komet seinen feuerrot flammenden Schweif durch das ganze Tal, durch die Wälder und Berge und stürzte wieder ins Weltall hinaus. Wäre er nur ein kleines, kleines Stück näher zur Erde gekommen, so wäre alles in Trümmer gegangen. Jetzt peitschte er nur einmal mit seinem Schweif ...

Andernfalls wären ja alle Lebewesen zu Brei geworden - und es gäbe uns heute nicht. Es wird aber noch viel Forscherschweiß kosten den Umstand aufzuklären, warum noch im 20. Jh. bei einem Fast-Impakt der Beobachter derart regrediert, dass er in archaische, psychologisch gesehen in frühkindliche Betrachtungs- und Erzählweise zurückfällt. Da diese Quelle ganz offensichtlich die näheren Umstände der postulierten Venus-Katastrophe beschreibt, stehen uns noch enorme chronologische Verkürzungen ins Haus.

Angelika und Stephan Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Heribert Klabes gestorben (1922-2001)

„Am Anfang der Entwicklungsreihe ‚Westwerk‘ steht also ein Bauwerk, dessen bauliche Qualität seine Existenz bis heute garantiert hat. Seine überzeitliche römische Architektur wurde zum Bindeglied zwischen der Antike und dem Mittelalter. Sie gab der nach Eigenformen suchenden Romanik Grundlagen zu einer baulichen Selbstdarstellung.

Es gibt darum für den christlichen Sakralbau ‚Westwerk‘ keine baulichen Entwicklungsstufen! Hier steht zu Beginn ein römischer Quadrifrons, der, von den Mönchen zu Corvey zu einem ‚trium turrium‘ umgebaut, zum Prototyp aller abendländischen ‚Westwerke‘ wird. Darum erscheint ein solcher Sakralbau auch zunächst nur in Verbindung mit Klosterkirchen des Benediktinerordens. Gegenüber dem Prototyp zu Corvey sind die Nachfolgebauten aber ausschließlich Reduktionsformen.

Die bestehende Auffassung über die Entstehung der ‚Westwerke‘ - ‚... hier ist eine architektonische Schöpfung sichtbar, die einmal nicht auf frühchristlichen, römischen, syrischen, kleinasiatischen Vorstufen fußt, sondern offenbar wirklich etwas ganz Neues, Abendländisches darstellt ...‘ (E. Kuhbach-Elbern: *Das frühmittelalterliche Imperium*; Baden-Baden, 65 f.) - ist hinsichtlich der nachgewiesenen römischen CIVITAS an der Weser zu Corvey neu zu überdenken.“

Das sind Worte von Heribert Klabes aus seinem 1997 im Huxaria Verlag, Höxter, erschienenen Buch: *CORVEY. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas. Eine Studie unter dem Aspekt der Aussage des Cassius Dio (56,18) ‚... ihre Truppen überwinterten dort, auch wurden Städte gegründet, ...‘* [S. 221].

Heribert Klabes ist am 31. Juli d. J. im Alter von fast 80 Jahren in Rheda-Wiedenbrück verstorben. Er hatte bis zuletzt an der zweiten Auflage dieses Buches gearbeitet, in den letzten beiden Jahren allerdings durch eine schwere Krankheit zunehmend körperlich geschwächt. Diese zweite Auflage wird durch Freunde in seinem Sinne herausgegeben.

H. Klabes wurde in Höxter als Sohn des dortigen Straßenbaumeisters geboren. Nach dem Abitur studierte er Hoch- und Tiefbau und legte sein Examen als Ingenieur ab. Zuvor kam allerdings der Krieg, der ihn unter anderem in folgende Einsatzgebiete führte: Griechenland, Fallschirmjäger auf Kreta

und Sizilien, Rückzugsgefechte in Italien, dort auch Pompeji und Herkulanum.

Im Frühling des Jahres 1945 musste er seine ‚Studienaufenthalte im Herzen des Imperium Romanum‘ abrupt beenden: Er geriet in Gefangenschaft. Ziemlich schnell gelang ihm die Flucht und er schlug sich in Nachtmärschen durch das wieder einmal besetzte ‚Germanien‘ zu seinen Eltern nach Höxter durch.

1945 und 1946 war H. Klages Baustellenleiter bei der Wiederherstellung der in den letzten Kriegsmonaten gesprengten Eisenbahnbrücke zwischen Höxter und Corvey und bei der Beseitigung der schlimmsten Kriegsschäden an Westwerk und Kirche von Corvey. Dabei sind ihm damals schon etliche Besonderheiten wie Malereien auf dem Urputz, Ziegelklein im Urputz sowie etruskische Bögen im Mauerwerk aufgefallen. Corvey und seine Eigentümlichkeiten ließen ihn sein Leben lang nicht mehr los, gleich ob als Baumeister oder während seiner Lehrtätigkeit im Bausektor.

So wurde sein Buch zur Quintessenz einer fünfzigjährigen Beschäftigung mit seinem geliebten Bauwerk. Wenige dürften es besser als er gekannt haben. Dass er mit dieser gediegenen Kenntnis zu ganz anderen Schlüssen gekommen ist als die etablierte Kunstgeschichte, hat sie ihm nicht verziehen. Ein römisches Corvey darf nicht einmal gedacht, geschweige denn geschrieben und propagiert werden. So war es nur konsequent, dass die Paderborner Ausstellung von 1999 die Datierungsthese von H. Klages in keiner Weise erwähnte. H. Illig, der die Verbindungsmöglichkeiten zwischen Klages‘ und seiner eigenen Phantomzeithese aufgezeigt hat [ZS 3-98,492], sprach im Zusammenhang mit Paderborn von einer „peinlichen Demonstration mediävistischer Ignoranz und Arroganz“ [ZS 3-99, 424]. H. Klages ließ sich von all den Einwänden, Anfeindungen und Invektiven nicht beirren. Er blieb bei seiner wohlbegründeten These, die er mit ständigen Erweiterungen untermauerte. Seine Unerschrockenheit wird beispielhaft in Erinnerung bleiben.

H. Nitz / H. Weeg

Zitate und Bücher

„Krieg der Sterne. Der von Homer geschilderte Krieg in der trojanischen Ebene fand nicht auf der Erde, sondern am Himmel statt. Teilnehmer des Krieges waren nicht die Griechen und Trojaner auf der Erde, sondern die Sterne und die Sternbilder des Himmels über Troja und der Ägäis. Ziel des Krieges war nicht die Eroberung Trojas, sondern das Auswendiglernen der himmlischen Geografie.

Die Zuhörer der Darbietungen waren nicht kulturbeflissene Adlige, sondern Seeleute, die die genaue Kenntnis des Sternenhimmels benötigten, um – vor der Entdeckung von Kompass und Uhr – ihre Zielhäfen sicher und auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Die Handlungen des ‚Kriegs der Sterne‘ spielten nur deshalb vor Troja, weil die damals größte Seehandelsstadt viele anatolische Landratten zu navigationstüchtigen Seeleuten ausbilden musste.

Homer hat später die viel erzählten trojanischen Sternsagen zu dem astronomischen Lehrgedicht Ilias zusammengefasst, um den Griechen der Kolonisationszeit des achten Jahrhunderts vor Christus, die gerade die Hochseeschifffahrt erlernten, die überlegene trojanische Sternkunde und Navigationskunst zu vermitteln. Die seefahrenden Griechen liebten Homer über alles, weil die Kenntnis seiner Dichtung ihnen das Überleben auf hoher See sicherte.

Seit Aratos im dritten Jahrhundert vor Christus in einem neuen astronomischen Lehrgedicht eine modernere Sternkarte schuf, wurde Homer vor allem als Dichter zweier Heldenepen verstanden, aber noch Lukian im zweiten Jahrhundert n. Chr. wusste, dass das Liebesabenteuer von Aphrodite und Ares (Odyssee 8, 266-366) sich auf die Konjunktion der Planeten Venus und Mars am Sternenhimmel bezog (Lukian, Astrologie 22).

Hertha von Dechend hat 1969 in einem bahnbrechenden Werk die astronomischen Grundlagen vieler europäischer und asiatischer Sagenstoffe beschrieben (Giorgio de Santillana, Hertha von Dechend: *Hamlet's Mill*, deutsch: *Die Mühlen des Hamlet*, 1992). 1999 haben Florence und Kenneth Wood in ‚*Homer's Secret Iliad*‘ (Homers geheime Ilias) die Beziehungen zwischen dem irdischen Krieg der Griechen gegen Troja und den Bewegungen der Sterne und Sternbilder am Nachthimmel glänzend analysiert.“

Diesen Leserbrief von Johannes Neumann, Radebeul, druckte die SZ am 9. 4. 2001. Wir bringen diese velikovskyanische, jedoch katastrophenbereinigte Vorstellung zur Erinnerung an Prof. Dr. Hertha von Dechend: 5. 10. 1915 – 23. 4. 2001.

„Die Naturwissenschaften sind die einzige Kraft, die seit Jahrhunderten ständig an Einfluss gewinnt. Allerdings funktioniert Wissenschaft nicht nach demokratischen Prinzipien. Eher im Gegenteil. Wenn 99 Prozent aller Wissenschaftler einer Meinung sind, ist sie mit großer Wahrscheinlichkeit sogar falsch. Aber auch wenn 99 Prozent aller Wissenschaftler Schlafwandler sind, so hat doch das restliche Prozent in den letzten dreihundert Jahren ungeheuer viel erreicht.“

Kary Mullis, Nobelpreisträger für Chemie [SZ Magazin S. 24]

„Reinhardt Koselleck umriß die Situation für die Geschichtswissenschaften: Der Historiker konstruiere seine Quellen ebenso wie die Geschichte, die er auf diese Quellen stützt. Er muß auswählen, wonach er fragen und was er als Antwort akzeptieren will, Kein Historiker kann die Vergangenheit eins zu eins wiedererstehen lassen, er muß etwas weglassen, um zeigen zu können, was er zeigen will. Und er muß seine Interpretation immer wieder neu beginnen, um in einer veränderten Welt verständlich zu bleiben.“

Manuela Lenzen: „Viele verschiedene Fenster öffnen sich zur Welt. Konstruktion wissenschaftlicher Erkenntnis funktioniert in Natur- und Geisteswissenschaften anders / Eine Tagung in Bielefeld“ [FAZ, 27.6.01]

Ein Fund von Franz Siepe, Marburg

Zwei Buchhinweise:

Paul J. Muenzer (1999): *Die bildhaften Schriftzeichen des Diskos von Phaistos. Parallelen im archäologischen Fundgut – Botanisch-zoologische Bedeutung – Beziehungen zu Ilias und Odyssee*; München (Bezug über „Verlag NG Kopierladen GmbH“, 80469 München, Pestalozzistr. 16; 200 S., 280 Zeichnungen und Bilder, DM 34,-)

Es gibt viele Übersetzungsversuche des berühmten, 1909 entdeckten Diskos, die alle nicht überzeugen, aber mangels vergleichbarer Texte nicht zu widerlegen sind – außer durch die nächste Übersetzung. Den wohl einzig gangbaren Weg hat Muenzer geebnet, indem er jedes der 45 verschiedenen Schriftzeichen genauest analysiert hat, um überhaupt die Basis für eine Übersetzung zu legen. In diesem Band ist seine Übersetzung noch nicht enthalten, aber sie ist gelungen, indem er – genauso wie für Linear B – Griechisch zu Grunde gelegt hat: „Erdmutter Fürstin, junge Frau ...“

Ulrich Voigt (2001): *Esels Welt. Mnemotechnik zwischen Simonides und Harry Lorayne*; Likanas Verlag, Hamburg, 270 S., mit Zeichnungen, DM 68,-
Dr. Voigt, den *Zeitensprünge*-Lesern als Autor bekannt [z.B. ZS 2/2000], berichtet hier über Eselsbrücken und andere Gedächtniskrücken.

Mantis Verlag (Preise inkl. Versandkosten)

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Paperback, 22,- DM

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 39,90 DM, für Abonnenten 36,-

Heribert Illig · Franz Löhner (⁴1999): Der Bau der Cheopspyramide
nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁴2001): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 54,- DM, für Abonnenten 48,-

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indusal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 20,- DM

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 12,50

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 22,- DM

Sämtliche Hefte von **Zeitensprünge** und **Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart**
sind seit Beginn (1989) lieferbar. Aktuelles Register s. www.mantis-verlag.de

Essaybände (bis 1918, ab 1919) von **Egon Friedell: Abschaffung des Genies** und **Selbstanzeige** (Hg. H. Illig), gebunden, jeweils 19,- DM

--- Nur im Buchhandel die Titel von Econ:

H. Illig (⁹2000): **Das erfundene Mittelalter**; geb., 19,80 DM

H. Illig (⁵2001): **Das erfundene Mittelalter**; Tb 18,90 DM (aktualis. + Nachwort)

H. Illig (⁴2001): **Wer hat an der Uhr gedreht?**; Tb, 17,90 DM

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 13, Heft 3, September 2001

- 355 Editorial
- 356 Meinhard Hoffmann: Pharaonisches Geblüt in Amerika.
'Meine Mumie im Keller'
- 383 Andreas Birken: Der Untergang der Sothis, verursacht
durch Lynn Rose. Eine Buchbesprechung
- 393 Heribert Illig: Ötzi - Satire wider Willen
- 401 Ulrich Becker: "Drei Sonnen" - wirklich im Neolithikum?
- 410 Klaus Weissgerber: Zur magyarischen Phantomzeit.
Die Ungarische Bilderchronik
- 440 Gunnar Heinsohn: Danzig und die rätselhafte frühmittel-
alterliche Chronologielücke des Weichseldeltas
- 463 Gunnar Heinsohn: Maurer der Kaiser und Kaiser der
Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim
- 467 H. Illig / Günter Lelarge: Ingelheim - karolingisch
oder römisch?
- 493 Alfred Tamerl: Beowulf - das älteste germanische
Heldenepos?
- 513 H. Illig: Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren
Diskussion der Phantomzeitthese
- 524 Dietmar M. Richter: Der Himmel, die Menschen und die
Sonnenuhren (II)
- 546 Angelika Müller: Das katastrophische Herbsträtzel
- 551 H. Nitz / H. Weeg: Heribert Klages gestorben
-
- 354 Impressum
- 553 Zitate und Bücher
- 555 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233